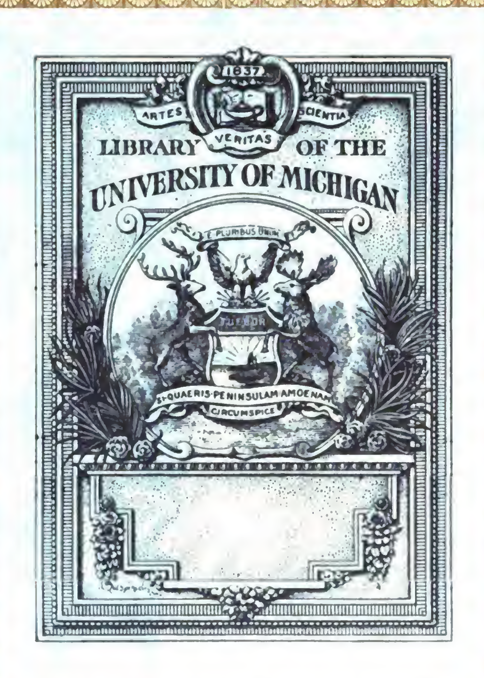

Bibliothek der Unterhaltung
und des Wissens


1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



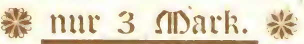
Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Das billigste Lexikon ist:

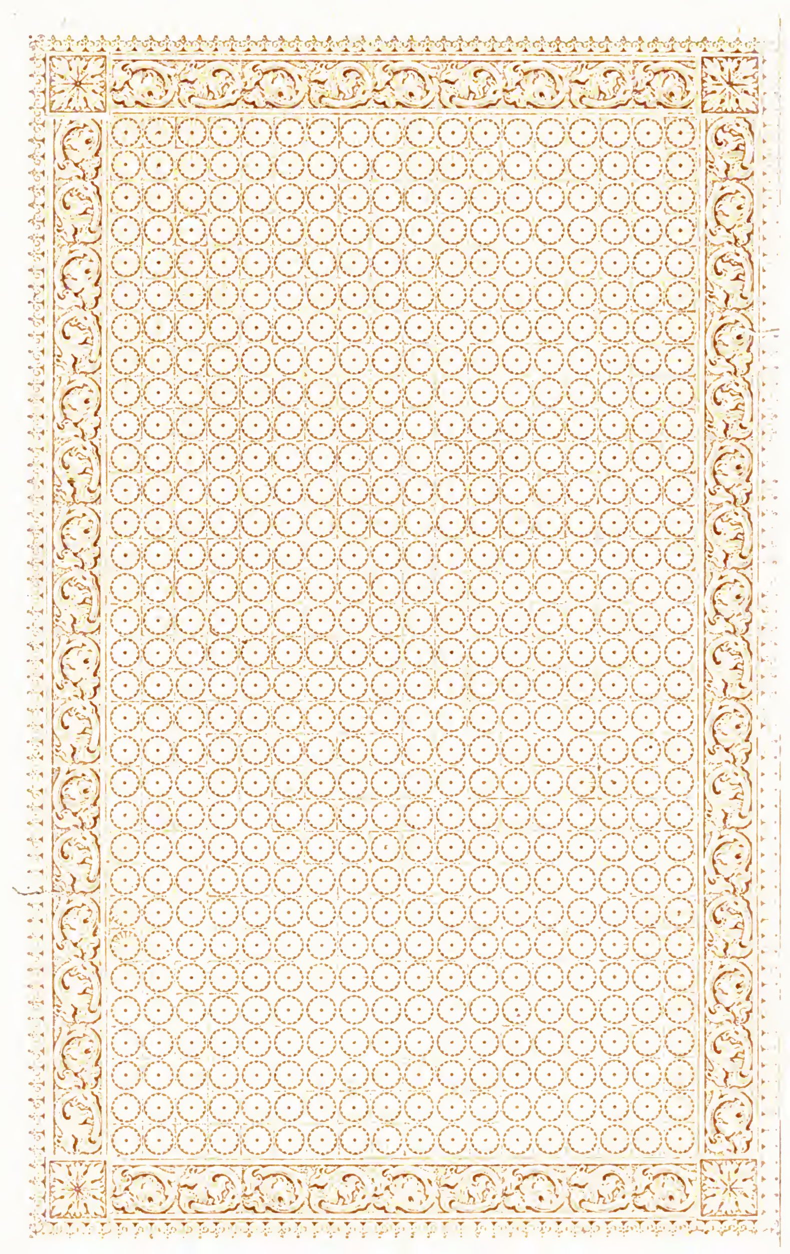
Kürschners Taschen-Konversations-Lexikon.

Die siebente, vollständig umgearbeitete Auflage wurde mit einer Aussprachebezeichnung und zahlreichen Illustrationstafeln vermehrt, so daß es neben seinem übrigen, erstaunlich reichen Inhalt auf jede Frage eine prompte und zuverlässige Antwort geben kann.

Elegant in Ganzleinwand gebunden



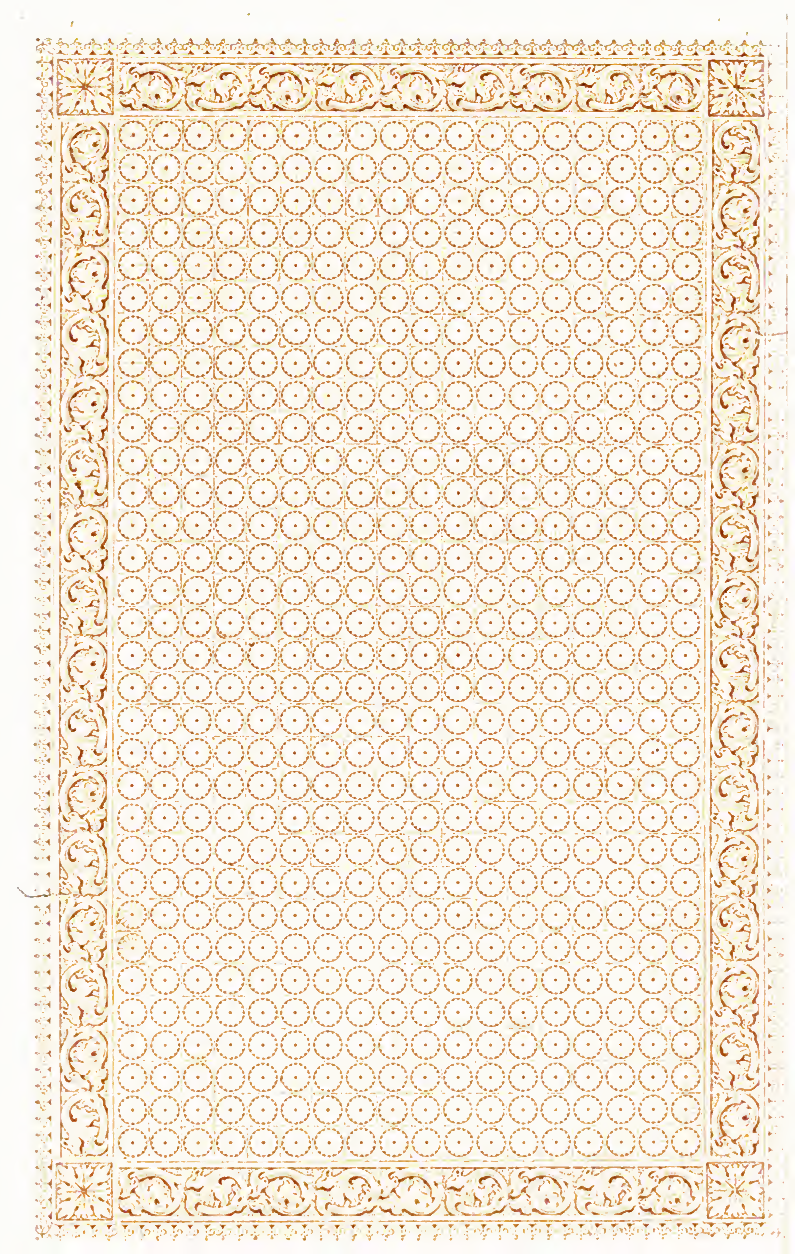




Bibliothek

der

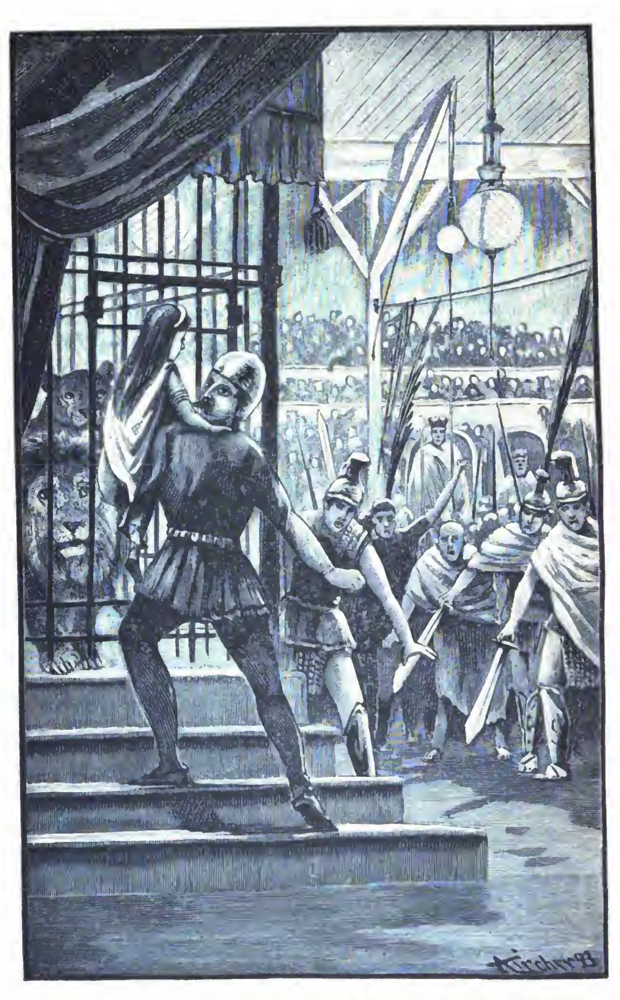
Unterhaltung und des Wissens.



Bibliothek

der

Unterhaltung und des Wissens.



Zu der Erzählung „Wildes Blut" von Signor Saltarino. (S. 101)
Originalzeichnung von A. Kircher.

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten,

sowie zahlreichen Illustrationen.

Jahrgang 1893.

Zehnter Band.

Stuttgart, Berlin, Leipzig.
Union Deutsche Verlagsgesellschaft.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.



Inhalts-Verzeichniß.

Seite



Vor hundert Jahren.

Roman aus der Zeit der französischen Revolution.

Von

Woldemar Urban.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

13.

Ohne jedes Zeichen einer außergewöhnlichen Erregung, kühl und nachdenklich, wie es seine gewöhnliche Art war, ging Robespierre aus dem Hause Danton's fort. Noch ehe er in seiner Wohnung ankam, sagte daher sein Vertrauter St. Just: „Es scheint nicht, als ob Du dem Wortwechsel mit Danton eine besondere Bedeutung beilegtest."

„Welche Bedeutung sollte ich ihm denn beilegen? Was Danton mir gesagt hat, das wußte ich schon längst, auch ohne daß er es mir zu sagen brauchte. Er ist ein Mensch ohne jede Konsequenz. Er bleibt auf halbem Wege stehen. Und was ich ihm gesagt habe, das wußte ich ebenfalls längst. Weshalb sollte ich mich also darüber ereifern, daß wir uns endlich gesagt haben, was früher oder später doch gesagt werden mußte."

„Nun, ich hätte doch gemeint, daß aus dem Auftreten Danton's gegen Dich manche Lehre für die Zukunft zu ziehen wäre."

„Gewiß. Die alte und immer wieder neue Lehre, daß

der Wein geschwätzig macht und die Menschen Dinge sagen läßt, die sie lieber für sich behalten sollten."

„Ich meine, man sollte Danton in Zukunft mehr auf die Finger sehen."

„Bah!" machte Robespierre verächtlich und schnitt damit die Fortsetzung des Gespräches ab.

Als er nach Hause kam, fand er auf seinem Schreibtische einen Brief, der folgendermaßen lautete:

„Bürger Robespierre!

Richte Dein Augenmerk auf die Salons der Frau v. Amaranthe, wo heftige und mächtige Feinde gegen Dich konspiriren. Deine Verehrerin und Freundin."

Eine anonyme Denunziation, wie sie Robespierre in besonders erregten Zeiten zu Dutzenden erhielt. Also nicht der Brief selbst konnte Robespierre in eine besondere Erregung bringen, sondern nur die eigenthümliche Stimmung, in der er ihn erhielt.

Als Robespierre nämlich dem hünenhaften, ihm an Körperkraft und Fülle der Gestalt weit überlegenen Danton gegenüber gestanden hatte, in dem nämlichen Augenblick, wie er in das von Weindunst erregte, wild leuchtende Auge Danton's geblickt hatte, war ihm — die hübsche Bürgerin Tallien eingefallen, die ihm kaum eine halbe Stunde vorher gesagt hatte: „Sie haben die Verpflichtung, nichts zu unterlassen, was zu Ihrer Sicherheit dient." Nun kam dieser Drohbrief. Robespierre wußte, daß er unzählige heftige Feinde hatte. Er ging nie unbewaffnet aus und nie allein. Das Schicksal Marat's machte ihn bedenklich.

Er war allein in seinem Zimmer. Lange hielt er den Brief in der Hand, schaute nachdenklich darüber hinweg durch das Fenster auf den Abendhimmel, der sich herbstlich-melancholisch mit grauen und grauweißlichen Wolken umzogen hatte, die von eiligen Winden bald zerrissen, bald zu dunkeln, drohenden Massen zusammengeballt wurden.

„Wie wird mein Ende sein!“ murmelte er endlich halblaut vor sich hin. „Das Ende muß ja kommen, aber wie wird es sein?“

Vollständig von seinen Gedanken in Anspruch genommen, ließ er sich schwer und wuchtig in einen Sessel fallen.

Plötzlich wurde die Thüre seines Zimmers heftig aufgerissen und mit allen Zeichen des Schreckens und der Angst in den Zügen stürzte Leonore Duplay herein.

„Zu Hilfe! — zu Hilfe!“ rief sie wie besinnungslos, „Bürger Robespierre. Was ist geschehen, was ist Ihnen?“

Erstaunt richtete sich Robespierre wieder auf.

„Sie sind es, Leonore? Was haben Sie denn? Was soll mir denn sein?“

Wie unsinnig vor Angst und ganz fassungslos tastete das junge Mädchen an Robespierre herum.

„O, Sie sind unversehrt! O, welches Glück, ich glaubte schon —“

„Aber was denn? Wollen Sie mir nicht sagen, was das Alles zu bedeuten hat? Woher diese Angst?“

Das Mädchen wurde jetzt etwas ruhiger und besonnener. „Ich weiß es nicht, Bürger Robespierre,“ antwortete sie etwas verlegen. „Ich saß in der Küche beim Feuer, als mich auf einmal eine rasende Angst um Sie befiel. Ich sah im Geiste, wie man die Waffe auf sie richtete, wie Leute herzustürzten, die Sie greifen wollten, und plötzlich hörte ich ganz deutlich, wie Ihr Körper dumpf zu Boden fiel. Da konnte ich mich nicht mehr halten, und besinnungslos, wie ich war, stürzte ich hier herein, um Ihnen zu helfen. Wie froh bin ich, daß es nur Einbildung, nur ein Wahn war.“

„Wie seltsam, wie sonderbar!“ sagte Robespierre nachdenklich und dann, als er bemerkte, daß sich Leonore Duplay still und schüchtern wieder zurückziehen wollte, setzte er



halblaut hinzu: „Leonore, kennen Sie die Rue Contre-scarpe?“

„Ja, Bürger Robespierre, sie befindet sich in der Nähe der —“

„Still. Ich weiß wohl, wo sie sich befindet. Ich wollte nur wissen, ob Sie sie auch kennen. In der Rue Contre-scarpe steht ein kleines einstöckiges Haus, das im Parterre keine Fenster hat, sondern nur im Obergeschoß. Sie werden es daran unzweifelhaft erkennen. Schräg gegenüber befindet sich außerdem als besonderes Merkmal ein Brunnen, auf dem ein plumpes Steinbild steht, das, wenn ich nicht irre, den heiligen Bartholomäus vorstellen soll. In diesem Hause wohnt die Bürgerin Théot. Verstehen Sie, Leonore?“

„Ja, Bürger Robespierre. Ich habe es wohl gehört. Théot. Ich werde es mir auch merken. Was wünschen Sie weiter?“

„Zu dieser Frau sollen Sie hingehen und sie fragen, wann ich sie ungestört und allein sprechen kann.“

„Ich werde es sogleich ausrichten.“

„Aber ich wünsche nicht, Leonore, daß von der Sache gesprochen wird. Kann ich mich auf Sie verlassen?“

„Bürger Robespierre!“ sagte das Mädchen fast weinerlich, „habe ich jemals einen Wunsch, den Sie ausdrückten —“

„Es ist gut, Leonore. Ich weiß, Sie sind mir treu. Ich kann mich auf Sie verlassen. Gehen Sie und bringen Sie mir Nachricht.“

Gleich darauf war Robespierre wieder allein und durchmaß nachdenklich die kleine einfache Stube, in der er wohnte. Zu jeder anderen Zeit wäre dem kalten, philosophisch gebildeten Robespierre ein solches Vorhaben, wie er es beabsichtigte, absurd, einfältig, albern erschienen, aber in dieser Stimmung, in die er durch die Ereignisse des Tages nicht nur, sondern auch durch die trübe, dämmerige,

ahnungsvolle Herbstmelancholie, durch die in grotesken, immer sich verändernden Formen am Abendhimmel hineilenden grauen Wolkenmassen, durch das Geräusch der Winde in den Baumkronen und das Rascheln der dürren, herabfallenden Blätter versetzt worden war, erschien ihm ein Besuch bei Madame Théot minder abenteuerlich.

„Weshalb denn nicht?“ fragte er sich in dieser Stimmung, „kann nicht auch der klügste Mann einmal einen Unsinn anhören? Hat es Marat nicht auch gethan? Haben es nicht tausend Andere gethan? Thut es weh, einmal eine Dummheit anzuhören? Kann man nicht auch daraus lernen? Gewiß, man kann aus allen Formen des Lebens, die vorhanden sind, lernen, man muß es nur recht machen.“

Dabei schwebte ihm immer das Schicksal Marat's vor. Mißtrauisch war ja Robespierre von Haus aus, und er wurde es immer mehr, je mächtiger er wurde und je einflußreicher er war. Er wollte sich sichern. Madame Tallien hatte Recht, er hatte die Verpflichtung dazu. Was ging es ihn an, wie die Wissenschaft der Madame Théot beschaffen war? Wenn es nur eine war! Und so zahlreichen Proben nach, die sie gegeben hatte, mußte man doch zugeben, daß etwas an der Sache war. Erklärlich oder nicht, begreiflich oder unbegreiflich, zufällig oder nicht, es war in jedem Falle etwas daran. Weshalb also nicht?

Es war schon finster geworden, als Leonore Duplay aus der Rue Contrescarpe zurückkam. Sie brachte die Antwort, daß der Bürger Robespierre der Wahrsagerin jederzeit hochwillkommen sein würde und daß er sie heute Abend vollständig ungestört sprechen könne. Sie werde Niemand, außer ihn, empfangen.

„Wer ist drüben bei euch?“ fragte Robespierre das Mädchen.

„Mein Vater und St. Just,“ antwortete Leonore.

„Sagen Sie ihnen, sie sollen mich begleiten. Sagen

Sie ihnen aber nicht, wem mein Besuch gilt. Hören Sie, Leonore?"

„Ja, Bürger Robespierre."

„Gut. Besorgen Sie uns einen Wagen, der am Hinterhause warten kann."

Das Haus der Bürgerin Katharina Théot war für ihre Zwecke wie geschaffen. Das Erdgeschoß lag, wenn die Bewohnerin keinen Besuch erwartete oder nicht empfangen wollte, bei Tag und Nacht dunkel, und es wagte wohl Niemand, ohne besondere Führung in die krausen, labyrinthischen Gänge einzudringen. Einer der hinteren dieser kleinen, winkeligen Räume war der gewöhnliche Aufenthalt der Wahrsagerin. Hatte sie wichtigen Besuch, so brachte sie ihn in die etwas freieren und eleganteren Räume des Obergeschosses. Aber hatte sich der Besucher schon in den unteren, nur spärlich mit Kerzen beleuchteten Räumlichkeiten unter all' dem todten Viehzeug, was da wohl präparirt und oft in bedrohlichen Stellungen aufgehäuft war, unter den alten Bogen und Pfeilen, die an den Wänden hingen, unter den weißglänzenden Menschenschädeln und ähnlichen Schaustücken unheimlich befunden, so wurde seine Phantasie im oberen Stockwerk wieder durch große Fernröhre und optische Maschinerien, durch merkwürdig vertheilte Spiegel, durch spanische Wände und allerhand anderen Humbug beunruhigt.

Demjenigen, der zum ersten Male diese Räume betrat, machten diese Gegenstände einen krausen, kunterbunten Eindruck. Er sah keinen Zweck. Erst der oftmalige und obendrein sehr aufmerksame Besucher bemerkte, daß zum Beispiel die Spiegel mit einer wunderbaren Berechnung angebracht waren, die es ermöglichte, Beobachtungen von Sachen und Personen anzustellen, ohne daß ein Unberufener auch nur eine Ahnung davon hatte.

Bürgerin Théot saß in ihrem gewöhnlichen Stübchen im Parterre, mitten unter ihren alten Knochen und gespenstischen Fledermäusen und Uhus, als sie vernahm, wie ein Wagen die sonst ziemlich stille Rue Contrescarpe heranrollte und vor ihrem Hause hielt. Gleich darauf pochte es in eigenthümlicher, wahrscheinlich verabredeter Weise am Thor, und Bürgerin Théot ging um zu öffnen.

Eine Dame, vollständig in Schwarz gekleidet, mit dichtem Schleier vor dem Gesicht, stand vor ihr.

„Sind Sie es, Bürgerin Tallien?"

„Ich bin es. Sie haben mich rufen lassen, Bürgerin?"

„Ja. Kommen Sie rasch und treten Sie ein. Er kann jeden Augenblick hier sein. Schicken Sie Ihren Wagen fort."

„Wer kann jeden Augenblick hier sein?"

„Wer sonst als Robespierre!"

„Wahrhaftig?" fragte Bürgerin Tallien nochmals in höchster Erregung.

Die alte Théot nickte. Dann winkte sie dem Kutscher, daß er fortfahren solle, und schlug die Thür hinter Madame Tallien wieder zu.

Sie führte ihren Besuch direkt nach dem oberen Geschoß.

„Sie glauben also wirklich —" begann die erregte und ungeduldige Madame Tallien wieder, aber die alte Frau unterbrach sie sofort wieder, indem sie kurz und bestimmt sagte:

„Seien Sie still. Wir haben vielleicht nur wenige Minuten Zeit, und die müssen wir benützen zu den nöthigen Anweisungen. Sie nehmen also dort hinter der Tapete Platz, Bürgerin. In einer kleinen Versenkung im Boden steht ein Stuhl, auf den setzen Sie sich, und rühren sich nicht, so lange die Sitzung dauert. Verstanden?"

„Aber Sie hatten mir doch versprochen, daß ich ihn sehen und beobachten könne, ohne daß er mich —"

„Seien Sie still, sage ich. Er wird hier auf diesen Stuhl sitzen, und wenn Sie von Ihrem Versteck aus in den Spiegel sehen, der dort oben links in der Ecke hängt, werden Sie sein Spiegelbild erblicken, ohne daß er selbst es sieht, ja auch nur ahnen könnte, daß er überhaupt beobachtet wird. Setzen Sie sich, Bürgerin. Dort steht Ihr Stuhl."

„Aber —"

„Seien Sie still. Ich lösche jetzt das Licht aus. Die Räume müssen im Dunkel liegen, wenn er kommt. Er könnte sonst auf Ideen kommen, die uns nicht passen."

Damit wurde Alles um Madame Tallien herum finster. Sie sah die Hand vor den Augen nicht.

„Und nun noch eins, Bürgerin Tallien, Sie wissen, daß wir Beide ein gefährliches Spiel spielen. Seien Sie also vorsichtig. Verrathen Sie sich und mich nicht. Machen Sie, so lange er hier ist, nicht das geringste Geräusch. Rühren Sie sich nicht. Hören Sie, Bürgerin?"

„Seien Sie ohne Sorge," klang es hinter der spanischen Wand hervor.

Es verging eine ziemliche Weile. Die Geduld der schönen und rachsüchtigen Madame Tallien wurde auf eine harte Probe gestellt, da ihr in der schweigenden Finsterniß jede Minute wie eine Ewigkeit erschien.

„Er wird nicht kommen," murmelte sie endlich. „Er wird heute nicht kommen."

Ein Wagen rasselte heran. Gleich darauf pochte es unten.

„Da ist er!" hörte Madame Tallien die Wahrsagerin sagen. In vollständigster Finsterniß ging die alte Frau die winkelige Treppe hinab. Sie konnte das wagen, denn sie kannte jeden Tritt. Erst unten machte sie wieder Licht und öffnete.

Robespierre trat ein. Er war allein. Er hatte die

eine Hand in der Tasche, die eigenthümlich aufbauschte. Er hatte seine Pistole in der Hand.

„Kennen Sie mich noch, Bürgerin Théot?“ fragte er.

„Wer sollte Sie nicht kennen, Bürger Robespierre?“

„Es ist schon lange her, daß wir uns nicht sahen.“

„Fast ein Jahr, Bürger. Wissen Sie noch, wann Sie das letzte Mal hier waren? Es war am 12. November 1792. Am nächsten Tage hielten Sie im Konvent Ihre große Rede gegen Louis Capet.“

Sie waren an die Treppe gekommen, die finster und winkelig vor ihnen lag. Robespierre hatte noch immer die Hand in der Tasche.

„Lassen Sie das gut sein, Bürgerin. Das ist vorbei. Gehen Sie voraus.“

Sie stiegen hinan.

„Habe ich Ihnen damals nicht richtig prophezeit?“

„Es ist gut, Bürgerin. Lassen wir das. Hätten Sie mich damals belogen, wäre ich heute nicht hier. Sie sollen mir heute mehr sagen als damals.“

„Was wünschen Sie zu wissen?“

„Mein Schicksal. Ich will wissen, was Ihre Kunst mir weissagt. Ich fühle eine Ader Wallenstein's in mir. Auch ich glaube mich von den Sternen abhängig.“

„Die Sterne lenken uns!“ sagte jetzt die Alte mit geheimnißvollem Tone, „der Mensch ist im Universum wie eine Feder im Winde. In den Sternen steht unser Schicksal geschrieben vom ersten bis zum letzten Tag.“

„Machen Sie nicht so viel Redensarten, Bürgerin Théot, sondern sagen Sie mir, was Sie wissen oder zu wissen glauben.“

„Setzen Sie sich dahin, Bürger,“ antwortete die Alte kurz, und als Robespierre sich auf den ersten besten Stuhl, von denen eine Menge herumstanden, niederlassen wollte,

bezeichnete sie ihm einen davon und fuhr fort: „Nein, dorthin, Bürger.“

Robespierre gehorchte und sah aufmerksam zu, wie die Alte nun noch einige Kerzen ansteckte und diese in einer eigenthümlichen Weise um ihn herum stellte.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen das Horoskop stelle?“

„Sie sollen mir sagen, was Sie wissen.“

„Gut.“

Damals stand der berühmte Magier Cagliostro noch in frischer Erinnerung, und die alte Théot behauptete, ihre Wissenschaft und besonders ihr Verfahren beim Horoskopstellen direkt von ihm gelernt zu haben. Sie fragte nun zunächst nach einer Menge von Einzelheiten betreffs der Geburt Robespierre's, wobei sich herausstellte, daß dieser just um Mitternacht, also zwischen zwei Tagen zur Welt gekommen sei. Er hatte also zwischen diesen beiden Tagen, es waren dies der 5. und 6. Mai 1758, seinen Geburtstag zu wählen. Das schien der Wahrsagerin außerordentlich bedeutsam zu sein. Sie schlug mehrere astronomische Bücher nach, rechnete auf dem Tisch unendliche Zahlen heraus und fragte dann immer weiter, oft nach den tollsten Sachen. So wollte sie wissen, ob seine Mutter nicht manchmal großen Appetit auf Muschelthiere gehabt, ob sein Blut nicht manchmal einen bläulichen Glanz habe,*) ob seine Haare, die jetzt kastanienbraun waren, nicht früher blond gewesen seien, und Anderes mehr. Robespierre wurde schließlich ganz verwirrt, und das war wohl die eigentliche Absicht der schlauen Sibylle. Endlich trat sie an eines der Fenster, schob die Vorhänge ein wenig auseinander und sah hinaus.

---

*) Robespierre war eigentlich adelig und hieß de Robespierre; er nannte sich aber in späterer Zeit nie so, sondern nur Robespierre.

„Sie haben Glück, Bürger. Der Himmel klärt sich auf und zeigt seine Wunder. Die Stunde ist günstig," sagte sie und richtete eines ihrer Teleskope nach den wenigen Sternen, die zum Vorschein kamen.

„Sagen Sie endlich in's Teufels Namen, was Sie mir zu sagen haben," rief Robespierre ungeduldig.

„Schweigen Sie, Bürger," herrschte ihn die Frau statt aller Antwort an und — — Robespierre schwieg. Er wollte sie in ihrer Beschäftigung nicht stören.

Robespierre war schon mehr als eine Stunde bei der Wahrsagerin. Die Kerzen schwälten und qualmten, so daß die Luft im Zimmer dumpf und rauchig wurde. Endlich stellte Frau Théot ihre Beobachtungen ein, that ziemlich erschöpft und sagte dann in einem sonderbaren, feierlichen Seherton und mit geheimnißvoll verschleiernden Gesten: „Bürger Robespierre, hören Sie an, was mir der Himmel über Sie offenbart hat."

„Ich höre."

„Ihre Geburt fand unter dem Einfluß des Sternenbildes der Zwillinge statt und erfolgte in einer Weise, die Ihrem Lebensweg in jeder Hinsicht eine eigenartige, großartige Richtung gab. Sie stehen nicht, wie so viele Millionen Menschen, unter dem Zwang der Ereignisse, sondern sind berufen, die größten, weittragendsten Ereignisse nach Ihrem Willen zu gestalten. Jetzt, zur Zeit wo ich spreche, stehen in der Nähe Ihres Lebenssternes noch einige Nebelflecke, die seinen Glanz verdunkeln. Es stehen Ihnen also noch schwere Kämpfe bevor. Aber Sie werden aus allen diesen Kämpfen als Sieger hervorgehen, Ihr Lebensstern hat eine weite, mächtige, glänzende Laufbahn vor sich."

„Werde ich meine Pläne durchführen?" fragte Robespierre plötzlich scharf, stoßweise und heftig athmend.

„Sie werden nicht nur der Diktator Frankreichs, son-

dern Sie werden der neue Messias der Welt, der Schöpfer einer neuen Zeit sein."

„Und mein Ende?"

Nun verließ, wie es schien, auch die Wahrsagerin ihre Kraft. Wie gebrochen fielen die Arme an ihrem Leib herab, ihr Kopf senkte sich schwach zur Seite, und ihre Augen schlossen sich halb.

„Und mein Ende?" fragte Robespierre nochmals heftiger und drängender.

Frau Théot warf noch einmal einen raschen Blick zum Fenster hinaus. Der Himmel hatte sich mittlerweile wieder bedeckt.

„Sie sehen," antwortete sie endlich schwach und hinfällig, „der Himmel selbst verweigert uns die Antwort."

„Ich will mein Ende wissen," herrschte sie Robespierre wieder an.

„Ich weiß darüber nichts, Bürger Robespierre. Alles, was ich Ihnen gesagt, waren die Offenbarungen des Himmels und dieser hat sich nun verhüllt. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen."

Robespierre stand heftig auf, stampfte zornig mit dem Fuß auf den Boden und ging einige Male im Zimmer auf und ab.

„Vermaledeiter Schwindelkram," stieß er endlich hervor, warf einige Assignatenscheine auf den Tisch und war wenige Minuten später unten in seinem Wagen, in dem Bürger Duplay und St. Just ihn erwarteten.

Auf der ganzen Fahrt sprach er nicht ein Wort. Erst als sich die Herren von ihm verabschiedeten, sagte er zu St. Just: „Komm morgen früh zu mir. Ich habe mit Dir zu reden. Auch Couthon und Lebas will ich sprechen. Hörst Du?"

Es war ein finsterer, herrischer Ton, in dem er zu seinen Freunden sprach. Eine unternehmende, rücksichts-

lose Energie, eine mühsam verhaltene Willenskraft sprach daraus, und St. Just sagte, nachdem er sich von ihm getrennt, zu Duplay: „Ich kenne ihn. Es ist wieder etwas Großes im Werke. Danton hat ihn heute Nachmittag gereizt. Ich will wetten, das ist für Danton verhängnißvoller, als Robespierre uns selbst sagen will!“

14.

Die Zeit, die nun kam, wird in der Geschichte als der Höhepunkt der Schreckenszeit in Frankreich bezeichnet. Der Winter 1793 auf 1794 kostete in Frankreich ungezählten Tausenden das Leben. Die Bürgerkriege in der Vendée, in Lyon und anderen Orten Südfrankreichs wurden von Seiten der Anhänger des Königthums, wie von den Republikanern mit einer solchen Grausamkeit und Heftigkeit geführt, daß man glauben konnte, es sei ein Vernichtungskrieg, in dem das ganze Volk zu Grunde gehen müßte. Da die Guillotine nicht mehr genug förderte, griff man zu Massenertränkungen in den Flüssen. Die sogenannten „Hochzeiten in der Loire“ werden für ewige Zeiten ein schauriges Denkmal menschlicher Leidenschaft und wüster Verkommenheit der mißleiteten Massen bleiben.

Danton hatte schließlich dem Drängen seiner Freunde doch nachgegeben und war dem drohenden Ausbruch der Mißhelligkeiten zwischen ihm und Robespierre ausgewichen. Er hatte mit Beginn des Winters Paris mit seiner jungen Frau verlassen und wohnte mehrere Monate still und abgeschieden in einem Landhause zu Rueil bei Paris. Hier, in dieser ländlichen Abgeschiedenheit, als er vernahm, was in Paris und in den Provinzen sich entwickelte, wie Frankreich aus tausend Wunden blutete, mochte dem Manne, der sonst mit zu den wildesten Schreckensmännern gehört hatte, das Herz wehthun. Es litt ihn nicht mehr in dem kleinen Ort. Im Anfang des Jahres 1794 eilte er nach

Paris zurück, von dem heißen Wunsch beseelt, den Greueln Einhalt zu thun und Ordnung zu schaffen. Er wollte im Konvent die Auflösung der Revolutionstribunale beantragen.

Es war geradezu ein Hohn auf jede Art Gerechtigkeit, wie diese Tribunale wirthschafteten. Ohne Verhör, ohne Vertheidigung der Angeklagten, ohne Zeugenaussagen wurden täglich Dutzende zur Guillotine geschickt. Oft wußten die Richter gar nicht, was der Angeklagte begangen haben sollte. Man hatte keine Zeit, sich darum zu kümmern. Sowie die Persönlichkeit des Angeklagten festgestellt war, wurde er verurtheilt.

Aber Danton mußte schon in der ersten Zeit seiner Rückkehr nach Paris merken, daß seine Abwesenheit, weit entfernt Ruhe zu stiften, im Gegentheil von seinen Feinden geschickt ausgebeutet worden war. Er fand sich bald so isolirt, wie niemals. In den Klubs, in den Ausschüssen, im Stadthause, im Konvent — nirgends fand er die alte freudige Zustimmung, nirgends Theilnahme, überall Mißtrauen. Die zweideutigsten Gerüchte schwirrten über ihn durch die Stadt. Wieder behauptete man, er habe königliches Geld genommen, auch habe er sich von Inhaftirten bestechen lassen. Andere sagten geradezu, er habe die öffentlichen Kassen bestohlen.

Danton wußte sofort, woran er war. Dieses vorsichtige, kluge Umschleichen seines Feindes, dieses Lockern des Bodens, auf dem er stand, dieses abbröckelnde Isolirsystem war die Arbeit Robespierre's.

Seine Freunde, soweit sie ihm noch erhalten waren, bewirkten nochmals eine Zusammenkunft der beiden Männer, die in Robespierre's Wohnung stattfand. Aber sie verlief resultatlos. Robespierre spielte den Unschuldigen, wußte von nichts und blieb kalt und ruhig wie stets.

Am nächsten Tag griff St. Just Danton und die Dantonisten in einer Rede bei den Jakobinern heftig an.

Er nannte sie Gemäßigte, beschuldigte sie, Gefangene und Verurtheilte gerettet zu haben, den Fortgang der Republik zu hemmen und die Macht ihrer Organe zu untergraben. Schließlich sagte er gar, sie seien die Fortsetzung der Girondisten, eine neue Art derselben, und brächten das Vaterland in Gefahr.

Das war deutlich. Danton sah, daß es auf seinen Untergang abgesehen, daß er verloren war, wenn er nicht die Offensive ergriff. So sprach er denn endlich im Konvent. Mit seiner gewaltigen rollenden Stimme donnerte er gegen das unaufhörliche Blutvergießen, gegen die Unsicherheit der Person und des Eigenthums in Frankreich und gegen die tyrannische Gewalt einzelner Ausschußmitglieder, die sich berufen fühlten, sich selbst mit der Republik zu identifiziren, die glaubten, daß die Republik in Gefahr sei, wenn man ihnen widersprach.

Das war nun freilich die Meinung eines großen Theils der Konventsmitglieder, aber das Schreckensregiment hatte schon dermaßen Platz gegriffen, daß Niemand wagte, die Sache Danton's zur eigenen zu machen. Der Antrag Danton's auf Aufhebung der fürchterlichen Revolutionstribunale wurde verworfen, und Danton selbst verließ entmuthigt, müde und verbittert den Konvent. — —

Es war Nacht. Danton lehnte am Fenster und schaute brütend über das gewaltige Häusermeer, über das ruhende Menschenelend, das er so gern gemildert, gehoben hätte, aber er vermochte es nicht. Ein Dämon hatte sich über die Stadt und das Land hingelagert und entfaltete seine blutigen Schwingen immer mächtiger und mächtiger, und dieser Dämon war die Herrschsucht, die Tyrannei der von wenigen Führern geleiteten blinden Masse. Mochte auch Danton in seiner früheren Zeit viel Blutschuld auf sich geladen haben, in seinen letzten Stunden sah er klar, daß die französische Revolution wie ein Orkan Gutes und

Schlechtes in gleicher Weise zerstörte, und nur Stückwerk und Trümmer hinterlassen konnte, daß das französische Volk wohl die alte abgelebte Feudalwirthschaft umgestoßen, dafür aber vorläufig nur die Tyrannei eines rücksichtslosen, herrschsüchtigen, unmenschlichen Machthabers eingetauscht hatte. Erst die Zukunft und neue Umwälzungen konnten die Früchte des langen Kampfes bringen.

Plötzlich hörte er draußen auf dem Gange lebhafte, hastige Stimmen. Er ging rasch durch den Salon, der ihn vom Korridor trennte und stieß die Thüre auf.

„Ich muß ihn sprechen und das auf der Stelle, hören Sie, Jean? Rufen Sie ihn sofort! Er mag sich befinden, wo er will. Rasch! Es handelt sich um Tod und Leben?“

An der Stimme erkannte Danton die Bürgerin Laurac. Er trat nun vollends in den Korridor heraus und rief sie an. „Bürgerin Laurac! Sie hier, und um diese Stunde? Was ist vorgefallen?“

„Gut, daß ich Sie antreffe,“ rief die Bürgerin Laurac. und schritt rasch auf ihn zu, „kommen Sie. Ich habe Ihnen Wichtiges zu melden. Kommen Sie rasch. Die Zeit ist kostbar. Wir haben nur noch Stunden, vielleicht nur noch Minuten für uns.“

Damit zog sie ihn zurück in das Zimmer.

„Aber was ist denn?“ fragte Danton erstaunt. Die Frau war ganz außer Athem und in höchster Aufregung.

Danton kannte sie bisher nur als kluge, schlaue Frau, und hatte sie noch niemals so gesehen.

„Danton,“ sagte die Bürgerin Laurac etwas leiser, aber eindringlich und hastig, „Sie sind verloren, wenn Sie nicht augenblicklich handeln. Die Verhaftsbefehle für Sie und Ihre Freunde sind schon ausgefertigt. In einer Stunde können Sie schon verhaftet sein. Verlieren Sie keine Zeit, kommen Sie.“

„Wohin?“

„Danton, ich wiederhole Ihnen in dieser höchsten Gefahr, in der Sie schweben, nochmals, was ich im Herbst vorigen Jahres ohne Erfolg anbot. Hunderttausend Franken in Gold, sowie Bürger Roland de la Tour des Meaux jenseits der französischen Grenze ist. Jetzt haben Sie die Wahl noch in der Hand. Es handelt sich jetzt aber nicht blos um seine Rettung, sondern auch um die Ihre. Was aus Ihnen wird, wenn Sie verhaftet werden, ist Ihnen wohl bekannt; was aber dann aus dem Bürger Roland wird, das weiß nur Gott. Darum helfen Sie, retten Sie sich und ihn. Wählen Sie, wählen Sie, Danton! Stehen Sie nicht so starr und trübe da. Handeln Sie. In der nächsten Viertelstunde schon kann es zu spät sein.“

Danton stand wie angewurzelt und starrte stumm und finster vor sich nieder.

„Danton!“ rief die Bürgerin Laurac, immer aufgeregter und ängstlicher werdend, „hören Sie mich nicht? Ich habe schon Alles vorbereitet und einen Soldaten, Namens Langlois, bestochen. Er wird Kleider bereit halten, in denen der Gefangene die Conciergerie verlassen kann, wenn Sie uns mit Ihrem Ansehen decken. Es ist schon Alles vorbereitet. Nur zögern Sie nicht länger, sonst ist Alles verloren. Mein Gott, ist es so schwer, Danton, zu wählen zwischen Tod und Leben?“

„Unsäglich schwer, Bürgerin Laurac,“ seufzte Danton matt und wie lebensmüde.

„Und doch muß es sein, Bürger Danton, muß augenblicks geschehen!“

Wieder sah sie ihm fragend, drängend, ängstlich in's Gesicht, Danton aber blieb schwer athmend, den Blick in's Weite gerichtet, stehen.

„Kommen Sie, mein Wagen hält unten. Nur rasch, Danton, sonst ist es zu spät, sonst ist Alles verloren.“

„Ich habe gewählt, Bürgerin, ich bleibe hier!“ sagte Danton, plötzlich ruhig und fest.

„Heiliger Gott, und was wird aus dem Grafen Roland, wenn Sie fallen?“

„Keiner vermag seinem Schicksal zu entrinnen. Kann ich ihn nicht auf eine ehrliche Art mehr retten, so mag kommen, was da will.“

„Aber Sie selbst! Geben Sie sich keiner trügerischen Hoffnung hin. Denken Sie an das Schicksal der Girondisten. Danton, hören Sie? Ihre Verhaftung ist Ihr Tod!“

„Das ist sie in der That. Ich weiß es.“

„Weshalb aber wollen Sie sich nicht retten? Es ist Ihre Pflicht.“

„Meine Pflicht ist es, auf meinem Posten zu sterben. Kann der lebende Danton nichts mehr ausrichten in der Welt, so soll der todte Danton wirken, und sei es nur als Warnung. Wir Revolutionsmänner bilden alle eine Kette. Ein Glied zieht das andere nach. Jetzt ist die Reihe an mir, morgen ist sie vielleicht schon an Robespierre —“

Unten wurde mit Gewehrkolben an das Thor geschlagen, was in der stillen Nacht ein entsetzliches Gepolter verursachte. Danton unterbrach sich in seiner Rede. Bürgerin Laurac stieß einen halbunterdrückten Schrei aus. Es folgte eine Pause, nur kurz, aber schrecklich.

„Sie sind da!“ murmelte Danton.

„Im Namen der Republik, öffnet!“ schallte von unten eine scharfe, durchdringende Stimme herauf.

„Oeffnen Sie, Jean!“ befahl Danton seinem Diener.

„O mein Gott, mein Gott,“ jammerte Bürgerin Laurac fassungslos, „was soll nun werden?“

„Verbergen Sie sich dort drinnen, Bürgerin, ich möchte nicht, daß Ihnen für Ihre Warnung etwas Nachtheiliges geschähe.“

„Und was soll nun werden, wenn Sie gehen?"

„Schicken Sie die Bürgerin Aimée zu Robespierre. Er ist gerecht."

„Das sagen Sie? Sie, Danton? In diesem Augenblick?"

„Ja! Gehen Sie, Bürgerin, gehen Sie. Man kommt."

Es ließen sich schwere Schritte auf dem Flur hören. Die Bürgerin Laurac verschwand hastig in einem Nebenzimmer.

Gleich darauf erschien Bürger-Kapitän George Bourdon in der Thür. Hinter ihm standen Kopf an Kopf, soweit Danton sehen konnte, Soldaten.

„Bürger Danton," rief Bourdon mit seiner breiten gewöhnlichen Stimme, „im Namen der Republik erkläre ich Sie für verhaftet."

„Zeigen Sie mir Ihre Legitimation, Bürger-Kapitän," entgegnete Danton ruhig.

George Bourdon zog einen Verhaftsbefehl aus der Brusttasche.

Danton las ihn aufmerksam. Unterzeichnet war der Verhaftsbefehl mit: „Der Wohlfahrtsausschuß: Maximilian Robespierre."

„Ich wußte es," murmelte Danton. Dann rief er laut: „Ich gehorche, Bürger. Gehen wir!"

Wenige Minuten später lag das Haus Danton's todtenstill da, während sein Besitzer inmitten einer starken Bedeckung von Soldaten nach dem Luxemburg-Gefängniß ging, wo er in denselben Räumen untergebracht wurde, in denen er selbst die Girondisten hatte unterbringen lassen.

Im Laufe der Nacht wurden seine vertrautesten Freunde, sechzehn an der Zahl, ebenfalls im Luxemburg-Gefängniß eingekerkert, und als früh Morgens Paris erwachte, vernahm es mit Schrecken, daß man Danton, den Liebling des Volkes, und besonders der Frauen, mitsammt dem

geistreichen Camille Desmoulins, Lacroix, Philippeaux und Anderen eingekerkert hatte.

Der „Moniteur officiel" redete wieder von einer Reinigung des Konvents.

Die Guillotine bekam wieder Nahrung.

15.

Claude Michon, der gewöhnt war, die weichen linden Lüfte der Provence zu athmen, wo er so lange Jahre träumerisch auf den einsamen Felsen gelegen und Gelegenheit gehabt hatte, die Eindrücke einer erhabenen Natur, die ruhige, gleichmäßige Majestät des unendlichen Meeres in sich aufzunehmen, fand weder in dem tollen, aufgeregten Volksgetriebe von Paris einen Halt, noch konnte er bei der ausschweifenden Lebensweise, die er führte, dem harten, rauhen Winter des Nordens ohne Schaden trotzen. Er hustete viel, und da das einzige Erwärmungsmittel, das er benutzte, der Schnaps in der „Rothen Lampe", einer Volkskneipe schlimmster Sorte an der Place Percheron, war, so ging es mit seiner Gesundheit bedenklich bergab.

Er merkte wohl selbst nicht viel davon, denn er lebte immer in einem halben Taumel, und wurde er je einmal nüchtern, so war ihm so unbehaglich, so krank und elend zu Muthe, daß er diesem Zustand schleunigst durch abermaliges kräftiges Trinken ein Ende machte. Es war also nicht schwer vorauszusehen, daß sich Claude Michon bei dieser fortgesetzten schlechten Lebensweise in längerer oder kürzerer Zeit zu Grunde richten würde.

Es kümmerte sich Niemand um ihn. Bürger Léon getraute sich nicht, ihm ernstliche Vorhaltungen zu machen, und Aimée wußte nicht, wie es um ihn stand. Aus der Hörigkeit eines selbstherrlichen Adels herausgefallen, durch die Revolution mit einer Freiheit und Unabhängigkeit überrascht, wovon er keinen rechten Gebrauch zu machen ver-

stand, war Claude Michon eigentlich ein genaues Bild seines ganzen Volkes; das französische Volk hatte auch die Form der alten Adelsknechtung zerbrochen, aber nun wußte es mit der neuen Herrlichkeit seiner errungenen Freiheit noch nichts Rechtes anzufangen, sondern taumelte, wie Claude Michon, aus einem Exceß in den anderen. —

In der „Rothen Lampe" ging es heute wieder hoch her. An den kleinen Tischchen des winkeligen, unsauberen Lokals saßen ineinander gedrängt schwatzende und trinkende Sansculotten, kreischende Weiber, alte Megären, widerlich betrunken. Auch auf dem Platz vor dem Wirthshause standen und gingen laut sprechende Gruppen verlumpter Kerle, Spitzbuben, an denen Paris zu jeder Zeit einen erschreckenden Ueberfluß hatte, und sonstiges Gelichter herum, das unter geordneten Zuständen in versteckten Winkeln schleicht, jetzt aber, die rothe Souveränitätsmütze frech auf's Haupt gestülpt, sich allerorts breit machte.

Man politisirte natürlich. Man hatte sich die Hinrichtung von Danton und Genossen angesehen und besprach nun das Ereigniß, wie es der gerade vorhandene oder nicht vorhandene Verstand eingab.

„Er war ein Freund des Volkes," schrie ein baumlanger Pikenmann, seinem Accent nach aus der Normandie, „man kann sagen, was man will. Er war unschuldig. Man hat Danton nicht gerichtet, sondern man hat ihn ermordet."

„Bah," meinte eine neben ihm mit dem Strickstrumpf sitzende Frau, „todt ist todt. Gerichtet oder gemordet, das läuft auf Eines hinaus."

„Man muß seine Mörder zur Verantwortung ziehen," rief ein Anderer.

„Zieh' Du doch Deinen Kopf bei Zeiten aus der Schlinge, Du Narr, statt daß Du hier Sachen redest, die Du nicht verstehst," mischte sich ein Dritter hinein.

Wenn der Streit dann mit der Zeit heftiger wurde, so schlug man sich wohl zur Abwechslung einmal die Köpfe blutig, und fing dann wieder von vorn an.

Claude Michon saß mitten unter seinen Freunden und trank ein Glas nach dem anderen. Ihm war heute wieder elender wie je zu Muthe.

Gerade als der Zeitpunkt einer ordentlichen Prügelei in der „Rothen Lampe“ wieder eingetreten war, und man eben daran war, sich gegenseitig in die Haare zu fahren, trat in Begleitung mehrerer Nationalgarden der Bürger-Kapitän George Bourdon ein.

„Ruhe!“ donnerte er den Streitenden entgegen, „Ruhe, Bürger! Wollt ihr euch schlagen wegen eines Menschen, der vom Schweiße des Volkes praßte, der sich von den Aristokraten bestechen ließ, um sich Geld für sein verschwenderisches Leben zu verschaffen? Danton hat den Tod verdient, und ihr müßt sammt und sonders dem Wohlfahrtsausschuß dankbar sein, der euch von solchen Peinigern befreit. Es lebe der Wohlfahrtsausschuß, Bürger! Heda, Wein her und Gläser! Es lebe Robespierre, es lebe die Republik.“

Das war eine Beredtsamkeit, der weder der baumlange Normanne, noch die strickende Vettel, noch sonst Jemand in der „Rothen Lampe“ widerstand. Auf der einen Seite etwa ein Dutzend gutbewaffneter Nationalgarden, auf der anderen Seite gefüllte Gläser — wer konnte da widerstehen?

Es brüllten denn auch Alle laut und lärmend: „Es lebe die Republik, es lebe Robespierre, der Wohlfahrtsausschuß!“ — Danton war vergessen.

„Wein her, sage ich,“ fuhr George Bourdon fort, der, wie es sein glühendes Gesicht verrieth, im Laufe des Tages schon viel hatte leben lassen, „und echter Emigrantenwein soll es sein. Hier ist Gold, echtes Emigrantengold dafür. Lustig, Kinder, lustig! Es lebe die Provence!“

Das war ein Lärmen, eine Freude. Nur Claude Michon starrte den Kapitän stumm und starr an, als ob er einen Geist gesehen hätte. Seine Wunde, die ihm die Bürgerin Aimée seiner Zeit verbunden, fing an zu brennen, und er nestelte an seinem Gurt herum, in dem er ein langes Dolchmesser trug.

Dann sah er, wie George Bourdon das rothe, harte Gold auf den schmierigen Tisch warf. Wie kam der Offizier zu Gold? Claude Michon wußte sehr wohl, daß der Sold in Assignaten ausbezahlt wurde, und das Gold aus dem Verkehr wie weggeblasen war. Es war klar: George Bourdon hatte in jener Nacht in der Provence das Gold genommen, und Claude Michon hatte die Hiebe bekommen.

„Nur sachte, Brüderchen, nur sachte," murmelte Claude Michon zwischen den Zähnen. — —

Es war schon spät in der Nacht, als Bourdon die „Rothe Lampe" verließ. Stark schwankend und mit seiner rauhen Stimme die Marseillaise brüllend, ging er über die Seinebrücke, als hinter dem Denkmal Heinrich's IV. eine dunkle Gestalt hervorsprang.

Im nächsten Augenblick fühlte Georg Bourdon, wie ein kaltes Messer in seinen Rücken fuhr. Dann wurde er von kräftigen Armen in die Höhe gehoben. Man versuchte offenbar, ihn über das Brückengeländer hinunter in die Seine zu werfen. Er schrie laut um Hilfe und wehrte sich verzweifelt.

„Weißt Du, Brüderchen," flüsterte ihm eine heiße, nach Schnaps riechende Stimme zu, „das ist die Rache für den Säbelhieb im Schlosse de la Tour des Meaux. Du bist zu hitzig, Brüderchen, marsch in's Wasser. Kühle Dich ab!"

Es war das Werk weniger Sekunden. Dann klatschte der Körper George Bourdon's laut im Wasser auf. Claude hörte noch einige heftige, plätschernde Bewegungen — dann

war Alles ruhig. Claude Michon aber taumelte, dann und wann einzelne Worte lallend, seinen Weg weiter.

Er war ein Mörder. Nun ja, warum nicht? Wurden denn nicht Tausende in jener Zeit in Frankreich gemordet?

Claude Michon ging nach Hause. Er dachte daran, daß man ihm nun auch den Kopf abschlagen könne, wie so vielen Anderen. Weshalb denn nicht? Dann war es eben vorbei, und es war, wie Claude Michon in seinem physischen und moralischen Elend dachte, gerade recht, wenn es vorbei war mit dem Leben.

Als er in die Rue de l'Arbre sec kam, gewahrte er durch eine Spalte in dem verschlossenen Laden der Schlosserwerkstatt des Bürgers Boyer noch Licht. Neugierig, was da drinnen noch vorgehen mochte, trat er näher und schaute durch die Lücke des schlecht schließenden Ladens. Da saß Aimée in der Schlosserwerkstatt und weinte, daß ihr die Thränen über die hübschen Wangen flossen. Und neben ihr saß die Bürgerin Laurac und sprach eifrig auf sie ein.

Was hatten die beiden Frauen so spät in der Nacht noch miteinander zu berathschlagen? fragte sich Claude Michon. Und was hatte insbesondere die Bürgerin Aimée so bitterlich zu weinen?

Claude hielt beklommen den Athem an und lauschte gespannt, um zu vernehmen, um was es sich handle. Zehn Bourbons hatten nicht das Interesse für ihn, wie die Thränen der Bürgerin Aimée.

Aimée! Das war noch der Lichtstrahl, der aus dämmernder Ferne in sein elendes Dasein drang, unter dem sein Herz menschlich erwarmte.

„Du mußt es thun, Aimée!" hörte er die Stimme der Bürgerin Laurac, „es ist das einzige und sicherste Mittel, Deinem Vater das Leben zu erhalten. Hörst Du, Aimée, das einzige! Seit Danton's Tod kann er jeden Tag vor das Revolutionstribunal geschleppt werden. Darum geh'

zu Bürger Robespierre. Man sagt allgemein, er sei tugendhaft und gerecht; er wird es auch gegen Dich und Deinen Vater sein. Und nun weine nicht mehr, Kind. Der Frauen Loos ist nun einmal in dieser Welt dulden, dulden und wieder dulden. Unsere einzige Waffe ist die Bitte, und wenn die Männer einander erwürgen, so bleibt uns nichts übrig als die Bitte um Friede und Ruhe, um Menschlichkeit und Liebe."

„Aha," dachte Claude Michon, „es handelt sich um den Seigneur! Nur sachte. Dabei reden wir noch mit. Und wenn ich die fünftausend Franken des Bürgers Léon auch nicht bekomme, so reden wir trotzdem mit. Gerade deshalb."

Damit torkelte er weiter und kam gleich darauf in seiner Wohnung an, wo er sich sofort auf sein Lager warf und einschlief. Aber noch in seinen Träumen schienen die Ereignisse dieser Nacht, die Vorgänge in der „Rothen Lampe", der Vorfall auf der Seinebrücke vollständig zurückzutreten hinter dem thränennassen Antlitz der niedlichen Aimée, wie er es durch die Ladenlücke in der Schlosserwerkstatt des Bürgers Boyer gesehen hatte.

16.

St. Just, der treue Vertraute Robespierre's, war eine offene, wenig skrupulöse Soldatennatur, die, hineingeworfen in das wüste Treiben der Schreckensherrschaft, in Robespierre ihren Heiligen gefunden hatte. Was Robespierre sagte, war richtig, was er that, war gut, so meinte St. Just. In letzterer Zeit aber wollte es ihm scheinen, als wenn Robespierre mit seinen Maßnahmen nicht mehr so ganz wie früher der Uebereinstimmung der großen Masse sicher war, als wenn sich das Piedestal der Volksgunst, auf dem er ruhte, allmälig verschöbe. Es floß zu viel Blut. Robespierre war in seiner Strenge, in seiner gewaltsamen Gleichheitsmacherei unersättlich. Die Hinrichtungen nahmen

kein Ende, der Revolutionsplatz war mit Blut gedüngt. Der Hinterbliebenen, der Unglücklichen und Elenden wurden immer mehr, so daß es schien, die Herrschaft durch Schrecken sei keineswegs das Mittel zur Erreichung einer glücklichen Zukunft, einer reinen Republik, sondern der Schrecken zeige sich als eine unbarmherzige und unnütze Geißel der geknechteten Menschheit in der Hand von Menschen, die jedes Mitleids, jeder menschlichen Rührung bar waren.

„Du hast's erreicht, Robespierre," sagte St. Just zu ihm, „Du stehst an der Spitze der Macht. Niemand innerhalb der Grenzen Frankreichs wagt Dir zu trotzen. Von dem Dreigestirn der Revolution: Marat, Danton und Robespierre, bist Du allein noch übrig, als Erbe ihrer Macht nicht nur, sondern auch ihres Ruhms. Nun mache aber auch ein Ende mit dem Schrecken, wie Du es immer versprochen hast, und wie es das Volk heute heftiger denn je herbeiseufzt."

„So?" entgegnete Robespierre kalt und bissig. „Wieviel hat man Dir denn gegeben, damit Du so zu mir sprechen sollst?"

„Nichts hat man mir gegeben, Robespierre, und das Mißtrauen, das Du mir gegenüber aussprichst, beleidigt mich auch nicht, denn es ist eben eine unheimliche, gespenstische Zugabe der Macht."

„Ich sage Dir, St. Just, je näher man die Menschen kennen lernt, je mehr mißtraut man ihnen. Ich will Dir glauben, daß Du nicht bestochen bist. Ich würde Dich sogar unter Umständen für ehrlich halten, wenn Du nämlich nicht so zu mir sprechen würdest, wie Du es thust."

„Wie ich es thue? Ich meine es gut mir Dir."

„Auch das ist möglich, daß Du glaubst, Du meintest es gut mit mir, aber die Dummheit, St. Just, hat mit dem beabsichtigten Verbrechen den angerichteten Schaden gemein. Die Dummheit ist sozusagen nur eine mildere

Form des Verbrechens. Und eine Dummheit ist es, was Du mir da sagst. Du meinst im Ernst, ich könnte meine Macht behaupten, ohne das Mittel, durch das ich zu ihr kam? Du meinst im Ernst, ich könnte nun, da ich oben angelangt bin, die Geißel wegwerfen? — Ich möchte es wohl. So wahr ich lebe, St. Just, ich möchte es. Du weißt ja, ich kann keine Ente schlachten sehen, ohne in Ohnmacht zu fallen. Aber jetzt das Revolutionstribunal, worauf Du doch wohl ausspielst, abschaffen, hieße nicht nur alles bisher Errungene in Frage stellen, sondern würde auch alle bisherigen Hinrichtungen zu nutzlosen Verbrechen stempeln. Hier gibt es keinen Ausweg. Wir müssen durch bis zum Ende! Das alte Frankreich muß verschwinden, damit das neue Platz hat."

„Und wann glaubst Du das Ende zu erreichen?"

„In ganz kurzer Zeit. Noch eine kleine Spanne Zeit trennt uns von dem ewigen Frieden der neuen Republik."

„Und unterdessen?"

„Unterdessen allerdings müssen noch Einige fallen."

St. Just trat erschrocken einen Schritt zurück. „Noch Einige? Und immer noch Einige? Weißt Du wohl, Robespierre, daß Du schon vor dem Angriff auf die Girondisten sagtest: daß ‚einige' Köpfe fallen müßten. Seitdem sind aus Einigen Tausende geworden, und nun sprichst Du immer wieder von Einigen?"

„Um ein Land zu retten, muß man vor keinem Opfer zurückschrecken. Auch ist die Sache nicht so bedeutend, als Du glaubst. Aber sage selbst, St. Just, ob ich die Republik für gefestigt ansehen kann, so lange der schleichende, kriechende und schmeichelnde Tallien mit seiner schönen Gattin um mich hergeht und nur auf die Stunde lauert, wo er mir den Dolch in's Herz stoßen kann?"

„Wer könnte ihn dessen verdächtigen?" fragte St. Just hastig.

„O, laß das nur gut sein. Ich weiß Alles. Wenn auch die Bürgerin Amaranthe sammt ihrer schönen Tochter mit dem rothen Korallenhalsband sich durch solche Geständnisse nicht vom Karren herunterhelfen konnte, so weiß ich doch nun, woran ich bin. Dann Duval, Legendre, Bourdon von der Oise, und vor Allem der alte schlaue Vadier, Lecointre, Rovère, Cambon, Monestier —"

„Hör' auf, hör' auf. Das ist ja entsetzlich!"

„Sie sind die Feinde der Republik. Sie müssen sterben."

„Und dann?"

„Dann feiern wir das Fest der Brüderlichkeit, das Fest der reinen Republik."

„Robespierre!" rief St. Just mit starker Stimme, „Deine ‚reine Republik' ist ein Trugbild Deiner Sinne, das Du nie erreichen wirst."

„Nie?" fragte Robespierre scharf und schneidend. Dann aber setzte er sehr ruhig und gelassen hinzu: „O doch!"

In diesem Augenblick trat Leonore Duplay in das Zimmer.

„Bürger Robespierre," sagte sie, „es ist eine junge Dame draußen, die sich Bürgerin Aimée nennt und vorgibt, mit Ihnen sprechen zu wollen."

„Ich kenne die Bürgerin Aimée nicht und bin seit Marat's Tod für Unbekannte, besonders aber für junge, unbekannte Mädchen nicht zu sprechen," antwortete Robespierre.

„Sie wünscht dringend —"

„Das glaube ich wohl; Viele wünschen dringend mit mir zu reden. Die Bittschreiben und Drohbriefe mehren sich in letzter Zeit in entsetzlicher Weise. Sagen Sie der Bürgerin Aimée nur, daß ich sie nicht persönlich empfangen könne. Wenn sie Ihnen ein Bittschreiben zu übergeben hat, so nehmen Sie es in Empfang."

„Ich kenne die Bürgerin," rief St. Just dazwischen, „Du kannst sie unbesorgt empfangen."

„So?“ machte Robespierre wieder in seiner bissigen, mißtrauischen Weise, „Du kennst sie. Dann ist sie wohl auch die Ursache Deiner heutigen Menschenfreundlichkeit?“

„Ich verstehe Dich nicht. Die Bürgerin Aimée ist eine ebenso schöne, wie gesittete und feingebildete Dame, die Du genau so gut kennen würdest, wie ich, wenn Du für derlei überhaupt Augen im Kopfe hättest, denn wir haben sie zusammen bei Danton gesehen.“

„Seitdem nicht wieder?“

„Nein.“

„Nun, gerade das muß mich vorsichtig machen. Es bleibt also dabei, Leonore.“

Da sprang die Thüre plötzlich auf und in derselben erschien Aimée, die Wangen hochroth vor Aufregung und Sorge, die rehbraunen Augen in feuchtem Thränenglanz flehend auf die Männer gerichtet, die Hände krampfhaft ineinander verschlungen und gegen die stürmisch wogende Brust gedrückt.

„Bürger Robespierre, Bürger St. Just, Gerechtigkeit!“ rief sie mit flehender Stimme, „nirgends in der Welt kann ich sie erreichen, wenn nicht hier; darum weisen Sie mich nicht von Ihrer Schwelle. Sie ist meine einzige Rettung, meine einzige Zuflucht.“

Dabei machte sie einige unsichere Schritte gegen Robespierre, vor dem sie sich dann demüthig bittend auf ein Knie niederließ — ein wahres Bild der Hilflosigkeit.

Vorsichtig wich Robespierre zurück. „Bürgerin,“ sagte er dann schneidend und scharf, „Sie haben nicht etwa zufällig einen Dolch bei sich versteckt, den Sie mir, je nachdem es Ihnen zeitgemäß erscheint, in die Brust stoßen wollen?“

Erstaunt und erschrocken über einen solchen Verdacht erhob sich Aimée wieder und sah Robespierre betroffen an. „Bürger Robespierre, sehen Sie mich an. Sieht so eine Mörderin aus?

„Ich weiß es nicht, Bürgerin, wie die Mörderinnen in der Provence aussehen. Ich habe bisher nur eine aus der Bretagne gesehen, und das war ein junges Blut, wie Sie. Das macht vorsichtig. Wenn man die altgewohnte französische Galanterie so theuer bezahlen muß, wie weiland der gute Marat, so dürfen Sie sich nicht wundern, wenn die Galanterie ein wenig in Vernachlässigung kommt."

„Ich bin keine Charlotte Corday. Diese Hand führt keinen todbringenden Stahl, sondern hebt sich vor Ihnen nur zur Bitte."

„Das wünsche ich in Ihrem Interesse auch. Glauben Sie, es macht uns Spaß, solche Damen auf dem Karren vor unseren Fenstern vorbeifahren zu sehen? — Und nun zur Sache, Bürgerin: was wünschen Sie? Um was handelt es sich."

„Um meinen Vater, meinen armen, erbarmungswürdigen Vater, der noch immer unschuldiger Weise in der Conciergerie schmachtet, vom gräßlichsten Schicksal bedroht —"

„Ah, richtig," unterbrach sie Robespierre, „ich besinne mich, unter den Papieren Danton's ein darauf bezügliches Aktenstück gefunden zu haben. — St. Just, wie war denn die Sache?"

„Es handelt sich um den Bürger Roland de la Tour des Meaux."

„Roland de la Tour des Meaux! Welch' langer Name. Weißt Du denn nicht die Nummer des Aktenstückes?"

„Wenn ich nicht irre, war es mit 763 bezeichnet. Danton hat das Aktenstück zurückbehalten, weil er den Mann für unschuldig hielt und ihn nicht vom Revolutionstribunal aburtheilen lassen wollte."

Robespierre war mittlerweile auf seinen Arbeitstisch zugetreten und wühlte eifrig in einem Stoß Akten, die sorgfältig nach Nummern geordnet dort aufgeschichtet waren.

Bald zog er ein Aktenstück hervor, auf dem Nummer 763 verzeichnet war, und las sehr aufmerksam darin.

„Ihn nicht vom Revolutionstribunal aburtheilen lassen wollte," wiederholte er mechanisch. „Sagtest Du so, St. Just?"

„So sagte ich."

„Also der Mann hat der Regierung Widerstand geleistet. Und er lebt — die Sache ist noch immer nicht erledigt?" fragte Robespierre, in dem Aktenstück lesend.

Ueber Aimée, die ihn mit athemloser Spannung beobachtete, kam eine rasende Angst. Sie wußte nicht weshalb, denn außer den gewöhnlichen Nervenzuckungen, die in jedem Sinne gedeutet werden konnten, war auf Robespierre's kaltem, bleichem Gesicht nicht die mindeste Veränderung zu bemerken, aber eine geheime Ahnung sagte ihr, daß die Sache ihres Vaters jetzt vor der Entscheidung stehe.

„Bürger Robespierre!" rief sie mit der ganzen innigen Gluth ihrer Kindesliebe, „haben Sie Erbarmen und Mitleid mit einem armen mutterlosen Mädchen, das in der Welt allein steht, wenn Sie ihm den Vater nehmen!"

Halblaut las Robespierre: „Auf seinem Schlosse de la Tour des Meaux, nicht weit von der Hafenstadt Fréjus in der Provence festgenommen wegen Verdachts der Verschwörung gegen die Republik —"

„Bürger Robespierre, denken Sie an Ihre Eltern, die Sie in Ihrer Jugend behütet und bewahrt haben vor jedem Unfall, die Ihren Sinn für Gerechtigkeit, Menschlichkeit und Nächstenliebe geweckt haben — würden Sie nicht Ihr Alles freudig opfern für die Rettung dieser Eltern? Würden Sie nicht wünschen, auch einmal selbst Kinder zu haben, die in gleicher Dankbarkeit und Liebe für Sie glühten? Bei Allem, was Ihnen heilig ist, Bürger Robespierre, beschwöre ich Sie, üben Sie Gnade und Barmherzigkeit, üben Sie Gerechtigkeit an meinem Vater."

Robespierre las nicht mehr. Seine Augen schweiften über das Aktenblatt, das er noch in den Händen hielt, hinab auf die rührende, zarte und hilflose Mädchengestalt, die wieder zu seinen Füßen zusammengesunken war und um das Leben ihres Vaters bat. Was ging in diesem Augenblick hinter der runden Stirn Robespierre's vor? Wünschte er sich auch einmal solche Kinder, die ihren Eltern in der Noth des Lebens so zur Seite stehen, oder dachte er an seinen eigenen Vater, der in Noth und Kummer in der fernen deutschen Stadt München gewaltsam sein Leben hatte endigen müssen?

Nichts auf seinem Gesicht verrieth etwas dergleichen. Nicht einmal die Hand bot er dem jungen Mädchen, um sie wieder aufzuheben, und als er sagte: „Stehen Sie auf, Bürgerin!“ mußte erst der lange St. Just herbeispringen, um Aimée beim Erheben behilflich zu sein.

„Haben Sie Vertrauen in die Gerechtigkeit Ihrer Sache, ebenso wie in die Gerechtigkeit der Republik, Bürgerin Aimée,“ fuhr er dann, ohne merkliche Veränderung in der Stimme fort, „ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Prozeß Ihres Vaters morgen erledigt werden wird.“

Bürgerin Aimée zitterte. Die Worte klangen ja ganz gut, aber ein gerührtes Menschenherz verkündigte sich aus der Art und Weise, wie er sie sprach, nicht.

„Bürger Robespierre,“ stammelte sie zitternd, „sagen Sie mir um Ihres Heiles willen, was darf ich hoffen?“

„Gerechtigkeit, Bürgerin.“

Noch immer zweifelte Aimée am guten Erfolg ihrer Unternehmung, als St. Just sich ihr höflich nahte und sagte: „Schöpfen Sie Vertrauen, Bürgerin, und hoffen Sie das Beste. Robespierre ist freilich kein süßlicher Schwätzer, dem die hübschen Worte leicht und volltönig zur Verfügung stünden, wie etwa Danton. Aber sein Wort ist so wahr, wie die Erde. Gehen Sie getrost nach Hause. Und

wenn Sie morgen zur Verhandlung in die Conciergerie kommen wollen, so bin ich sicher, Sie werden die Erste sein, die ihren Vater wieder umarmen kann."

Noch einmal näherte sich Aimée Robespierre, scheu, furchtsam, aber doch dankerfüllten Herzens. Diesmal wich ihr Robespierre nicht aus. Sie küßte ihm die Hand und — sonderbar! Dabei war es ihr plötzlich, als ob sie die Hand einer Leiche geküßt hätte, so hart, so knochig, so kalt war diese Hand! Oder war es ihr nur so erschienen, weil ihre Lippen in der Aufregung glühten?

Auch Robespierre blickte sie überrascht an. Es war, als ob Tod und Leben, Tag und Nacht sich geküßt hätten.

Dann ging Aimée in froher Hoffnung fort. Leonore Duplay begleitete sie bis vor das Haus, wo Marguerite Boyer und Claude Michon sie erwarteten.

— — — — — — — — — — — —

Die beiden Männer waren wieder allein. Sie schwiegen lange Zeit, jeder von seinen eigenen Gedanken in Anspruch genommen.

Endlich fragte St. Just: „Du wirst die Freilassung des Bürgers Roland de la Tour des Meaux anordnen?"

Robespierre that, als ob er die Frage nicht gehört hätte.

„Es wird rasch dunkel," bemerkte er. „Wie die Sterne schon leuchten!"

„Robespierre!" sagte Saint Just mit schwerer Stimme.

„Wie? Sagtest Du etwas?"

„Du wirst die Freilassung des Bürgers Roland de la Tour des Meaux anordnen?"

„Vermuthlich. Jetzt laß' mich allein, lieber Freund, auf mich wartet eine lange Arbeitsnacht. Diese Bittstellerin hat mich um meine Zeit gebracht."

„Nun denn, auf Wiedersehen, Robespierre."

„Auf Wiedersehen."

St. Just ging. Robespierre hatte ihm einen gleichgiltigen, ruhigen Eindruck gemacht.

Robespierre blieb auch, nachdem St. Just fortgegangen war, noch eine ziemliche Weile anscheinend ruhig am Fenster stehen und schaute hinauf nach dem gestirnten Himmel.

Erst nach einem längeren Alleinsein, als sei er dadurch sicher gemacht, nahmen seine Züge eine befremdende und peinliche Erregung an, welche Zeichen gab von einer tiefinnerlichen, heftigen Aufregung.

Robespierre war eine verschlossene Natur, die nie irgend Jemandem, und sei es seinem vertrautesten Freunde, einen Einblick in ihr Inneres gestattete. Waren es die Wucht und Tragweite seiner Pläne, die glühenden Ideale seiner Gedankenarbeit, die urwüchsige, radikale Neuerungswuth, von denen er ein Verständniß bei seinen Mitbürgern nicht voraussetzen zu können meinte? Wozu reden, wo kein Verständniß ist?

Wie dem auch sei, Niemand kannte Robespierre's letzte Pläne, Niemand seine innersten Gedanken.

Vielleicht er selbst nicht. Vielleicht wurde er unbewußt, mit mehr instinktiver Leidenschaft, als berechnendem Verstand, nach einer wirbelnden, schwindelnden Höhe gerissen. Wer weiß? Die menschliche Natur ist so vielgestaltig, daß auch diese Möglichkeit bleibt.

Nach einem langen Schweigen murmelte er endlich: „Nur vorwärts, vorwärts muß man gehen, nicht stille stehen. Es sind ja — nur noch Einige — einige Nebelflecke, um die es sich handelt. Also vorwärts!"

Damit setzte er sich an seinen Arbeitstisch und begann zu arbeiten. Zunächst faßte er das Aktenstück Nro. 763 wieder und las es noch einmal aufmerksam durch. Schließlich griff er zur Feder und machte am Fuße des Akten-

stückes ein kleines, unscheinbares, nur dem kundigen Auge auffälliges c.*)

Dann folgten andere. Der grauende Morgen fand den Mann noch immer am Arbeitstisch.

17.

Hoffnungsfroh bewegt, von allerhand schönen Träumen erfüllt, die ihre endliche Wiedervereinigung mit ihrem Vatcr betrafen, der ja die ersehnte Vereinigung mit Léon, die glückliche Rückkehr in die Provence folgen sollte, kam Aimée wieder in der Rue de l'Arbre sec an. Klopfenden Herzens wurde sie von der Bürgerin Laurac und Léon, der sich seit dem Sturz der Girondisten noch sorgfältiger als bisher verborgen halten mußte, erwartet. Sie erzählte den Lauschenden ihre Erlebnisse, wie Robespierre ihr sein Wort verpfändet, daß Gerechtigkeit geübt werden sollte, und wie St. Just ihr den besten Ausgang in fast sichere Aussicht gestellt.

Der Schlosser Boyer nahm an der endlichen glücklichen Lösung des Schicksals der so schwer Geprüften innigen Antheil, und die Bürgerin Laurac that sich nicht wenig darauf zu Gute, Aimée zu dem Schritt, den sie bei Robespierre unternommen hatte, gebracht zu haben.

Selbst Claude Michon, der wie ein vergessener Regen-

---

*) Es wird erzählt, daß Robespierre oft auf Verhaftbefehle, Dekrete und sonstige Akten, die dem Revolutionstribunale zur Weiterbehandlung übergeben wurden, am Fuße entweder ein kleines c (d. h. condamné = verurtheilt), oder auch ein kleines a (d. h. acquitté = freigesprochen) gemacht habe, was dann für die Betreffenden Leben oder Tod zu bedeuten hatte. Der Umstand, daß Robespierre seinem Miethsherrn Duplay eine mit 1800 Franken dotirte Richterstelle bei dem Revolutionstribunal verschafft hat, läßt die Erzählung wohl glaublich erscheinen, selbst wenn sie nicht auch in dem diktatorischen Charakter Robespierre's eine gewisse Begründung hätte.

schirm an der Thür stehen gelassen worden war, schien gespannt und innerlich bewegt.

„Was habe ich Dir gesagt, Aimée," fragte die Bürgerin Laurac, von ihrer vorzüglichen Leitung des ganzen Unternehmens überzeugt, „als Du das erste Mal zu mir kamst in die Rue Vaugirard und die Franzosenkronfarbige kauftest? Ich habe gesagt: nur den Muth nicht verloren! Nur das nicht. Und ich habe, wie Du siehst, Recht gehabt. Es ist nichts verloren, so lange der Muth nicht verloren ist. Morgen wirst Du Deinen Vater nach soviel Thränen und Trübsal wieder in Freiheit umarmen dürfen und dann noch Einen — na, ich will nichts sagen, obgleich das nicht der schlechtere Theil der Umarmungen sein wird, und ihr werdet wie glückliche Menschen wieder in die schöne Provence hinunterziehen, wo ihr gerade ankommen werdet, wenn die Pfirsiche reif werden. Gott sei's geklagt, hier kostet jetzt ein einziger Pfirsich, wenn er gut sein soll, fünfzig Franken in Assignaten. Dafür kaufte man sonst in der Provence einen ganzen Garten. Nun, ihr werdet eure alte Tante Laurac schon nicht vergessen, wenn ihr wieder im Schloß de la Tour des Meaux sitzt, und ich werde nicht mehr fünfzig Franken für einen Pfirsich bezahlen müssen."

„Du wirst sie bei uns essen, Tante, wie ich doch wohl hoffen darf."

„Nun, hoffen wir das Beste. Wir müssen zusehen, wie es kommt. Aber — aber, was machen Sie denn für ein fürchterliches Gesicht, Léon? Ist das ein Gesicht für einen glücklichen Bräutigam an einem solchen Tag?"

In der That hatten sich die offenen Züge des jungen Edelmanns bei der Erzählung seiner Braut in einer Weise verfinstert, die auf eine tiefe, mißtrauische Verstimmung schließen ließ. Ueberrascht sah ihn jetzt auch Aimée an.

„Was ist Dir, Léon?" fragte sie erstaunt.

„Du hast in Deiner Mittheilung vergessen, um welchen

Preis Du vom Bürger Robespierre solche Vergünstigungen erlangt hast," antwortete dieser bitter.

„Um welchen Preis? Ich verstehe Dich nicht."

„Haha!" fuhr die Bürgerin Laurac laut dazwischen, „wahrhaftig, er ist eifersüchtig! Léon, sind Sie denn ganz und gar des Teufels? Eifersüchtig auf den Bürger Robespierre? Das ist aber denn doch zu stark!"

Aimée schlug die Augen nieder und machte zwei Schritte auf den jungen Mann zu.

„Ist es das, Léon? Ist es das?" fragte sie leise.

„Und wenn es das wäre?"

„Sieh mich an, Léon! Glaubst Du, daß ich Dich belügen könnte?"

„Aimée," flüsterte der junge Herzog, „sage mir die ganze Wahrheit. „Du hast ihm nicht — verstehe mich recht, Aimée, aus Liebe zu Deinem Vater, nicht als ob ich meinte, aus Liebe zu ihm —"

„Weder das eine, noch das andere. Léon, glaubst Du mir?"

Sie schlug die Augen zu ihm auf, hingebend, bittend, rein und schön. Da drückte er rasch mit einem unterdrückten Freudenschrei ihre Hände und küßte sie auf die Wange.

Niemand hatte das gesehen, so flüchtig geschah es, so sorgsam und laut plaudernd war Bürgerin Laurac bemüht gewesen, die Aufmerksamkeit von den beiden Liebenden abzulenken, nur Claude Michon hatte sich nicht ablenken lassen. Mit gespannter Aufmerksamkeit, mit einer finsteren, peinlichen Genauigkeit achtete er auch auf die kleinste ihrer Bewegungen, auf ihr Mienenspiel, auf ihre Augen. Nicht nur eine halb unbewußte Angst um sie, eine urwüchsige, mit echter Naturkraft pulsirende Gluth schärfte in dieser Beziehung von jeher seinen Blick, sondern auch eine daraus sprießende gehässige Abneigung gegen den Herzog.

Wie sich nun die Beiden so Hand in Hand, himmelselig und hoffnungsfreudig gegenüberstanden und in die Augen sahen, da war es Claude Michon plötzlich, als ob ein Riß mitten durch seine kranke Brust gegangen wäre. Mit einer Heftigkeit, mit einer Unwiderstehlichkeit stieg der lang verhaltene Groll heraus aus seinem Innern, daß er sich auf der Stelle umdrehte und zur Thüre, in deren Nähe er gestanden, hinausging. Nicht einen Augenblick länger hätte er das ansehen können, ohne dreinzuschlagen, und als er sich jetzt außerhalb der Werkstatt befand, schlug er wirklich wie wüthend um sich, als sei er persönlich in fürchterlichster Weise beleidigt worden.

Niemand hatte bemerkt, daß Claude Michon sich entfernte. Man kannte seinen Zustand, namentlich seit letzterer Zeit, sehr wohl und wunderte sich nicht mehr, wenn er mit einer diesen Kranken eigenen und das Stadium ihrer Krankheit charakterisirenden Heftigkeit und Unberechenbarkeit sich betrug. So fiel seine Entfernung auch Niemand auf.

Claude Michon lief die Straße hinunter und eilte über die Seinebrücke hinüber nach der „Rothen Lampe“. Er hatte den ganzen Tag noch nichts Rechtes getrunken; das war, wie er meinte, der ganze Fehler, dem er nun ebenso nachdrücklich wie ausgiebig abhelfen wollte.

Es war ziemlich finster in den Straßen, und als er die Rue St. Pères hinauf ging, blinzelte er über die Straße hinweg auf eine Gestalt, die in sehr fragwürdiger Verfassung auf eine Pike gelehnt in der Ecke stand. Es war ein Sansculotte, aber eine wahre Banditenerscheinung; einen zerlumpten, ursprünglich wohl kostbaren und mit Pelz verbrämten, irgendwo gestohlenen, jetzt aber zerrissenen, schmutzigen Mantel fest um die Schultern gewickelt, als ob er fröre, auf dem Kopf die rothe Jakobinermütze mit einer traurig geknickten Hahnenfeder, die Füße mit Lappen statt mit Schuhen bekleidet, über der Schulter an einem

mächtigen weißen Bandelier einen ungeheuren, für die im Ganzen dürftige und nicht sehr furchterregende Gestalt viel zu großen Säbel — das war der Mann, den Claude Michon fixirte.

„Crachot!“ rief ihn Claude Michon an.

„Geh zum Henker!“ stöhnte der Andere.

„Was ist mit Dir, Du Saufaus? Ist das eine Haltung für gute Patrioten? Was ist los, Crachot?“

„Du bist's, Claude, mein Junge? Komm' 'mal her, hilf' mir 'mal auf die Beine. Mir ist es, als ob heute in Paris ein Erdbeben wäre. Ha, und die Leibschmerzen, die mir der verfluchte Emigrantenwein macht — ich sage Dir, Mensch, den hatten die Emigranten vergiftet.“

Claude faßte den Freund unter den Arm und zog ihn mit sich fort.

„Komm. Hole der Teufel die Emigranten und ihren Wein. Schnaps mußt Du trinken, Crachot! Das ist das Wahre!“

„Allons enfants de la patrie,“ stimmte nun Crachot, der durch das Schreiten wieder munter geworden war, an, aber er endigte seinen stolzen Gesang in einem matten, klanglosen Stöhnen.

„Mein Alter, es scheint, Du bist heute nicht ganz bei Stimme,“ meinte Claude Michon.

„Hm, es ist Alles egal,“ versetzte der Trunkene. „Einige müssen in die Seine, und Einige müssen an die Laterne, und Einige müssen erschossen oder durch Wein vergiftet werden. Es muß Abwechslung in die Sache kommen. Der Teufel soll den ganzen Tag an der Guillotine stehen für zwölf Sous.“

Nach dieser philosophischen Betrachtung schien Crachot, obwohl er von Claude Michon immer weiter geschleift wurde, regelrecht einzuschlafen. Zum Glück erreichten die beiden Freunde bald die „Rothe Lampe“, wo sich Crachot

wieder ermunterte. Rasch wurden einige Gläser Schnaps geleert, bis sie nach verhältnißmäßig kurzer Zeit in das Stadium gelangt waren, das für den Trinker die irdische Seligkeit darstellt.

„Was soll ich thun?" begann Claude Michon die Unterhaltung in jener unheimlichen rechthaberischen Verschrobenheit, die den Trunkenen eigenthümlich ist, „ich weiß Alles! Du denkst wohl Crachot, ich sehe das nicht?"

„Du hast ganz Recht, Bruder! Ich machte — es — auch so!" lallte Crachot.

„Ich sehe Alles," fuhr Claude fort. „Morgen kommt der Alte aus dem Gefängniß. Sie waren ja heute schon ganz vergnügt darüber. Dann geht's heidi fort nach der Provence, Bürgerin Aimée heirathet den Herzog und ich — haha! Michon, Claude Michon wird wieder Ziegenhirte, Thurmbewohner, Schlafkollege der Eidechsen und Molche. Himmel und Hölle! Was? Da soll man nicht dreinschlagen, daß Alles splittert?"

Claude Michon schlug auf den Tisch, daß es dröhnte. Crachot wachte dadurch aus seinem Halbschlaf, in den er während des Vortrags seines Genossen gesunken war auf, und murmelte etwas.

„Selbstverständlich!" bestätigte Claude Michon, wahrscheinlich in der Meinung, Crachot habe etwas gesagt, „es fällt mir auch gar nicht ein, ruhig zuzusehen. Nur still. Wir sprechen dabei wohl noch ein Wörtchen mit. Habe ich nicht Recht, Crachot?"

„Natürlich — trink nur, mein Junge. Ich sage Dir, Einige müssen in die Seine, und Einige müssen an die Laterne, und Einige müssen erschossen werden, wenn sie der Emigrantenwein nicht vergiftet."

„Weißt Du, wo der Bürger-Kapitän Vivier wohnt?"

„Vivier? Ha, ha! Der Schlingel."

„Wo er wohnt, meine ich, Crachot."

„Wohnen? Hm! Wenn er überhaupt irgendwo wohnt, so wohnt er drüben auf der anderen Seite des Platzes Percheron, wo man in die Rue des Cordeliers hineingeht. Aber ich sage Dir, mein Junge, er ist ein Schlingel. Das Wohnen ist ihm zu langweilig."

„Komm, Crachot. Er muß den Herzog verhaften. Noch heute Nacht."

„Was? Einen Herzog?"

„Ja. Einen richtigen Herzog. Wie ich Dir sage. Komm."

„Nieder mit den Räubern, mit den Blutaussaugern, den Kornwucherern! Heda! Rasch noch zwei Gläser!"

„Komm. Wir müssen eilen, Crachot. Morgen ist Alles vorbei."

„Halt nur, mein Junge, nur sachte! Wie ich Dir sage, Einige müssen in die Seine, Einige müssen — — Prosit, mein Junge. Ha, der verdammte Emigrantenwein."

Die zwei Edeln, die sich in ihrer Art mit der Wohlfahrt des französischen Volkes beschäftigten, stapften nun in bedenklich schiefer Haltung wieder zur „Rothen Lampe" hinaus, gingen quer über den Platz Percheron weg auf ein Haus zu, das Bürger Crachot als Wohnung des Bürgers Vivier bezeichnet hatte. Er war eine elende, verfallene Bude, einstöckig, mit theilweis herabgerissenen, theilweis gebrechlich hängenden Fensterladen. Nichts deutete darauf hin, daß es bewohnt sei. Die Fenster hatten keine Vorhänge, nicht einmal ganze Scheiben, die Thüre war, wahrscheinlich bei einem früheren Pöbelexceß, zerschlagen und nicht wieder hergestellt worden, und somit der Eingang zum Hause nicht verschließbar.

Das war auch nicht nöthig, denn die innere Einrichtung des Hauses war so, daß jeder Spitzbube, der sich etwa hinein verirrte, aus Mitleid vermuthlich noch etwas da-

gelassen hätte, statt etwas mit fortzunehmen. Die Entwerthung des Eigenthums in Paris konnte natürlich Leuten, die nichts besaßen, wie Crachot oder Claude Michon, nicht besonders zu Herzen gehen.

„Sind Sie da, Bürger-Kapitän?" schrie Crachot in's Haus hinein. Es erfolgte aber keine Antwort. Nur ein leises Schnarchen aus einem der hinteren Räume zeigte, daß Jemand in dem Hause war. Crachot strengte also seine Lunge noch einmal an und schrie noch energischer: „Hörst Du nicht, Vivier? Wir haben einen Herzog — einen Herzog gefangen. Der Henker hole die Emigranten."

„Wer ruft mich?" klang jetzt eine tiefe Stimme aus der Finsterniß heraus.

„Ei, daß Dich das Wetter holte, Bürger! Hörst Du nicht, wer Dich ruft? Komm heraus aus Deiner Höhle, das Vaterland ist in Gefahr."

Es dauerte nun auch nicht lange, bis der Schläfer sich von seinem Lager erhoben und herausgetreten war zu seinen Freunden. Es war ein Mann von vielleicht vierundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahren in der Uniform eines Kapitäns der Nationalgarde. Kaum hatte er vernommen, um was es sich handelte, als seine Züge sich merkwürdig belebten. Einen wirklichen und wahrhaftigen Herzog abzufangen, das galt in Paris für eine Heldenthat, die nicht geringe Belohnung versprach.

„Kommt, Freunde, kommt auf das Stadthaus. Dort ist die Sache mit dem Herzog in zehn Minuten erledigt," sagte Bürger Vivier, und die drei Freunde zogen weiter. —

Kurz nach Mitternacht wurde Herzog Léon v. St. Vallier in seiner Wohnung in der Rue de l'Arbre sec aus dem Bette geholt und verhaftet. Als der Tag graute, dem er mit so vielen süßen Hoffnungen entgegengesehen hatte, saß er im Luxemburg-Gefängniß, eine Beute wildester Verzweiflung und hilfloser Niedergeschlagenheit.

Der Tag, der ihm Alles wiederbringen sollte, auf den er so große Hoffnungen gesetzt, schien heraufgedämmert zu sein, ihn zu verderben.

18.

Was man wünscht, das glaubt man leicht. Deshalb waren auch sowohl die Bürgerin Laurac, wie Aimée selbst felsenfest davon überzeugt, daß Graf Roland heute freigesprochen werden würde. Schon am Abend vorher hatte ihm Aimée eine Botschaft zukommen lassen, des Inhalts, daß er heute zur Verhandlung kommen würde. Ihr Vater hatte ihr antworten lassen, daß seine Vertheidigungsrede schon drei Tage nach seiner Verhaftung fertig gewesen sei. Er sei begierig darauf, sich endlich vertheidigen zu dürfen.

Der arme Mann! Er hatte noch kein Revolutionstribunal funktioniren sehen.

Es war kaum Tag, als die Bürgerin Laurac schon bei ihrer Nichte in der Rue de l'Arbre sec eintraf. Sie fühlte sich um so mehr bei der Sache betheiligt, als sie einen guten Ausgang voraussah. Sie half, immerzu von den rosigsten Hoffnungen beseelt, ihrer Nichte beim Ankleiden, polterte über den Langschläfer Léon, der sich noch immer nicht sehen ließ, um die Damen nach der Conciergerie zu begleiten, und unter ihrem fortwährenden Geplauder wurde auch Aimée freudig und zuversichtlich.

So wurde es neun Uhr, und Bürger Léon war noch immer nicht da. Da es nicht weit bis dahin war, wo er wohnte, so schickte man hinüber, um zu fragen, an was denn die Verzögerung liege. Der Bote kam zurück und berichtete, Claude Michon sei soeben aufgestanden, habe aber so verwirrte Antworten gegeben, daß Niemand daraus klug werden könne. Bürger Léon habe er nicht gesehen.

Was sollte das heißen? Man sah sich gegenseitig rath-

los an, und Boyer erklärte, er wolle selbst einmal hinüber gehen und mit dem Burschen reden. Bürgerin Laurac schloß sich ihm an.

Claude Michon that erst, als ob er die Eintretenden nicht sähe. Er machte sich mit einem höchst seltenen Eifer an der Garderobe seines sogenannten Herrn zu schaffen. Die Ereignisse dieser Nacht schienen ihm mehr ein böser Traum, als Wirklichkeit.

„Bürger Claude Michon, wo ist Bürger Léon?" fragte Boyer.

„Im Luxemburg-Gefängniß," antwortete Claude.

Sowohl Bürgerin Laurac als auch der Schlosser prallten entsetzt zurück.

„Was sagen Sie?" fragte der Letztere erschrocken, „im Luxemburg-Gefängniß? Was soll denn das heißen? Was thut er denn dort?"

„Ich weiß es nicht, Bürger Boyer. Ich weiß nur, daß er heute Nacht, als wir Beide in unseren Betten lagen und schliefen, von der Nationalgarde abgeholt und verhaftet worden ist."

Es war sonst Claude Michon's Neigung nicht, zu lügen, und auch jetzt wurde es ihm nicht leicht. Aber das Gefühl, daß möglicherweise ein großes Unglück angerichtet worden sein könnte, bestimmte ihn, seine eigene Thätigkeit dabei zu verschleiern, zu verleugnen.

Bürgerin Laurac war bleich wie eine Todte geworden. Zuerst schien sie wie gelähmt und erst nach einer Pause rief sie: „Sie faseln, Mann, oder sind wieder betrunken. Wir sind nicht hier, um Spaß mit Ihnen zu treiben. Sagen Sie uns deshalb die ganze, volle Wahrheit."

Claude Michon zuckte die Achseln und schwieg.

„Es ist also wirklich wahr, was Sie da sagen?" fuhr der Schlosser fort zu fragen.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, Bürger Boyer, so ist's

geschehen. Im Uebrigen weiß ich von der Sache nicht mehr wie Sie," versetzte Claude Michon störrisch.

„Mein Gott, mein Gott, Aimée wird sterben bei dieser Nachricht," jammerte die Bürgerin Laurac.

„Man muß es ihr also nicht sagen," warf Claude Michon rasch ein.

„Auf keinen Fall," fügte der Schlosser hinzu, „um so weniger, als wir ja den Zusammenhang dieser Verhaftung noch nicht kennen. Irgend ein niederträchtiger Bube muß ihn denunzirt haben. Lassen Sie mich zunächst sehen, Bürgerin Laurac, was in der Sache zu thun ist, und sagen Sie der Bürgerin Aimée noch nichts davon. Dahingegen wird man gut thun, den alten Herzog v. St. Vallier, Léon's Vater, zu benachrichtigen."

„Auf dem schnellsten Wege muß das geschehen, Bürger."

„Lassen Sie mich das machen und kehren Sie zu Aimée zurück. Es wird die höchste Zeit, nach der Conciergerie zu gehen. Ich denke, Bürger Michon, Sie begleiten die Damen."

„Gewiß, Bürger, wenn das gewünscht werden sollte."

„So gehen Sie. Sagen Sie der Bürgerin Aimée irgend etwas, was sie über die Abwesenheit Léon's hinwegtäuscht, und verlassen Sie sich im Uebrigen auf mich."

Bürgerin Laurac trocknete ihre Thränen, die ihr im Gedanken an Aimée unwillkürlich in die Augen getreten waren, und verließ mit Claude Michon das Haus, um in die Schlosserwerkstatt zurückzukehren.

„Bürger Michon," sagte sie unterwegs zu diesem, „Sie werden sich Mühe geben, durch nichts den wahren Sachverhalt zu verrathen und sich in allen Mittheilungen an das zu halten, was Sie mich über die Sache sagen hören?"

„Gewiß, Bürgerin. Seien Sie ohne Sorge."

Gleich darauf standen sie vor Aimée, die sie ungeduldig erwartete.

„Denke Dir, mein Kind,“ rief ihr die Bürgerin Laurac zu, „welch' ein Zufall!“

„Mein Gott, es ist doch wohl kein Unglück passirt?“

„Nun, hoffentlich nicht. Aber Léon kann uns nicht begleiten, weil er in der Nacht plötzlich heftig erkrankt ist und an einem hitzigen Fieber leidet, das den Arzt, den er sofort hinzugezogen hat, veranlaßte, ihn noch in der Nacht nach dem Hotel Dieu*) bringen zu lassen.“

„O mein Gott. Man muß nach ihm sehen.“

„Gewiß, gewiß. Bürger Boyer war so freundlich, sich dieser Mühwaltung zu unterziehen, und ich denke, er wird uns die besten Nachrichten bringen. Aber wir müssen uns beeilen. Bist Du bereit, mein Kind?“

„Ja, Tante. Gehen wir.“

— — — — — — — — — — — —

Der Saal, in dem das Revolutionstribunal seine Thätigkeit ausübte, war ein längliches Viereck mit kahlen, weißgetünchten Wänden, an dessen einem Ende ein Tisch stand, an dem fünf Leute saßen, die in nichts sich von den Leuten unterschieden, die da und dort in größeren oder kleineren Gruppen im Saale herumstanden oder auf und ab gingen. Sie rauchten Tabak, spien auf die Dielen, zogen ihre Blusen aus, wenn ihnen zu warm wurde, legten ihre Pistolen vor sich auf den Tisch hin, um es sich bequem zu machen, hingen ihre Säbel an den Stuhl, auf dem sie saßen, und plauderten scheinbar sehr aufgeräumt miteinander. Das war das Revolutionstribunal. Eine Unmenge Sansculotten, zerlumpte Männer und Weiber, gingen rauchend im Saale auf und ab oder unterhielten sich laut über den ganzen Saal weg mit der Elite der Zuschauer, die auf einer Tribüne saßen, welche sich an dem, dem Richtertisch entgegengesetzten Ende des Saales befand.

---

*) Das Pariser Krankenhaus.

Dort saßen die Stammgäste, die tagtäglichen Zuhörer der Verhandlungen, die ihre schlechten Witze den Verurtheilten zuriefen, sie höhnten, ihre Sprache, ihre Art und Weise der Vertheidigung — wenn eine solche stattfand — nachäfften, und in entmenschter Weise mit den armen Opfern unseliger Zustände spielten. Es waren meist alte dicke Vetteln mit schmutzigen Kitteln, rothen, aufgedunsenen Schnapsgesichtern, mit Strickstrümpfen in den Händen.

Das fortwährende Geschrei hin und her, der Tabaksqualm, das Leben und Treiben einer Menge Menschen der niedersten Stände, der Dunst im Saal — Alles dies ließ diesen eher als eine Spelunke für Gauner und Räuber, als einen Gerichtssaal erscheinen.

Sobald Bürgerin Laurac und Aimée auf der Tribüne Platz genommen hatten — es war mittlerweile fast elf Uhr geworden — zogen sie ebenfalls ihre Strickstrümpfe hervor. Man konnte in solchen Versammlungen nicht vorsichtig genug sein, und deshalb gaben sich die beiden Frauen so einfach wie möglich.

Eben stand dort ein junger hochgewachsener Mann mit leidenschaftlich erregten Zügen.

„Sie heißen?“ fuhr ihn der Präsident an.

„Jean Evricourt.“

„Was sind Sie?“

„Ich bin Kommissar beim Verkauf der Staatsgüter.“

„Was? Und als solcher wollen Sie unschuldig sein?“

„Bürger-Präsident,“ nahm der junge Mann, offenbar zu einer längeren Rede ausholend, das Wort, „ich bin an den mir zur Last gelegten Verbrechen so unschuldig, wie Sie, und wenn —“

„Machen Sie hier keine Redensarten,“ unterbrach ihn der Präsident. „Wenn wir hier alle Reden anhören wollten, die die Angeklagten zu halten beabsichtigen, so würden sie

reden bis zum jüngsten Tag. Das kennen wir. Sie sind verurtheilt. Weiter. Zum Nächsten."

Der junge Mann beschwor seine Richter mit Thränen in den Augen in den beweglichsten Worten, und während ihn schon die Sansculotten wieder abführten, suchte er sich ihrer mit Händen und Füßen zu erwehren, wobei er immer mit verzweifelter Stimme schrie und seine Unschuld betheuerte.

„Ei, mein Junge," rief ihm eine der Strickerinnen von der Tribüne zu, „was willst denn Du noch? Du mußt in den Sack niesen, und damit gut. Du hast hier nichts zu sagen. Packe Dich!"

Eine Anzahl junger Mädchen im Alter von achtzehn bis zweiundzwanzig Jahren wurde hereingeführt.

„Sie sind aus Nantes?" fragte der Präsident.

„Aus Nantes," antwortete eine derselben.

„Sie haben auf einem Balle getanzt, auf dem preußische Offiziere anwesend waren."

„Bürger-Präsident, wir wußten es nicht."

„Das kann Jeder sagen. Ihr seid verurtheilt. Weiter. Zum Nächsten."

Bleich und zitternd wurden die Mädchen abgeführt, nicht verschont von den häßlichsten Zurufen der Tribüne.

So ging das stundenlang fort. Die Revolutionstribunale waren unter Robespierre so in Anspruch genommen, daß sie oft dreißig bis vierzig Menschen in einer Stunde schuldig sprechen mußten.

Hin und wieder, wenn die Vorgänge gar zu grausam wurden, sah die Bürgerin Laurac hinüber zu Aimée, und wenn sie bemerkte, daß diese weinte, so stieß sie sie verstohlen an und raunte ihr zu: „Sei auf Deiner Hut. Verrathe uns nicht."

Dann kämpfte Aimée mit Heroismus ihre Thränen hinunter und strickte weiter.

Es war gegen drei Uhr Nachmittags, als ihr Vater vorgeführt wurde. Er ging frei und hocherhobenen Hauptes in Mitte einiger Sansculotten. Aimée stockte der Athem; ihre Pulse flogen. Ihr war, als müßte sie wahnsinnig werden.

„Sie sind der Architekt Beuflot?“ fragte ihn der Präsident.

„Nein, Bürger-Präsident, ich heiße Roland de la Tour des Meaux.“

„Potztausend! Habe ich recht gehört?“

Einer seiner Beisitzer raunte ihm in's Ohr: „Numero 763, Präsident. Hier ist das Aktenstück.“

Der Präsident warf einen Blick darauf. „Richtig. Sie sind Graf Roland de la Tour des Meaux?“

„Ja.“

„Das genügt. Sie sind verurtheilt.“

„Bürger-Präsident, ich habe zu meiner Vertheidigung zu bemerken, daß —“

„Was, zum Henker,“ unterbrach ihn der Präsident, „Sie haben das Wort hier nicht. Ihre Sache liegt klar. Verschwörung gegen die Republik, Widerstand gegen den Kommissar der Regierung. Mit solchen Leuten machen wir kurzen Prozeß, fort! Halten Sie sich morgen früh um sieben Uhr bereit, den Karren zu besteigen. Weiter. Zum Nächsten.“

Der Bürgerin Laurac rieselte es eisig über den Rücken. Sie hörte, wie die Stimme des Grafen Roland noch einmal laut den Lärm im Saale übertönte, dann sah sie, wie ein paar Sansculotten ihn ergriffen und abführten. Sie vermochte kein Wort hervorzubringen, sie blickte furchtsam nach Aimée hin. Diese saß da, die Augen starr und thränenleer in den Saal hinuntergerichtet, aus dem ihr Vater soeben fortgebracht worden war. Ihr Antlitz war marmorbleich, ihr Gesicht glich an Empfindungslosigkeit und Starre dem einer Leiche.

„Aimée, Aimée," flüsterte sie ihr zu, „komm zu Dir. Besinne Dich."

Dann hörte sie einen gräßlichen, durchdringenden Schrei, und gleich darauf lag Aimée wie todt auf dem Boden der Tribüne.

Nun hieß es für die Bürgerin Laurac, ihre ganze Geistesgegenwart zusammenzunehmen, um ihre Nichte zunächst, wenigstens ohne Aufsehen zu erregen, aus dem Saale und nach Hause zu bringen.

„Es ist die Luft," rief sie, „ich habe es immer gesagt, sie kann es nicht ertragen. Die Luft hier oben ist schuld. Wir wollen hinuntergehen in den Saal."

Claude Michon war sofort zur Stelle. Zum Glück war am Tribunal schon wieder eine der interessanteren Verhandlungen im Gange, gegen einen früheren Offizier der Königin, so daß die Insassen der Tribüne keine Zeit hatten, sich um eine Ohnmächtige zu kümmern. Unbemerkt trugen Claude Michon und Bürgerin Laurac Aimée hinunter, wo sie auf dem kleinen Platz vor der Conciergerie einen Wagen nahmen und nach Hause fuhren.

Auf der ganzen Fahrt starrte Claude Michon stumpfsinnig vor sich nieder und wagte nur von Zeit zu Zeit einen scheuen Blick auf die noch immer marmorbleich und marmorkalt daliegende Aimée zu werfen, als ob er sich überzeugen wolle, daß sie noch lebe. Nun, freilich, sie lebte allerdings noch, aber welches Leben! Die kindliche Gestalt allein, in Paris, in der Welt des Schreckens — der Vater nur noch wenige Stunden, der Verlobte vielleicht nur noch einige Wochen oder gar blos Tage am Leben — was sollte nun aus ihr werden? Und wer war an all' dem Schuld? fragte sich Claude. — Er selbst. Bald im thierischen Rausch, bald in leidenschaftlicher Blindheit oder Eifersucht, bald in strafbarer Dummheit war er der Dämon Aimée's, die er mehr liebte als sein Leben, geworden.

Auch die sonst so schlagfertige, nie entmuthigte Bürgerin Laurac war mit ihrem Latein zu Ende. Als sie Aimée zu Bett gebracht, und Bürger Boyer sie nach dem Stand der Angelegenheiten gefragt, hatte sie geantwortet: „Es ist Alles, Alles verloren!" —

Aimée war wieder zu sich gekommen, aber es stellte sich heraus, daß ihr Gedächtniß sich verwirrt hatte. Die Ereignisse der letzten Stunden hafteten in ihren Sinnen nicht mehr, als ein flüchtiger, verworrener Traum, auf den wir uns beim anbrechenden Morgen vergeblich zu besinnen suchen. Und das war ja bei dem jetzigen Stand der Angelegenheiten noch ein Glück, denn die ganze Wahrheit hätte Aimée nicht ertragen. Ein Arzt war gekommen und hatte den Zustand der Kranken für äußerst bedenklich erklärt. Es sei zu fürchten, hatte er gesagt, daß die Nervenanspannung eine dauernde Geistesstörung nach sich ziehe, wenn der Kranken nicht irgend eine große Freude bereitet, ein Herzenswunsch erfüllt werden könne.

„Woher dergleichen nur nehmen in aller Welt?" hatte die Bürgerin Laurac verzweifelt ausgerufen.

Claude Michon besann sich auf den Tag, wo er den Seigneur im Gefängniß gesprochen hatte.

„Willst Du mein Kind schützen?" hatte er ihn gefragt, und Claude Michon hatte geantwortet: „So gut ich kann."

„Nun gut," sagte Claude Michon zu sich selbst, „Du bist ein Schurke, ein elender Wicht, wenn Du nicht zu ihrem Schutz thust, was Du kannst."

Stundenlang hatte Claude Michon schon für sich in dieser Weise hingebrütet, als er die Bürgerin Laurac, die eben aus Aimée's Krankenzimmer herauskam, anrief.

„Bürgerin Laurac," sagte er, und seine Stimme hatte etwas Entschlossenes, „Bürgerin Laurac, werden Sie heute Nacht hier bei Aimée bleiben?"

„Jawohl. Wer sollte es auch sonst?"

„Wollen Sie hier bleiben bis — bis der Seigneur hierherkommt?"

„Bis der Seigneur hierherkommt? Wen meinen Sie, Bürger Michon?"

„Ich meine, bis Graf Roland hierherkommt?"

„Ja, Sie wissen doch, daß das nicht möglich sein wird."

„Ich weiß gar nichts, Bürgerin Laurac. Ich weiß blos, daß der Arzt Recht hat. Aimée braucht eine große Freude. Ob sie möglich sein wird, weiß ich nicht. Aber es soll Alles versucht werden. Wollen Sie mir versprechen, Bürgerin Laurac, bis morgen früh acht Uhr hier zu warten? Entweder ich komme selbst um diese Zeit, oder — wenn das nicht mehr gehen sollte, so schicke ich Jemand, der hier willkommener sein wird. Wollen Sie es mir versprechen, Bürgerin Laurac?"

„Aber, Claude Michon, wie ist Ihnen denn? Was haben Sie vor? Sie sehen so entsetzlich bleich aus."

„Wollen Sie es mir versprechen, nicht von Aimée wegzugehen, ehe ich oder — der Andere kommt?"

„Nun, wenn Ihnen daran so viel liegt, so will ich es Ihnen versprechen. Was haben Sie vor, Claude Michon?"

„Es ist gut, Bürgerin, Sie werden schon an mich denken."

Damit verließ Claude Michon das Haus des Schlossers Boyer, ohne über sein Vorhaben Aufklärung gegeben zu haben.

19.

Bürger Claude Michon trug natürlich schon längst sein getrocknetes Schaffell, das ihm in der Provence so gute Dienste geleistet, nicht mehr, sondern kleidete sich, wie die große Hälfte des Volkes in Paris, in eine Bluse. Das war ein sehr bequemes Kleidungsstück. Man warf es über den Kopf, fuhr in die Aermel und knöpfte es am Halse zu — das war Alles. Diese Toilette beanspruchte nicht mehr

als den Bruchtheil einer Minute. Die Bluse bedeckte den größten Theil des Körpers und war gutmüthig genug, Waffen, Schnapsflaschen und andere Heimlichkeiten, die man etwa verbergen wollte, den Blicken Unberufener zu entziehen.

Als Michon an jenem Abend aus dem Hause des Schlossers Boyer fortging, wählte er nicht den gewöhnlichen Weg zur „Rothen Lampe", sondern blieb auf der Seinebrücke stehen und schaute lange in den Fluß hinab, der brodelnd, rauschend im geheimnißvollen Dunkel unter dem Brückenbogen dahin schoß. Da war es ihm, als ob nicht Wasser in dem Bett des Flusses quirlte und gurgelte, sondern rauchendes dickes Blut, aus dem da und dort Menschenglieder herausragten und Stimmen erschallten, die immer „Mörder, zu Hilfe, Mörder" schrien.

Claude Michon fing bei dieser fürchterlichen Vision an zu zittern. Wie kam es denn, fragte er sich ärgerlich, daß er in letzter Zeit immer Sachen sah und Stimmen hörte, die doch nicht vorhanden waren? Wie oft war es ihm in letzter Zeit passirt, daß er im Schlaf eine Unmenge Stimmen gehört hatte, die alle schrien: „Mörder, zu Hilfe, Mörder!" Ihm hatte es geschienen, als wenn das lauter George Bourdons gewesen wären; er war wie wahnsinnig mitten in der Nacht aus dem Schlafe emporgefahren und hatte nichts, auch nicht das Geringste um sich her entdecken können.

Claude Michon ging weiter und schlug den Weg nach der Conciergerie ein. Er gab sich Mühe, nur Sachen zu sehen, die wirklich vorhanden waren, und Stimmen und Geräusche zu hören, die existirten, freilich, am liebsten hätte er gar nichts mehr gehört und gesehen, aber so weit war es nun einmal noch nicht. Er kam an einem Schnapsladen vorbei und kaufte eine Flasche „Ewiges Feuer", eine damals beliebte, stark berauschende Sorte.

Als er an die Conciergerie kam, ging er halb um das Gebäude herum und kam so an einen langen, verdeckten Gang, von dem er wußte, daß er in die Gefangenensäle mündete und durch den die Gefangenen geführt wurden, wenn sie den Karren bestiegen, um auf das Schaffot zu fahren. Der Gang war dunkel und etwas gekrümmt; an dem sonst freien Eingang stand ein Posten. Es mochte nicht mehr weit von Mitternacht sein, als Claude Michon hierherkam.

Trotzdem er am Tag und auch den ganzen Abend noch nichts getrunken hatte, fing er, als er sich dem Posten näherte, doch an, etwas zu torkeln. Da er meist betrunken war, fiel es ihm natürlich gar nicht schwer, sich auch einmal betrunken zu stellen, und so machte er es auch täuschend natürlich, als er jetzt in der Trunkenheit an den Soldaten, der dort stand, anstieß und gleich darauf, wie von Schlaf und Rausch übermannt, neben der Pforte zusammensank.

„O, o," lallte er, wie sich entschuldigend. „Es lebe die Republik, Bürger."

Der Soldat sah ihn an. „Wer sind Sie, Bürger? Was wollen Sie hier?" fragte er ihn.

„Nichts. Lassen Sie mich nur hier liegen, Bürger. Wir sind ja doch erst Alle gleich, wenn wir verschieden sind."

Der Soldat schmunzelte über das Wortspiel. Claude Michon holte seine Flasche hervor, rief dem Posten ein „Prosit" zu und trank einen tüchtigen Schluck. Dann gab er dem Soldaten die Flasche, der auch trank. Er hatte kein Arg. Als er aber die Flasche zurückgeben wollte, stellte sich heraus, daß Claude Michon unterdessen vollständig eingeschlafen war.

Der Soldat konnte die Flasche somit nicht wieder los werden. Das schien ihm ein Wink des Himmels zu sein. Er kostete und kostete wieder. Als es gegen Morgen frisch wurde, schlief der Soldat halb und halb und wartete mit großer Ungeduld auf Ablösung.

Das war der Zeitpunkt, auf den Claude Michon mit ebenso großer Geduld wie Aufmersamkeit gewartet hatte. Langsam, schlangenähnlich rutschte er an dem Soldaten vorbei in den Gang hinein. Zoll für Zoll avancirte er. Es war eine Arbeit von Stunden. Aber sie gelang. Als der Soldat in der Dämmerung wieder einmal die Augen schlaftrunken hob, sah er den Menschen, der neben ihm geschlafen hatte, nicht mehr. Er kümmerte sich weiter nicht darum und tröstete sich mit dem Gedanken: er wird wieder fortgegangen sein.

Claude Michon stand nun in dem Gange, wo er am dunkelsten war. Er sah, wie die Dämmerung draußen immer mehr und mehr Fortschritte machte. Es wurde hell und lebendig auf dem Platze. Er hatte eine ordentliche Ungeduld, die Sonne aufgehen zu sehen, trotzdem er sich sagte: es ist das letzte Mal.

Dann hörte er endlich, wie es auch im Innern des Gefängnisses laut wurde. Kommandorufe ertönten, die Gefangenen, die heute an der Reihe waren, wurden verlesen, ein fernes, murmelndes, wirres Stimmengewirr.

Auch der Posten draußen am Eingange des Ganges wurde abgelöst. Claude Michon wußte, daß nun ein Anderer da stand, der ihn nicht kannte. Schließlich hörte er wie der Karren vorrasselte. Jetzt mußte die Stunde da sein — jetzt galt's!

Claude Michon zog seine Bluse aus, trat etwas in eine Mauervertiefung zurück, so daß er unmöglich gesehen werden konnte, und wartete. Bald wurden auch die Gefängnißthüren geöffnet. Er hörte, wie die schweren eisernen Schlösser und Riegel sich öffneten. Dann wurden nochmals die Namen der Verurtheilten verlesen.

„Jean Baptiste de Menil," hörte er eine Stimme, und eine andere antwortete gefaßt:

„Da bin ich. Vorwärts endlich."

„Hier in den Gang. Am Ende desselben steht der Karren.“

Gleich darauf gingen sechs Soldaten durch den Gang an Claude Michon vorbei. Herr de Menil folgte. Er hatte die Guillotinentoilette schon gemacht, das heißt er trug ein langes, rothes Hemd über seiner Unterkleidung.

„Jérôme Balthasar Gourfault,“ tönte wieder die Stimme.

„José Marie Denervant.“

„Bartholomée Arnaud.“

„François Clément d'Aubique.“

Die Aufgerufenen antworteten gewöhnlich sofort, und gleich darauf sah sie Claude Michon an sich vorübergehen, Alle wie der Erste mit dem rothen Hemd bekleidet.

Endlich hörte er: „Roland de la Tour des Meaux.“

Claude Michon zitterte heftig.

„Jetzt, jetzt, Claude, zeige Dich als ein rechter Kerl, halte Dein Gelübde!“ murmelte er leise.

Gleich darauf sah er den Seigneur den Gang daherschreiten.

Claude Michon sprang auf ihn zu, faßte ihn und drängte ihn im Nu in die Mauervertiefung, zog mit der einen Hand das rothe Hemd von seinem Körper, während er mit der andern seine Mütze auf den weißen Kopf des Grafen drückte.

„Rettung, Seigneur!“ flüsterte er keuchend. „Still. Kein Wort, keinen Hauch! Aimée wartet in der Rue de l'Arbre sec im Hause des Schlossers Boyer. Sie stirbt, wenn Sie nicht kommen. Fragen Sie nicht. Hier ist die Bluse. Sowie Sie Geschrei draußen hören, schleichen Sie sich hinaus am Posten vorbei.“

Das Alles war das Werk einer Viertelminute. Im nächsten Augenblicke ging Claude Michon schon mit dem rothen Hemde bekleidet, traurig, mit gesenktem Kopf an dem Posten vorbei und bestieg den Karren.

Graf Roland stand da wie betäubt, und regte sich nicht. Was bedeutete das Alles? Wollte man ihm nach so viel Kummer und Leiden doch noch einmal zur Freiheit, zum Leben verhelfen? Er hatte Claude Michon erkannt. Was wollte er? Wollte er an seiner Statt zum Schaffot fahren? War das nicht doch am Ende Alles ein Traum?

„Aimée stirbt, wenn Sie nicht kommen," hatte der Bursche gerufen. Graf Roland hätte vielleicht das Opfer nicht angenommen, aber dieses Wort hatte ihn gebannt. Wer weiß auch, was Claude Michon da draußen noch beabsichtigte? Der Graf blieb stehen und horchte.

„Sind Alle da? Haben wir sechs auf dem Karren?" fragte eine Stimme.

„Es sind sechs!" antwortete eine andere.

„Dann vorwärts!"

Graf Roland hörte, wie sich der Karren entfernte. Aber gleich darauf hörte er ein gewaltiges Getöse. Männer, Frauen und Kinderstimmen schrien durcheinander, und ein eiliges Laufen in einer bestimmten Richtung wurde hörbar.

Dem Grafen Roland pochte das Herz fühlbar. War das der ihm versprochene Lärm, während dessen er sich am Posten vorbeischleichen sollte? Er trat heraus aus dem dunklen Gang und sah um sich.

„Schlagt ihn zu Boden, reißt ihn in Stücke, werft ihn in die Seine, er hat einen Bürger geschlagen, er ist ein Volksverräther!" hörte er draußen Stimmen untereinander kreischen.

Graf Roland errieth Alles. Claude Michon hatte in seinem klugen Opfermuth einen Streit vom Zaune gebrochen, einen Auflauf verursacht, um ihm die Entfernung aus dem Gange zu ermöglichen.

Graf Roland trat immer weiter hervor. Er sah, wie der Posten dem Getümmel zusah und selbst einige Schritte vom Eingang sich entfernt hatte. Diesen Augenblick be-

nutzte Graf Roland. Unauffällig glitt er hinter dem Soldaten vorbei, stülpte die Mütze fest auf den Kopf und steckte die Hände in die Taschen — so mischte er sich unter das Volk. Der Karren war schon einige hundert Schritt weit in die Straße hineingefahren, immer gefolgt von Pöbelmassen, die Claude Michon zerreißen wollten, weil er einen Bürger in's Gesicht geschlagen habe, der ihn zu nah angegafft hatte. Aber die Gendarmen, die den Wagen als Bedeckung umgaben, und die ihre bestimmte, ihnen zugemessene Anzahl auf dem Revolutionsplatz abliefern mußten, schützten ihn.

Graf Roland hatte Mühe, die ungeheure Aufregung, die ihn bestürmte, hinter einem gleichgiltigen Aeußeren zu verbergen. Frei! Nach einer fünfvierteljährigen Gefangenschaft und nach einer ebenso langen Todesangst frei!

Er ging unter den Menschen, die nach ihrer gewöhnlichen Art gruppenweise in den Straßen zusammenstanden, wie trunken hindurch; die Häuser, die Hunde in den Straßen, der leise wehende Wind, die Wolken, die eilfertig über ihm hinsegelten, der Fluß, der plätschernd seine Wasserwogen dahinrollte — alles das schien ihm neu und schön. Alles das hatte nichts gemein mit den verzweiflungsvollen, todestraurigen Gefängnißmauern, der dumpfen Luft, der schlechten, ungesunden Nahrung. Alles das war wirkliches, echtes Leben, köstliches Leben!

Eine Sorge drückte den Grafen noch. Wie würde er seine Tochter Aimée finden können, ohne sich oder sie zu verrathen? Was sollte das überhaupt heißen: „Sie stirbt, wenn Sie nicht kommen!" — War sie in Gefahr?

Vorsichtig, zagend betrat er endlich die Rue de l'Arbre sec und suchte so unauffällig wie möglich das Haus des Schlossers Boyer. Endlich entdeckte er eine Schlosserwerkstatt in der kleinen schmalen Straße, aber keine Firma, kein Name war daran zu sehen.

Mißtrauisch ging er einige Male an dem Hause hin und her. Er hoffte Jemand zu sehen, den er vertrauensvoll fragen könne. Oder sollte er hineingehen und einen Schlüssel kaufen? Er hatte kein Geld, keinen einzigen Centime in der Tasche.

Plötzlich sah er seine Base, die Gräfin v. Laurac unter der Thür erscheinen. Er hätte beinahe vor Ueberraschung und Freude laut aufgeschrien. Sie sah sich vorsichtig um und er ging rasch auf sie zu. Hatte sie ihn erwartet? Suchte sie ihn? Es schlug eben acht Uhr.

„Herr des Himmels und der Erde!“ rief die Bürgerin Laurac plötzlich aus, „sind Sie es, Roland, oder ist es Ihr Geist?“

„Amélie —“

„Kommen Sie rasch herein, Roland. Gibt das Grab seine Todten heraus, die Guillotine ihre Opfer? Sind Sie nicht todt, nicht verurtheilt? Sie leben wirklich und wahrhaftig? So war es doch nicht trunkenes Geschwätz, was mir Claude Michon gestern Abend erzählte?“

„Der gute Bursche. Aber er wollte es nicht anders haben. Er stirbt als Graf Roland de la Tour des Meaux. — Aber wo ist Aimée? Wie geht es ihr?“

„O, nun wird schon Alles wieder gut werden. Sie ist krank, aber warten Sie! Ich gehe gleich zu ihr. Ich will sie vorbereiten. Warten Sie hier, Roland!“

Graf Roland hatte in den letzten fünf Vierteljahren so viel und so schmerzlich gewartet, daß er nun nicht mehr warten mochte. Er glaubte, daß sein Kind nirgends besser aufgehoben sein könne, als in seinen Armen. So schlich er sich denn hinter seiner Base her, um das Wiedersehen auch nicht um Augenblicke unnöthigerweise zu verzögern.

Er sah, wie die Bürgerin Laurac in ein Zimmer zu ebener Erde trat, dessen Thüre sie nicht schloß, sondern nur anlehnte. „Aimée,“ hörte er sie sagen, „mein Herzens-

kind, ist Dir heute besser? Bist Du im Stande, eine große Neuigkeit zu ertragen?“

„Ach, Tante,“ seufzte die Aermste schwach, „ist ein Unglück geschehen?“

„Im Gegentheil, mein Kind, es handelt sich diesmal um ein großes, langersehntes, beispielloses Glück, um eine Freude ohne Grenzen. Kannst Du sie ertragen?“

Aimée hatte sich im Bette aufgerichtet, die Augen groß und fragend, die Mienen gespannt. „Eine Freude ohne Grenzen, sagst Du, Tante? Du stimmst meine Erwartung so hoch, daß ich fürchte, mich zu irren. Was ist's? Was willst Du mir verkünden? Ich kenne nur eine Freude: das ist die Freiheit meines Vaters.“

„Nun? Sollte diese so ganz und gar unmöglich sein, Aimée?“

„Tante!“ schrie jetzt Aimée in höchster Erregung auf, „was sagst Du? Wer ist dort hinter der Thür? Vater! o lieber Vater!“

Graf Roland war rasch eingetreten. Er flog auf sein Kind zu und schloß es in seine Arme.

„Aimée!“ schluchzte er, „meine süße Aimée!“

Sonst fiel kein Wort. Aber die innige Umarmung von Vater und Tochter, die immer noch zu fürchten schienen, das Opfer einer Sinnestäuschung zu sein; ihre Augen, die sich trunken vor Freude ineinander senkten, die unartikulirten Laute, die sie ausstießen, sprachen deutlicher und beredter, als alle Worte von der hingebenden Liebe, die Vater und Tochter beseelte, von dem grausamen Schmerz, den ihnen die Vergangenheit auferlegt, und von der hohen Freude, die sie nach so viel Kummer und Seelenqualen in ihrem endlichen Wiedersehen, in der Befreiung von Sorge und Noth fanden.

(Fortsetzung folgt.)



Wildes Blut.

Eine Cirkusgeschichte von **Signor Saltarino.**

Mit Illustrationen von **R. Kircher.**

Zu der Zeit, in welcher diese Geschichte spielt, hatte mich das Schicksal, welches mich so oft in der Vagantenwelt herumquirlte, nach England geworfen, und zwar bekleidete ich eine etwas anormale Stellung im Dienste eines gewissen Charles Sanger, seiner Zeit Besitzer und Direktor eines ziemlich renommirten Cirkus nebst Menagerie. Ich weiß heute kaum noch anzugeben, welche Funktionen man mir alle im Cirkus Sanger übertragen hatte: soviel nur ist mir erinnerlich, daß ich das Annoncenwesen besorgte, die Reisearrangements traf, die Kassierer kontrolirte, in der Pantomime mitwirkte, ab und zu auch eine Quadrille ritt. Und dabei war mein Gehalt ziemlich gering. Die Direktion nutzte den mittellosen Deutschen, der unter italienischem Namen reiste, eben nach Kräften aus.

Charles Sanger, oder wie er auf den Zetteln genannt wurde, Signor Carlo Sanger, war sardinischer Abkunft und hieß eigentlich Padrilla. Er selbst war zu Portsmouth geboren und nach Sprache, Erziehung und Gewohnheiten ein Vollblut-Engländer. Er zählte etwa 45 bis 50 Jahre, war ein kräftig gebauter, schwarzhaariger, blasser Mann mit ein paar Stahlaugen und einem Stiernacken, sicher

und befehlend gegen Alle, welche unter seiner Autorität standen und allen Mitgliedern der Truppe verhaßt, obgleich er guten Artisten gegenüber im Gegensatz zu meiner Person sich gern als liberalen Zahler zeigte.

Sanger besaß, was man den „Genius des Erfolges" nennt und dazu noch die allerseltenste Eigenschaft eines wandernden Kunstreiterprinzipals: einige Hunderttausend Mark Vermögen. Dieses hatte er mit seiner zweiten Gattin erheirathet, einem hilflosen, blassen, furchtsamen Wesen, das schon beim Ertönen seiner Stimme, beim Tritt seines Fußes erzitterte. Sanger behandelte diese Frau barsch und unfreundlich.

Das einzige Wesen, welches Sanger liebte, war Maud, ein kleines, körperlich und geistig etwas zurückgebliebenes Kind aus erster Ehe. Ihr vermochte der Vater nichts abzuschlagen, zu dem Mädchen sprach er nie ein zorniges Wort, und Alles, was es that und wünschte, war recht. Und auch Maud liebte den Vater in einer duldenden ängstlichen Weise wieder, denn die Seele des Kindes war schwach und unfrei, und obschon Maud im Alter von neun Jahren stand, handelte sie kaum mit mehr Intelligenz wie ein Kind von fünf Jahren.

Der Cirkus Sanger war eine der größten reisenden Gesellschaften Englands. Wir reisten mit zehn großen Wagen wilder Thiere, fünfzig Pferden, einem dressirten Elephanten, einer Menge Artisten, Musiker und Gehilfen, im Ganzen an die 80 Personen, die unter einem großen Leinwandzelte mit tragbarer Bühne „arbeiteten", d. h. ihre Künste zeigten. Manchmal theilte Sanger seine Truppe in drei Gesellschaften, die dann als drei verschiedene Unternehmen agirten: nämlich als Theater, als Cirkus und als Menagerie.

Gewöhnlich besuchten wir nur größere Städte, wo wir dann einige Wochen zu bleiben pflegten. Sobald wir an-

gelangt waren, hielten wir stets einen glänzenden und geräuschvollen Umzug, die Parade, Alle hoch zu Roß und in phantastischen Kostümen, die goldbronzirten Wagen mit nationalen Flaggen geschmückt, der Elephant mit einer reichen Schabracke angethan, voran die Musiker mit klingendem Spiel.

Sanger war in seinen jungen Jahren ein tüchtiger Parforcereiter gewesen, hatte aber bei einem Sturz sich ein Bein gebrochen und konnte seit längerer Zeit nur in der ruhigsten Weise zu Pferde sitzen. Aber einen geschickteren Dresseur und besseren Haushalter gab es nicht. Er allein hatte die Schlüssel zu den Ställen, zu der Garderobe, zu den Thierkäfigen, er selbst ließ täglich dreimal die Pferde füttern und sich dieselben allmorgendlich vor dem Frühstück eines nach dem andern vorführen. Er ging kontrolirend von Stall zu Stall, von Käfig zu Käfig und untersuchte die Schlösser zu den Gitterthüren Morgens und Abends, damit ja keine der Bestien ausbrechen könnte; ja er fütterte seine wilden Thiere sogar selbst. Außerdem führte er das Rechnungswesen, zahlte die Gagen, beaufsichtigte die Proben — kurz Sanger war ein Mann von geradezu unerschöpflicher Thätigkeit und hatte stets Erfolg, weil er bei all' seinen Handlungen keine der Bedingungen eines solchen außer Acht ließ.

Ich hatte mich ungefähr ein Jahr lang mit dem Cirkus Sanger herumgeschlagen, als wir, wie es auf den Zetteln hieß, eine „great attraction" ersten Ranges erhielten und zwar in der Person des Mr. Arthur Macdonald, des „Löwenkönigs", mit fünf wirklich prachtvollen Thieren. Wir befanden uns damals gerade in Manchester und standen im Begriff, nach Liverpool zu gehen.

Macdonald war eine echte Kunstreiterschönheit, sechs Fuß hoch, muskulös wie ein Faustkämpfer, geschmeidig wie eine Tigerkatze, bronzefarbig wie ein Zuave und gutmüthig

wie — ein Löwenbändiger. Nie sah ich Augen so dunkel, so phosphoreszirend, so durchdringend wie die seinigen. Im Zorne schien es in denselben zu flammen und zu flackern; nur in diesen Augen lag die Gewalt über die Bestien; ein einziger tiefer, ruhiger Blick schüchterte diese wie Lämmer ein. Sie gehorchten diesen Augen, sie zitterten vor ihnen, sie krochen vor Macdonald demüthig in die Winkel. Lediglich nur dieser Macht vertrauend und nur mit einer Stahlpeitsche bewaffnet, trat Macdonald in den Löwenkäfig, legte sich mitten zwischen die Thiere, kollerte sie wie Wollballen durcheinander, schmeichelte und schalt sie, packte mit beiden Händen die gewaltigen Kinnbacken und zeigte dem Publikum den heißen, gefahrdrohenden Schlund, oder nahm der Löwin ihre Jungen und trug sie auf seinen Armen herum; kurz, der Bändiger machte die gleichen „Trics", mit denen einst die Altmeister der Dressurkunst brillirt hatten, nur das Eine nicht: er steckte niemals den Kopf in den Rachen des Löwen. Macdonald meinte darüber in seiner blasirten Weise, wenn er des Lebens müde sei, wolle er sich lieber mit einer Kugel das Lebenslicht ausblasen, als dem Löwen zum Fraße dienen. „Nebenbei gesagt," fügte er dann hinzu, „hat so ein Löwe in solchen Dingen keinen Geschmack; er würde den Kopf eines Idioten mit demselben Vergnügen zermalmen, wie den eines gescheidten Mannes, und warum sollte ich den meinigen einem Burschen preisgeben, der seinem Inhalte nicht einmal Gerechtigkeit widerfahren läßt?"

Wer Macdonald sonst war, woher er kam, wie sein wirklicher Name lautete, alle diese Fragen würde er Keinem von uns beantwortet haben, wenn Einer sie zu stellen sich erdreistet hätte. Auf jeden Fall aber war er ein guter Kamerad und ein Gentleman. Der Bändiger sprach sechs lebende Sprachen mit der Leichtigkeit eines Eingeborenen; er warf einen Schilling in die Luft und traf ihn im

Herabfallen mit einem Pistolenschuß. Von der Manier, wie er zu Pferde saß, wie er sich aus und in den Sattel schwang, wie er den Säbel führte und wie er uns Kunstreiter zu einer Kavallerieattake einübte, konnte man schließen, daß er den militärischen Dienst gut kennen gelernt. Er hatte etwas von preußischem Drill an sich.

Doch all' dies war nur eine Vermuthung meinerseits, da er selbst über sein früheres Leben nie sprach und die, welche anfänglich versuchten, tiefer hineinzublicken, als ihm selbst recht war, in einer Weise abwies, daß ihnen jeder zweite Versuch ein- für allemal verleidet war.

Macdonald schien überall gewesen zu sein. Die Löwen, mit welchen er arbeitete, hatte er angeblich persönlich gefangen, und manchmal, wenn er bei besonders guter Laune war, sprach er mit Humor von den Schwierigkeiten und Gefahren, die er überwinden mußte, bis er soviel Thiere erhalten, wie er zu seinem Zwecke benöthigte. Seine Gruppe bestand jetzt aus fünf ausgewachsenen Thieren: zwei Löwinnen und drei Löwen, außerdem zwei Jungen, etwa drei Monate alt.

Vornehm und verschlossen, wie Macdonald war, gab es doch zwei Personen, denen gegenüber er einen großen Theil seines reservirten Wesens ablegte, und diese waren ich selbst und Maud, Sanger's Kind. Was mich anbelangt, so fühlte ich mich keineswegs erbaut durch diesen Vorzug, denn ich konnte daraus nicht die Ueberzeugung schöpfen, daß er mich etwa lieber hatte wie ein anderes Mitglied der Truppe, ich bemerkte vielmehr nur, daß er erfreut war, Jemand um sich zu haben, mit dem er sich manchmal, wenn er Lust hatte, auf gleichem geistigen Fuße unterhalten konnte.

Für die kleine Maud hegte Macdonald aber doch eine unerklärlich tiefe Zuneigung. Er interessirte sich im hohen Grade für die Entwickelung ihres unbehilflichen Geistes,

sprach oft zu ihr, versuchte ihre Wißbegierde zu erregen, lauschte sorglich auf die unvollkommenen Aeußerungen ihres Verständnisses und zwar mit einer Milde und Geduld, die dem besten Pädagogen zur Ehre gereicht haben würden. Er pflegte sie bei seinen Gängen durch die Stadt mitzunehmen oder unterhielt sie in der Menagerie mit Geschichten der Bären, Wölfe und Affen.

Diese Gespräche waren in der That Unterrichtsstunden für das kleine Kunstreiterkind, die einzigen, welche es hatte und die seiner Ausbildung dienlich waren. Und je mehr sich Maud dem Löwenbändiger anschloß, desto inniger lernte dieser das Kind lieben.

* * *

Mittlerweile hatte der Löwenkönig außerordentlichen Erfolg. Wie ich schon bemerkte, machte der Cirkus Sanger schon vorher gute Geschäfte, aber Macdonald verdoppelte, ja verdreifachte mit seiner Arbeit die Einnahmen. In Liverpool, in Birmingham, in Chester, überall hatten wir den Cirkus bis in die Sparren voll, und Abend für Abend wurde schweres Geld verdient, trotz der zeitweisen Erhöhung der Eintrittspreise.

Eines Tages versammelte der Direktor sechs oder sieben seiner besten Mitglieder um sich und theilte ihnen mit, daß er Arrangements für eine Tour in die Provinz getroffen habe und daß diesmal nur große Ortschaften, wie Oxford, Bath, Bristol besucht werden sollten. Wir spielten damals in Rochester.

„Es ist meine Absicht," sagte Sanger in seiner festen, entschlossenen Art, „die Gesellschaft auf ein höheres, vornehmeres Niveau zu bringen. Die Menagerie soll künftighin eine besondere Schaustellung sein und nur Nachmittags dem Besuche offen stehen, während unseren Abendvorstellungen mehr ein dramatischer Charakter beigelegt werden muß. Signor Saltarino wird uns ein neues ro-

mantisch=equestrisches Stück schreiben, in welchem alle unsere besten Kräfte und Hilfsmittel vertreten sein müssen. Bei der Ausstattung des Stückes werde ich keine Mittel scheuen, die Kostüme sollen glänzender sein als sie jemals in einem Cirkus gezeigt worden sind; das Modell zu einer neuen fahrbaren Bühne habe ich mir bereits angesehen. Wenn wir Erfolg haben, werde ich die Gagen der Mitglieder erhöhen. Ich hoffe, daß die Herren mit dem Plane einverstanden sind."

„Das klingt so übel nicht," meinte Macdonald, seine Cigarette in eine Ecke werfend; „doch um auf das Stück zu kommen: gedenken Sie in demselben auch Ihren ergebensten Diener Macdonald mit seinen Löwen zu verwenden?"

„Natürlich; Signor Saltarino wird sein Stück ganz besonders Ihren Löwen auf den Leib schreiben. Haben Sie verstanden, Saltarino?"

Ich nickte unmuthig.

„Und meine Ohnesattelarbeit auf ‚Wladimir'?" fragte Austin, der Parforcereiter. „Ich eigne mich nicht zum Komödianten — ich kann nicht Fratzen schneiden — bin eben nur Kunstreiter!"

„Da soll doch der Teufel dreinschlagen, Herr!" fuhr Sanger auf, „Sie haben am wenigsten Ursache, Schwierigkeiten zu erheben. Signor Saltarino wird schon begreifen, daß unsere besten Reitnummern in dem Stücke Verwendung finden müssen."

„Mein Antheil wird komischer Art sein müssen," bemerkte Dianta, der Clown. „Ich habe dabei die Bedingung zu stellen, daß ich mein neues äußerst effektvolles Entrée ‚Frische Fische, gute Fische!' dem Publikum präsentiren darf."

„Du lieber Himmel," rief ich verzweifelt, „glauben Sie denn, Dianta, daß ich nach berühmten Mustern eine

Posse mit Gesang in drei Akten schreibe? Was hat Ihr Fisch-Entrée in einem equestrischen Drama zu thun?"

„Posse oder nicht, mein neues Entrée macht Effekt," erwiederte der Clown.

„Herr Dianta hat Recht," warf der Direktor ein, „es darf auch das komische Element nicht fehlen. Sie können den Dialog irgendwo anbringen."

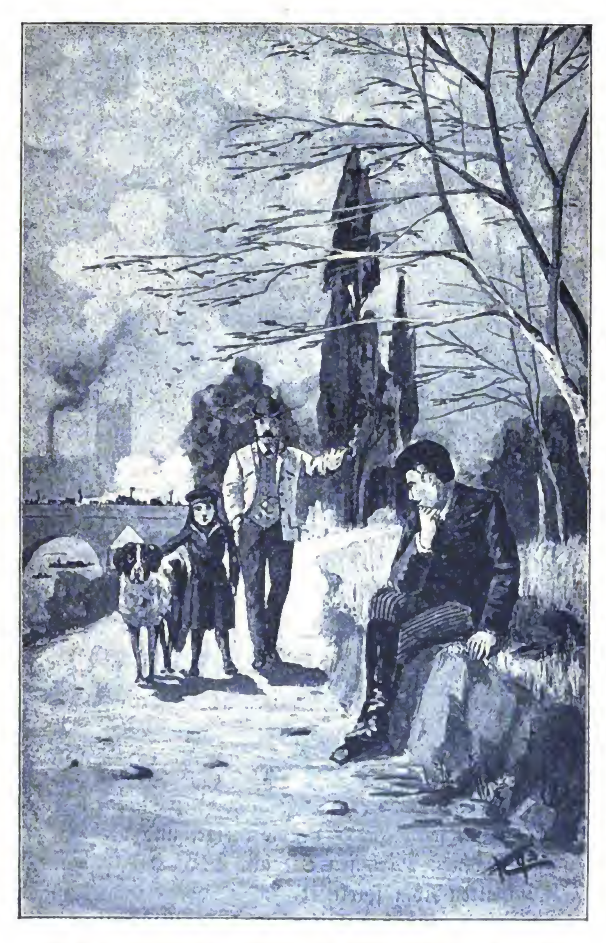
„Nun, wie wird's mit dem Elephanten?" fragte der Dresseur Thompson.

„Der Elephant muß ebenfalls hinein — versteht sich! Haben Sie verstanden, Saltarino?"

Ich ergriff ganz verblüfft meinen Hut, um mich zu entfernen.

„Ich muß mir erst einmal die ganze Geschichte in Ruhe überlegen, Herr Sanger!" rief ich dem Direktor zu, verließ den Cirkus und schlug sofort den Weg über die Brücke ein, um an's jenseitige Ufer zu gelangen, an dem ein schmaler Pfad, von Bäumen und Gebüsch flankirt, sich hinzog — mein täglicher Spaziergang, seitdem wir uns in Rochester befanden. Hier überdachte ich die Schwierigkeiten der mir zugefallenen sonderbaren Aufgabe.

Je mehr ich nachsann, desto hoffnungsloser erschien mir die Sache. Ich sollte ein romantisch-equestrisches Stück schreiben. Gut. Dazu gehörten vor Allem ein Held, eine Heldin, ein Heldenvater, so ein recht schlechter Kerl von Intrigant, ein furchtbarer Zweikampf und noch andere schöne Dinge mehr. Nun kam aber noch anderer, ganz toller Kram. Da war zuerst Macdonald mit seinen Löwen — die mußten unbedingt hinein, etwa zur Rettung der Tugend oder als Werkzeug des Intriganten. Dann kamen die Saltomortale zu Pferde, Thompson mit dem dressirten Elephanten und der Clown mit seinem Fisch-Entrée! — War das nicht ein verzweifeltes, unausführbares Beginnen?



Ich setzte mich in's Gras, stützte den Kopf in die Hände und versuchte zu denken. (S. 76)

Ich setzte mich in's Gras, stützte den Kopf in die Hände und versuchte zu denken. Da sah ich plötzlich vom jenseitigen Ende des Weges ein Kind und einen Hund sich nähern, denen ein hochgewachsener Mann folgte. Es war Macdonald mit Maud Sanger in Begleitung seines großen Bernhardiners „Barry". Eine Cigarre rauchend, die Hände in den Hosentaschen, schlenderte der Löwenbändiger gemächlich einher.

„Aha," rief er schon von Weitem, „ich dachte mir, daß ich Sie hier treffen würde. Sinnen Sie nach über Ihre Aufgabe? — Hier nehmen Sie eine Cigarre — die Musen lieben den Tabak."

„Die Musen mögen hängen," erwiederte ich ärgerlich. „Ich habe mein Gehirn jetzt zerrieben und bin doch nicht im Stande gewesen, eine gesunde Idee zu fassen. Löwen, Pferde, Elephanten und Clowns im Rahmen eines romantisch-equestrischen Drama's — es ist unmöglich!"

„Na, na, Ritter des Geistes und des ungesattelten Pferdes," lachte Macdonald, sich in's Gras werfend, „so schlimm ist die Geschichte nun gerade nicht. Ich zum Beispiel hätte eine ganz passende Idee."

„Sie?"

„Eine gute Idee, sage ich Ihnen; historisch, romantisch, klassisch, moralisch, rührend und unterhaltend."

„Macdonald, Sie sind mein Retter!" rief ich begeistert. „Heraus mit Ihrer Idee!"

„Na, dann passen Sie auf. Du, Maud, setze Dich und Du, Barry, kusch Dich schön."

Der Hund gehorchte, Maud setzte sich dicht zu Macdonald, nahm seine Hand in die ihrige, und der Löwenbändiger begann: „Nehmen Sie an, Saltarino, daß unser Stück im alten Rom spielt. Unsere ersten Charaktere sind: Septimius Severus, der Kaiser, und seine Gemahlin Julia; dann die beiden Söhne des Kaisers von seinem ersten

Weibe, Caracalla und Geta, ferner die kleine Tochter aus zweiter Ehe. Ob er wirklich eine solche Tochter hatte, kann uns gleichgiltig sein; wir bedienen uns der Freiheit des Poeten, erfinden das Kind und nennen es Livia. Dazu ein großer Feldherr, der einen hochklingenden Namen und eine schöne Tochter hat. Nennen wir sie meinetwegen Irene; zuletzt der Prinz von Cypern, ein christlicher Gefangener. Dies ist der Held des Stückes. Ich werde den Prinzen spielen, schreiben Sie dem daher eine Menge rührender Aeußerungen auf den Hals, ich möchte die Gallerien heulen lassen."

„Gut, aber die Handlung?"

„Sehr einfach! Wir beginnen mit dem Forum romanum. Unzufriedene Bürger wünschen eine Aenderung ihrer Lage und erregen einen kleinen Aufruhr. Ein Herold tritt auf und verkündet Sieg auf Cypern. Die Stimmung des Volkes schlägt um in großen Jubel.

Zweite Scene: Campus Martius; das Kaiserpaar sitzt auf einem Throne, Caracalla, Geta und Livia um ihn gruppirt. Am Fuße des Thronbaldachins die liebliche Irene. Im Hintergrunde römische Bürger. Aus der Ferne Trompetenstöße. Der siegreiche Feldherr naht im Triumphzuge, während seine Tochter preisend die Götter anruft. Voran erscheinen Prätorianer hoch zu Roß, Musik, römische Adler, christliche Gefangene, je Zwei und Zwei aneinander gefesselt, dann ein Elephant mit Schätzen beladen, der Prinz von Cypern in Ketten, noch mehr Reiter, Fußvolk, der zurückkehrende Feldherr im Triumphwagen, von Schimmeln gezogen. Der Kaiser hält eine Ansprache, welche der Feldherr erwiedert. Auf Befehl des Cäsar bekränzt die schöne Irene ihren Vater mit Lorbeer, dieser, das heißt der Vater, ist tief gerührt, umarmt die Tochter — großes Tableau.

Die Pforten des Cirkus werden aufgethan. Der Feldherr entsteigt dem Wagen und nimmt Platz im Staats-

sessel, zu seinen Füßen die liebliche Maid Irene. Und nun, passen Sie auf, bringen wir unsere ganze Bande zu Ehren des Triumphators in's Spiel. Austin kann seine Saltos auf dem Ungesattelten machen, Miß Adele springt durch Feuerreifen, Mr. Rivalli verschluckt brennendes Werg und gibt es in Form von Bindeband wieder von sich, Herr Blennow kann eine Quadrille auf Schulpferden und im Kostüm der altrömischen Zeit aufführen. So könnte ein großer Theil unserer Artisten beschäftigt werden."

„Ganz ausgezeichnet, Herr Macdonald, das eben habe ich gesucht!"

„Nun weiter! Die schöne Irene und der Prinz von Cypern müssen sich beim ersten Erblicken sofort ineinander verlieben — das gibt eine schöne Pantomime. Caracalla, welcher in die Feldherrntochter gleichfalls verliebt ist, merkt das und geräth in Wuth. Da verkündet der Kaiser am Schluß des Schauspiels für den nächsten Tag im Amphitheater den Kampf der Gladiatoren gegen wilde Thiere. Caracalla bittet ihn vor allem Volk mit gebeugtem Knie, er möge den Prinzen von Cypern den Löwen preisgeben zu Ehren der Götter und zur würdigen Feier des Sieges. Das Volk jubelt, Irene fällt in Ohnmacht — Tableau. Ende des ersten Aktes.

Im zweiten erscheint zunächst der gefangene Prinz im Kerker und mit Ketten belegt; er hält einen Monolog. Die Thür zum Kerker öffnet sich, Irene tritt herein und fällt vor ihm nieder, ihn anflehend, sich zu retten, indem er den Gott der Christen abschwöre. Eine schöne Scene folgt. Kampf zwischen Liebe, Pflicht und Ehre. Religion und Ehre triumphiren, und Irene wendet sich selbst dem Christenthume zu.

Die zweite Scene spielt im Amphitheater. Der Kaiser, die Kaiserin, Caracalla, Geta, Livia, der Feldherr, Irene, Volk sind anwesend. Kämpfe der Gladiatoren, Scenen

der Kraft und Gewandtheit folgen und geben unseren Artisten Gelegenheit genug, zu zeigen, was sie gelernt haben.

Trompetenstöße; der Hintergrund öffnet sich und läßt die Käfige der wilden Thiere sehen. Jetzt kommen meine Löwen an die Reihe.

Der Prinz von Cypern wird hereingeführt. Der Kaiser will ihm das Leben schenken, wenn er seinen Gott verflucht. Er weist stolz dieses Anerbieten zurück. Jetzt gibt der Kaiser das Zeichen, und die Wachen treten vor die Käfigpforten. Da, wie der Blitz, überspringt der Prinz, dem die Ketten abgenommen worden sind, die hohe Schranke, eilt zu den Stufen des Thrones, ergreift die kleine Tochter des Kaisers und eilt mit ihr in die Arena zurück. Noch ehe Jemand sich von der Bestürzung erholen kann, steht er, das Kind auf den Armen, vor dem Löwenkäfig. ‚Noch einen Schritt,‘ ruft der Prinz den Wachen zu, ‚und ich werfe das Kind den Löwen vor!‘

Allgemeiner Schrecken. Die Kaiserin ringt verzweifelt die Hände. Tableau."

„Glänzend, außerordentlich!" rief ich entzückt.

„Geduld, mein Lieber, das Beste kommt noch. Was sagen Sie, wenn ich dem kaiserlichen Kinde ein Kreuz um den Hals hänge, alle Anwesenden als Zeugen der Kraft des heiligen Symbols anrufe und mit dem Kinde auf den Armen in den Käfig der Bestien gehe, ohne daß sie mir oder dem Kinde etwas Uebles zufügen?"

„Genial! Das wird Effekt machen!"

„Das denke ich auch. Das kaiserliche Kind soll durch die kleine Maud dargestellt werden, und ich weiß, daß sie nicht die leiseste Furcht vor den Löwen hat. Nicht wahr, mein Herz?"

Das Kind blickte vertrauend zu Macdonald auf und lächelte. Es wäre in demselben Augenblick bereit gewesen, mit ihm in den Käfig zu gehen, wenn er es gewünscht

hätte. Ich aber dachte an Sanger, was der zu diesem Plane sagen würde.

„Maud wird in meinen Armen unter den Löwen ebenso sicher sein, wie in ihrem Bettchen," fuhr Macdonald fort. „Nun ist der Rest meines Planes schnell erzählt. Das Kind wird von dem Prinzen unbeschädigt wieder seiner Mutter überliefert, das Volk bricht aus starrer Bewunderung in lauten Jubel aus. Der Kaiser schenkt dem Prinzen das Leben und ersucht ihn, sich eine Gnade auszubitten. Da ergreift derselbe die Hand der schönen Irene und bittet um die Genehmigung seiner Verbindung mit ihr. Caracalla stellt sich dazwischen und fordert den Prinzen zum Zweikampfe auf. Großes Schwertgefecht, der Prinz siegt, schenkt aber dem entwaffneten Caracalla das Leben und gibt ihm sein Schwert zurück. Dann wirft er sich zu den Füßen Irene's. Deren Vater vereint segnend Beider Hände. Fanfarengeschmetter. Schluß. — Nun, wie gefällt Ihnen mein Plan, genügt er?"

„Und ob er genügt! Er ist unschätzbar, unübertrefflich!"

„Doch da fällt mir eben ein, daß wir nicht an das Fisch-Entrée des tollen Dianta gedacht haben."

„Es geht unmöglich — man würde das Ganze verderben!"

„Keineswegs. Dianta will sein Entrée haben, also mag er als kaiserlicher Narr auftreten und seinen Beifall einheimsen. — Und nun komm, Maud, wir wollen weiter gehen. Allons, Barry! — Leben Sie wohl, Sohn der Musen, glückliche Arbeit!"

Damit verließ mich der Löwenbändiger. Ich aber eilte nach Hause und schrieb mit Begeisterung ein romantisch-equestrisches Ausstattungsstück, das bald darauf unter dem imposanten Titel: „Ariobarzanes, Prinz von Cypern, und die schöne Irene," oder „Der königliche Löwe Tamer im

Amphitheater des Flavius," auf den Zetteln des Cirkus Sanger prangte.

Das neue Stück gefiel außerordentlich. Es gelangte nach sorgfältigen Proben zuerst in Reading zur Aufführung und wurde wohl vierzigmal hintereinander gegeben. Dann ging seine Aufführung in allen größeren Städten der westlichen und mittleren Grafschaften vor sich, überall volle Häuser und volle Kassen erzielend. Das Engagement Macdonald's wurde auf weitere sechs Monate verlängert, die Artisten erhielten von Sanger die versprochene Zulage, während mir, als Verfasser des zugkräftigen Stückes, außer der Gehaltserhöhung ein Extrahonorar von zehn Pfund Sterling zu Theil wurde. Kurz, wir hatten eine Epoche beispiellosen Erfolges, und Sanger stand auf der Höhe des Geschäftsglückes.

Indessen schien er, seltsam genug, in dieser Zeit weniger zufrieden zu sein, als sonst. Je strahlender der Erfolg im Cirkus, desto düsterer ward sein Gemüth. Es verging Monat auf Monat, die Fluth der Einnahmen ging täglich höher, und doch wurde der Mann, welcher das Meiste dabei profitirte, täglich einsilbiger, zurückgezogener, finsterer. Er machte den Eindruck eines von geheimer Qual belasteten Mannes. Die tiefen Linien um seinen Mund wurden bleibend und schärfer, seine Blicke irrend und sein Gang schleppend.

Sanger war nie gesellig gewesen, nun wurde er geradezu menschenscheu. Die geringste Veranlassung konnte ihn zu den wildesten Wuthausbrüchen verleiten, während er auf der anderen Seite, ganz gegen seine frühere Gewohnheit, die größten Nachlässigkeiten passiren ließ.

Da wir ihn immer als einen verschlossenen, finsteren Menschen kennen gelernt, fiel uns erst dann die tiefe Ver-

änderung in seinem Wesen auf, als sie bereits zur Gewohnheit geworden war.

Was war die Veranlassung? Hatte Sanger Geld in geheimen Spekulationen verloren? Hatte er irgend etwas verbrochen, dessen Entdeckung er zu fürchten hatte? Oder hatte aus irgend einem räthselhaften Grunde sein Geist gelitten?

Wir hatten alle Ursache, wegen dieser Veränderung besorgt zu sein, denn von Sanger's Energie und Scharfsinn hing das Wohl der ganzen Gesellschaft ab.

Wie ich schon früher bemerkte, waren mir die verschiedensten Funktionen aufgetragen, und ich mußte deswegen täglich in persönliche Berührung mit dem Direktor kommen. Mochte er sich vor den anderen Artisten zurückziehen, wie er wollte, mich zu sehen war er genöthigt. Hätte er sich auch dem entziehen wollen, so wäre unser Geschäft zum Stillstand gelangt, weil ich nichts ohne Sanger's Genehmigung unternehmen durfte. Sobald er nicht im Cirkus erschien, mußte ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen.

Bei solchen Gelegenheiten saß er oft da mit abgewandtem Gesicht, kaum hörend auf das, was ich ihm sagte und entweder in gleichgiltiger Weise oder gar nicht antwortend. Oft aber geschah es auch, daß er dabei ohne jede Ursache plötzlich in wildester Ungeduld auffuhr.

Seine Gattin schien sich um diese Zeit mehr denn je vor ihm zu fürchten; ja, selbst die Gegenwart des Kindes störte den sonderbaren Mann. Es schien mir manchmal, als sei ihm der Anblick desselben unerträglich, und ein Fremder, der ihn beobachtet hätte, konnte in den Glauben versetzt werden, Sanger hasse das Kind. Da ich wußte, wie er früher die kleine Maud zu vergöttern pflegte, so war ich durch dieses veränderte Wesen mehr betroffen, wie durch alles Andere.

„Ich möchte doch zu gern den Grund von Sanger's Verstimmung kennen," sagte eines Tages Macdonald zu mir, als ich gerade im Begriff stand, zum Direktor zu gehen; „er schaut mich stets an, als wollte er meine Knochen zu Pulver zermalmen und Brod daraus backen."

„O, so macht er es mit Allen," erwiederte ich.

„Das glaube ich nicht; mich beehrt er mit seinem ganz besonderen Haß. Sie hätten das Gesicht am letzten Sonnabend sehen sollen, als ich mir meine Gage holte!"

„Nein, Macdonald, er ist wüthend auf Alle. Ich gehe jetzt mit dem morgigen Programm zu ihm und wette, er macht ein Gesicht, als ob er mich fressen wolle. Denken Sie sich, selbst seine Tochter ist ihm jetzt zuwider."

Der Löwenbändiger drehte bei diesen Worten betroffen an den Spitzen seines Schnurrbartes und blickte einige Zeit in tiefem Sinnen vor sich hin. Dann sagte er: „Wenn dem Prinzipal nun irgend etwas Menschliches zustoßen sollte, was sollte aus dem Kinde werden? Frau Sanger bekümmert sich, soviel ich zu bemerken Gelegenheit hatte, herzlich wenig um das Mädchen."

„Nun, Sanger hat Geld."

„Wer weiß — es kann ihm Alles bei irgend einem Schwindel durch die Finger geschlüpft sein. Und dann ist auch die Frau noch da, für die gesorgt werden muß. Sie hat ihm ja das Geld zugebracht. Wahrhaftig, ich hätte dann nicht übel Lust, das Schicksal des Kindes in meine Hände zu nehmen."

Als er bemerkte, daß ich ein Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte, fügte er schnell hinzu: „Allerdings, ganz gegen meine Art. Es steht mir mehr an, Löwen zu adoptiren, als Kinder."

Hierauf nickte er grüßend und verließ mich. —

Einige Minuten später befand ich mich in Sanger's Wohnung. Wir spielten jetzt in Leeds, wo der Direktor

am Marktplatze wohnte. Ich fand ihn am Fenster sitzend, mit dem Rücken nach der Thüre, durch welche ich eintrat.

„Nun, was gibt's?" fragte er, ohne sich umzuwenden.

„Ich bringe den Abschluß von gestern und das Programm für morgen."

Sanger murmelte einige unverständliche Worte, ohne sich zu erheben, noch sich umzudrehen.

„Mr. William Croß aus Nottingham hat geschrieben," fuhr ich fort, meine Papiere auf dem Tische ausbreitend, „er wünscht zu wissen, wann wir dort anfangen können. Die Ausstellung —"

„Ich kann mich nicht verpflichten!" unterbrach Sanger ungeduldig.

„Was soll ich ihm denn schreiben?"

„Ich weiß nicht — ich kann nichts sagen!"

„Beiläufig, Herr Direktor: Mr. Macdonald's Engagement geht in vierzehn Tagen zu Ende."

Sanger machte eine plötzliche Bewegung, sagte aber nichts. Nach wenigen Augenblicken fuhr ich fort: „Wünschen Sie, daß ich über diesen Punkt eine Aeußerung thue?"

„Ueber was?"

„Ueber die Erneuerung des Kontrakts mit Herrn Macdonald."

Jetzt drehte er sich um, sein Gesicht in grenzenloser Wuth verzerrt.

„Nein," rief er wild, „nicht ein Wort sollen Sie sagen!"

„Gut, Herr Sanger, dann reden Sie lieber selbst mit ihm!"

„Alle Teufel sollen mich holen, wenn ich's thue," schrie er. „Ich will mit ihm nicht sprechen — den Kontrakt nicht erneuern. Macdonald kann gehen!"

„Mr. Macdonald gehen? Das ist doch unmöglich."

„Warum unmöglich?"

„Weil er unsere ‚Attraktion‘ ist, und wir ohne ihn nicht das neue Stück aufführen können!“

„Ganz einerlei,“ erwiederte er, sich in einen Sessel werfend und zornig mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd. „Mr. Macdonald kann gehen — Sie können es ihm sagen.“

„Haben Sie sich die Sache auch reiflich überlegt, Herr Direktor?“

Sanger gab mir keine Antwort.

In diesem Momente hörte ich Maud's Stimme auf der Treppe, nicht heiter plaudernd, wie sonst Kinderstimmen klingen, sondern schüchtern, ängstlich, als ob das Kind eine Zurechtweisung, oder nur gehört zu werden fürchte. Dann, als Maud draußen auf dem Vorsaale näher kam, sank ihre Stimme zu einem kaum vernehmbaren Geflüster herab, und ich hörte, wie ihr kleiner Fuß an Sanger's Zimmer vorbeischlich. Ich blickte dem Direktor in's Gesicht — ein plötzlicher Impuls trieb mich dazu.

Doch welch' ein Antlitz sah ich! Die Zornesröthe war von demselben gewichen und hatte einer finsteren Blässe Platz gemacht. Er sprach kein Wort, aber er lauschte, und als das Mädchen nicht bei ihm eintrat, sondern vorüber in das nächste Zimmer ging, da schwoll sichtbar auf seiner Stirn eine starke, schwarzblaue Ader, und ich konnte das Pulsiren derselben beobachten. Was ich sah, war mehr die gewaltsame Unterdrückung einer tiefen Bewegung, als das Gepräge furchtbarer Leidenschaft.

Jetzt erinnerte ich mich dessen, was Macdonald vor meinem Gang zum Direktor gesagt hatte, und ein unklarer Verdacht durchzuckte mich. Ich konnte nicht umhin, über die Kleine zu sprechen.

„Ihr Töchterchen, Herr Sanger, hat neuerdings sichtbar an Körper und Geist zugenommen,“ begann ich.

Sanger blickte verwirrt auf.

„Um ihretwillen,“ fuhr ich fort, „könnten Sie kaum wünschen, daß Macdonald in ein anderes Engagement geht, das würde dem armen Kinde das Herz brechen.“

Der Direktor sprang auf wie ein Rasender und brach in einen Strom von Flüchen und Verwünschungen aus. Er schwur hoch und theuer, daß Macdonald ihm aus den Augen müsse, und wenn er selbst dabei zu Grunde gehen solle. Dann fiel er ermattet in den Sessel zurück, stützte den Kopf in seine Hände und weinte.

„Ich wollte Alles, Alles, was ich besitze, darum geben, wenn ich mit diesem Menschen nie zusammengekommen wäre!“ rief er aus. „Wir waren vorher glücklich, ich hatte kein Verlangen, mein Kind klüger zu sehen — seine Klugheit genügte mir. Ich wünschte nur, von dem Kinde geliebt zu werden. Und Maud hatte mich lieb, und ihre ganze Welt war ich — ich allein!“

Nun ward mir Alles klar, und ich bedauerte den Mann von Grund meines Herzens. Es war offenbar: sein ganzes Dasein wurzelte in dem Kinde, und er litt jetzt die Folterqualen der Eifersucht. Ich versuchte, ihn zu trösten; doch er wollte nicht getröstet sein.

„Nein, nein!“ rief er, „es ist nutzlos — ich weiß es besser! Er hat mir die Liebe meines Kindes geraubt. Verdammt soll er sein, der Schuft! O, wie ich ihn hasse — wie ich ihn hasse!“

Da ich sah, daß jetzt nichts auszurichten war, so verließ ich die Direktorswohnung, besorgter als je. Was sollte ich Macdonald sagen? Sanger haßte ihn aus dem Grunde seiner Seele — ich fühlte, daß es keine leeren Worte waren: „Wie ich ihn hasse — wie ich ihn hasse!“ Das war der Haß des Südländers, gepaart mit dem Haß des Artisten. Die Leute des Cirkus haben wildes Blut.

Wildes Blut! Macdonald schien es nicht zu haben,

als ich ihm von den Absichten des Direktors Mittheilung machte. Aber es schien nur so.

„Wie es Herrn Sanger beliebt," sagte er kalt und achselzuckend. „Ich sagte Ihnen ja, daß er mich mit seinem ganz besonderen Wohlwollen beehrt, und da haben Sie nun den deutlichsten Beweis. Wohlan — Jeder nach seinem Geschmack."

Der Bändiger drückte keinen Aerger, kein Bedauern aus, sprach auch kein Wort über die kleine Maud. Und doch kostete es ihm Mühe, seine Unruhe zu verbergen, wenn das Kind auch nur eine Stunde seinem Gesichtskreis entrückt war. Es entging mir dies nicht.

* * *

Nach etwa vier Tagen gab Macdonald die Absicht zu erkennen, nach Glasgow zu reisen, um den dortigen steinernen Cirkus zu miethen und eine Reihe von Vorstellungen auf eigene Faust zu veranstalten. Es dauert eine Fahrt von Leeds nach Glasgow acht Stunden, hin und zurück also sechzehn Stunden.

Wir spielten den „Prinzen von Cypern" noch jeden Abend, ausgenommen Sonnabends, an welchem Tage stets eine Nachmittagsvorstellung stattfand. Nun gehen in England und Schottland keine Züge an Sonntagnachmittagen, es blieb also dem Löwenbändiger nichts Anderes übrig, als am Sonnabend gleich nach Beendigung der Vorstellung abzureisen, so daß er Nachts zwischen elf und zwölf Uhr in Glasgow eintraf, dann mußte er den Sonntag dort zubringen und Montags so zurückkehren, daß er noch rechtzeitig zu unserer Abendvorstellung um halb sieben Uhr eintreffen konnte. Dazu entschloß sich denn Macdonald auch.

„Hören Sie, Saltarino," sagte er halb scherzend, „wollen Sie während meiner Abwesenheit ab und zu einen Blick auf meine Familie werfen?"

„Wie, auf Maud?"

„Nein, auf die Löwen. Mein Wärter Grey ist zwar ein sehr zuverlässiger Mann, aber ich bin ein zärtlicher Vater, und es geht mir zu Herzen, wenn ich meine Lieben, die mir theuer genug sind, der alleinigen Obhut eines Wärters anvertrauen soll."

„Ja, Macdonald, ich muß gestehen, daß ich herzlich wenig von wilden Thieren und ihrer Lebensart weiß. Doch gleichviel — ich thue mein Möglichstes. Soll ich die Löwen füttern?"

„O nein, dies macht Grey, der weiß genau Bescheid. Aber Sie können doch nachsehen, ob er pünktlich ist, denn die Thiere werden leicht ungeduldig, wenn man sie warten läßt. Ich verlange nichts Besonderes von Ihnen, lieber Saltarino, nicht ein thätiges Eingreifen, sondern möchte nur, daß Grey ersieht: es ist Jemand da, der Dich kontrolirt. Wenn Sie daher ein- oder zweimal des Tages an den Käfigen herumschlendern und etwas reden, meinetwegen vom Wetter, dann würden Sie mich verpflichten. Ich weiß, daß Sie mich nun verstehen."

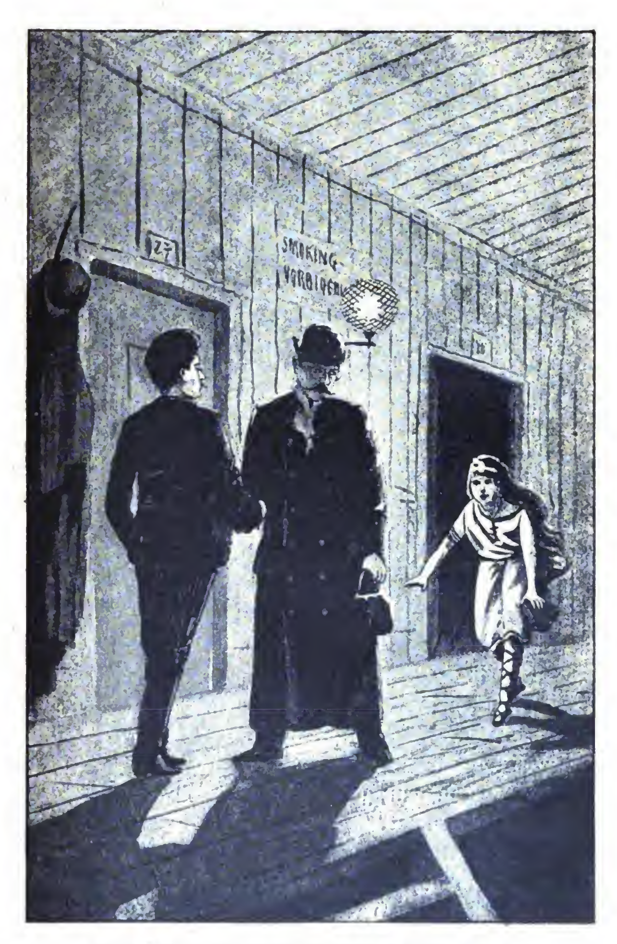
„Vollkommen. Ich werde mein Bestes thun — verlassen Sie sich darauf."

„Tausend Dank! Ich würde Sie nicht belästigen, wenn ich nicht so lange von hier fort sein müßte; über fünfzig Stunden — denken Sie nur!"

Als er dies sagte, bebte die Stimme des Bändigers etwas, und es kam mir vor, als dächte er in diesem Augenblicke mehr an die kleine Maud, als an die Löwen. —

Diese Unterredung fand am Sonnabend Nachmittag in Macdonald's Garderobe statt, unmittelbar nach der Vorstellung, als sich der Löwenbändiger zur Reise anschickte. Das Gas brannte noch, und die letzten Musiker verließen eben den Cirkus.

„Nun leben Sie wohl, Saltarino," schloß er, „auf Wiedersehen!"



Maud Sanger, noch im Flitterstaat des Kaiserkindes, eilte auf Macdonald zu. (S. 90)

„Glückliche Reise, Macdonald!“

Wir reichten einander die Hand. In diesem Augenblick ertönte ein klagender Ruf, und Maud Sanger, noch im Flitterstaat des Kaiserkindes, eilte auf Macdonald zu.

„O bitte, bitte, laß mich mit,“ flehte sie, sich an den starken Mann klammernd, „nimm mich mit oder bleibe hier!“

Macdonald nahm das Mädchen auf seine Arme. „Sei nicht traurig, mein Engel,“ flüsterte er, des Kindes Wange küssend, „weine nicht, ich komme ja übermorgen wieder.“

„Nein, nein, Du kommst nicht wieder, man hat es mir gesagt, Du kommst nicht wieder! Warum gehst Du denn fort? Und warum nimmst Du mich nicht mit? Ich mag nicht hier bleiben, wenn Du fortgehst!“

„Mein Liebling, ich komme ganz gewiß wieder,“ betheuerte der Löwenbändiger; „frage doch nur hier Herrn Saltarino. Bitte, Kamerad,“ wandte er sich an mich, „sagen Sie dem Kinde etwas Tröstendes, ich habe keine Minute mehr zu verlieren. — Nun lebe wohl, mein Herzchen — ich wollte, ich könnte Dich mitnehmen! Adieu! Adieu!“

Er küßte das Kind nochmals, stellte es dann zärtlich auf seine in goldglänzenden Schuhen steckenden Füßchen und eilte von dannen.

Ich versuchte, das Kind zu beruhigen, indem ich ihm sagte, daß Macdonald am Montag Abend zurückkehre und wieder mit ihr im „Prinz von Cypern“ spiele.

„Ist es denn ganz gewiß,“ fragte Maud da zweifelnd, „daß er wiederkommt?“

„Ganz gewiß.“

„Und dann geht er gar nicht mehr fort?“

„Hast Du denn Herrn Macdonald so lieb, daß Du wünschest, er möge immer bei Dir bleiben?“ fragte ich ausweichend.

„Ich habe ihn so lieb — lieber wie Alle," erwiederte Maud mit Thränen in den Augen.

Was war das für ein Geräusch in diesem Augenblicke? Es klang wie ein Stöhnen. Rührte es von einem der Stallknechte her, die noch beschäftigt waren, die Manège auszuräumen?

Da ertönte die Stimme der Frau Sanger aus der Garderobe. „Maud, denkst Du denn heute gar nicht an's Auskleiden. Komm, ich warte auf Dich!"

Ich nahm das Kind bei der Hand und führte es in die Garderobe. Und ich bemerkte dabei im Halbdunkel des Stallganges einen Mann, der sein Gesicht in beiden Händen barg.

Es war Sanger. —

Am folgenden Morgen ging ich, meinem Versprechen gemäß, in die Menagerie, um nach den Löwen zu sehen. Sie waren in drei Käfige vertheilt: die Löwin mit den Jungen in dem einen, je ein Löwe und eine Löwin in den beiden anderen. Alle drei Käfige waren dicht aneinander gerückt und hatten Verbindungsthüren, die in den zu den Vorstellungen benutzten Gesammtkäfig führten. Die Löwenkäfige rangirten zwar mit in der Sanger'schen Menagerie, waren aber von denen der übrigen Thiere durch eine breite Wand getrennt.

Ich fand den Wärter Grey vor den Käfigen, seine Pfeife rauchend, während die Thiere wie sonst in ihrem Gefängniß unruhig hin und her liefen oder am Boden lagen. Für mich gab es also weiter nichts zu thun, als mit Grey einige freundliche Worte zu wechseln und mich dann zurückzuziehen.

Es war Sonntag. Ich hatte den ganzen Tag für mich, keine Probe, keine Rechnungen, keine geschäftlichen Konferenzen. Ich ging daher den ganzen Vormittag spazieren, und es war gerade zwei Uhr, als ich mich auf dem Heimwege befand.

Bevor ich in meine Wohnung ging, beschloß ich, einen Abstecher in die Menagerie zu machen. Diesmal sah ich Grey auf einer Bank an dem Eingange schlafen. Er erwachte sofort, und als ich näher kam, war er bereits ganz munter.

„Alles in Ordnung mit den Löwen, Grey?“ fragte ich so leichthin mit einem Seitenblick auf die Käfige, in welchen die Thiere in lebhafter Unruhe hin und her liefen.

„Ja, Herr, natürlich Alles in Ordnung,“ erwiederte der Wärter verdrießlich.

„Die Thiere scheinen hungrig; die Fütterungsstunde ist nah. Sie füttern ja wohl um drei Uhr, nicht wahr, Grey?“

Der Wärter, augenscheinlich durch meine Einmischung unangenehm berührt, nickte und sah zur Decke empor. In diesem Momente brach einer der Löwen in ein markerschütterndes Gebrüll aus, und ich trat sofort meinen Rückzug an, indem ich mir sagte, daß ich an diesem Tage in Macdonald's Sinne bei seiner „Familie“ meine Schuldigkeit gethan hatte.

Am nächsten Morgen ging ich wieder zur Menagerie, nicht ohne Ahnung einer unangenehmen Aufnahme. Grey, welcher eine Reihe Macdonald'scher Stiefeln wichste, sah feindseliger aus denn je. Ich wünschte ihm guten Morgen, als ich an ihm vorbeiging, aber die Bestien da drinnen brüllten so mächtig und anhaltend, daß ich kaum meine eigenen Worte hören konnte.

Ich trat ein. Die Löwin lag mit ihren Jungen in gemächlichem Schlafe, aber die anderen Thiere peitschten ihre Flanken mit dem Schweife, schritten rastlos in ihren Käfigen auf und ab, richteten sich dann und wann auf ihren Hintertatzen an den Gittern empor und scharrten mit ihren gewaltigen Pranken an den Eisenstäben, als wollten sie diese in Stücke zerreißen. Dabei waren die sämmtlichen übrigen Thiere von Sanger's Menagerie in große Auf-

regung versetzt durch das Gebrüll der Löwen; die Affen kreischten, die Bären brummten, die Papageien schrien ohrenzerreißend, die Hyänen knurrten, die Wölfe heulten — kurz, es war ein ungeheures Stimmengewirr in der Menagerie, die ich sofort verließ, um mit Grey zu sprechen.

„Man sollte glauben, die Löwen seien in Wuth," sagte ich zu ihm. „Machen sie denn öfters solchen Lärm?"

Der Wärter schüttelte mit dem Kopfe. „Ich weiß nicht, was mit ihnen ist," entgegnete er; „sie müssen ihren Herrn vermissen. Niemals zuvor habe ich die Thiere in solcher Aufregung gesehen."

„Wahrhaftig, wenn sie heute Abend den gleichen Lärm machen, Grey, dann wird das Publikum kein Wort verstehen."

Der Wärter kratzte sich hinter'm Ohr, sagte aber nichts.

„Ganz abgesehen davon," fügte ich hinzu, „daß die Pferde durch das Brüllen scheuen dürften. Nun, adieu, Grey, ich werde noch einmal nachsehen."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr," sagte der Wärter, als ich gehen wollte, „ich möchte noch etwas von der Leber bringen, ehe Sie sich entfernen — es drückt mich. Ich wollte nämlich sagen, daß mir die Art und Weise nicht gefällt, wie man mich behandelt. Herr Macdonald kennt mich seit Jahren, er weiß, daß er mir vertrauen kann; er weiß auch, daß ich mit seinen Thieren umzugehen vermag. Es paßt mir also nicht, auf diese Weise kontrolirt zu werden, und es gefällt mir nicht, daß man mir meine Arbeit aus der Hand nimmt. Hält Herr Macdonald mich für die Löwen verantwortlich oder nicht?"

„O, wenn Sie damit sagen wollen, daß Ihnen mein gelegentliches Nachsehen Verdruß macht, lieber Freund, so kann ich Ihnen nur sagen, daß meines Wissens Herr Macdonald in Sie das vollste Vertrauen setzt."

„Ich meine nicht Sie, Herr, sondern Herrn Sanger!"

„Wie? Herrn Sanger?“

„Ja! Welches Recht hat er oder sonst Jemand aus dem Cirkus, in meine Pflichten einzugreifen? Wenn Herr Macdonald mir das Thierfüttern oder die Schlüssel zu den Käfigen nicht anvertrauen wollte, so hätte er es mir doch sagen können, ehe er abreiste!“

„Das Füttern der Thiere und die Schlüssel? Sie wollen doch damit nicht sagen, daß der Direktor sich hineingemischt hat?“

„Gewiß! Herr Sanger kam am Sonnabend schon, um seine eigenen Thiere zu füttern, forderte mir die Schlüssel zu unseren Käfigen ab und sagte mir, er sei für die Sicherheit der Löwen während meines Herrn Abwesenheit verantwortlich, und Niemand dürfe sie füttern, als er selbst. Mag er nun dafür einstehen — ich kann's nicht ändern.“

„Was, Sie gaben ihm die Schlüssel und überließen ihm die Fütterung?“

„Was sollte ich machen? Herr Sanger sagte mir, er sei hier Herr und Gebieter — und das konnte ich nicht leugnen. Er drohte mir, mich sofort hinauszuwerfen, sobald ich den Mund aufthue. An solchen Sklavendienst bin ich nicht gewöhnt. Sobald Herr Macdonald zurückkommt, kündige ich.“

Was ich darauf sagen sollte, wußte ich in der That nicht. Ich hatte einen unbestimmten Verdacht, daß Sanger irgend einen bösen Streich auszuführen im Begriff sei oder schon begangen habe. Hatte er etwa die Löwen vergiftet? Von diesem Gedanken beherrscht, ging ich nochmals an die Käfige, deren Insassen sich noch grimmiger zeigten, als vorhin.

„Also Sie meinen, daß nichts Außergewöhnliches mit den Löwen passirt ist?“ fragte ich besorgt den Wärter. „Aber warum sind sie denn so furchtbar aufgeregt, wenn ihnen nichts fehlt?“

„Etwas fehlt? Meiner Ansicht nach nicht. Sie würden nicht gefressen haben, wenn sie krank wären. Wie viel



Futter sie freilich seit Sonnabend bekommen haben, weiß ich nicht, aber wenn ich in die Menagerie kam, war jedes=

mal schon Alles abgeräumt. Sie hatten Alles bis auf ein paar Knochen verzehrt. Ich denke, sie sind so aufgeregt durch das ewige Knurren der Hyänen. Sonst wüßte ich keine Ursache."

In dem Glauben, daß Grey Recht habe, doch vollkommen überrascht durch die plötzliche Einmischung des Direktors in Macdonald's Angelegenheiten, ging ich nach dem Cirkus. Hier fand ich zu meiner Ueberraschung Sanger in lebhafter Thätigkeit, so energisch befehlend und geschäftsmäßig, wie in früheren Tagen. Er hatte eben eine Reitprobe abgehalten, Ställe und Orchester zu säubern befohlen, die Garderoben inspizirt und schalt bei meinem Eintritt mit den Zimmerleuten.

Ich glaubte meinen Augen und Ohren nicht trauen zu dürfen. Seine Augen leuchteten, in seinem Gesichte zuckte es, unruhig eilte er bald hierhin, bald dorthin. Er sprach fest und laut, sah Alles, leitete Alles. Er kam mir vor wie ein Mann, der lange, lange geschlafen hat und nun mit einem Male das Versäumte nachholen will.

— — — — — — — — — — — —

Eine Stunde vor Beginn der Vorstellung begab ich mich wie gewöhnlich nach Sanger's Wohnung, um zu hören, ob er für den Abend noch besondere Wünsche habe. Zum ersten Male, so lange ich mich erinnern konnte, fand ich den Direktor nicht zu Hause; als ich aber zurückging, traf ich ihn auf dem halben Wege zwischen dem Cirkus und dem Marktplatz. Sanger war hochroth im Gesicht, und ich bemerkte auf den ersten Blick, daß er ziemlich getrunken hatte.

„Sie haben mich gesucht, Saltarino," sagte er hastig, „ich habe Ihnen nichts Besonderes zu sagen. Da ich mich nicht wohl fühle, so will ich nach Hause gehen — ich habe mich heute zu sehr angestrengt. Unser Programm bleibt

natürlich unverändert: zuerst die Cirkusnummern, dann Macdonald mit den Löwen und zum Schluß des ersten Theiles das Ballet. Im zweiten Theil der ‚Prinz von Cypern‘, wie gewöhnlich. Ich hoffe, daß Macdonald den Zug nicht versäumt."

„Ich glaube nicht. Herr Macdonald sagte mir wenigstens, er wolle aus Glasgow mit dem Zuge abfahren, der hier in Leeds um 6 Uhr 15 Minuten eintrifft."

Der Direktor nickte zustimmend und eilte weiter. Ich ging schnell nach dem Cirkus, wo ich Macdonald bereits anzutreffen vermeinte. Der Bändiger war aber noch nicht da. Es war bereits ein Viertel vor Sieben; der Zug mußte um diese Zeit schon eingetroffen sein. Doch der Cirkus lag vom Bahnhof ziemlich entfernt, und Macdonald konnte noch unterwegs sein.

Ich machte einen Gang durch alle Räume des Cirkus, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Das Orchester intonirte einen Marsch, die Pferde waren gesattelt und die Artisten für die ersten Nummern im Kostüm.

Es schlug ein Viertel nach Sieben, und der Bändiger war noch immer nicht zu sehen.

Nun wurde ich ernstlich unruhig. Ich verzögerte zwar das Oeffnen der Thüren bis halb Acht, dann aber mußten wir das Publikum hereinlassen.

Dies geschah. Es verging abermals eine Viertelstunde — Macdonald war noch nicht da. Er hatte zweifellos den Zug verfehlt. Aus dem Fahrplan ersah ich, daß erst gegen elf Uhr wieder ein Zug aus Glasgow eintreffen konnte.

Was nun anfangen? Für den ersten Theil des Programms war das Ausbleiben Macdonald's ohne Bedeutung — wir konnten einfach eine Kunstreiternummer einlegen. In der ersten Nummer des Löwenbändigers begab dieser sich einfach in den Käfig, rief die Löwen einen nach

dem anderen bei den Namen, öffnete ihnen den Rachen, ließ sie über Barrièren springen u. s. w. Diese Nummer beinträchtigte nach meiner Auffassung stets den effektvollen Auftritt im „Prinz von Cypern“, es schadete also nichts, wenn sie wegblieb.

Doch was sollte an Stelle des zweiten Theiles unseres Programms gegeben werden? Kein Anderer konnte den Prinzen spielen, kein Anderer mit den Löwen umgehen, als Macdonald selbst.

Inmitten meiner Verlegenheit, gerade als der Regisseur das Klingelzeichen zum Beginn der Vorstellung gab, erhielt ich ein Telegramm, das all' meiner Pein ein Ende machte:

„Eisenbahnbrücke zwischen Bradford-Apperley zerstört. Alle Züge genöthigt, in Bradford zu halten. Werde aber zum Beginn der Pantomime da sein.

Macdonald.“

Der Regisseur trat mit dem Telegramm in der Hand in die Manège und erklärte dem Publikum den Grund der Aenderung des Programms im ersten Theil, indem er um die Erlaubniß bat, an Stelle der ersten Nummer Macdonald's Signor Pierantoni's unvergleichliche Pirouetten und Saltomortales auf ungesatteltem Pferde setzen zu dürfen. Unter einer Beifallssalve zog sich Herr Cottrelly zurück.

Alles ging gut von Statten. Macdonald erschien gerade während der Pause im Cirkus. Er war schnell angezogen und plauderte noch ein wenig mit mir hinter der Portière, ehe es Zeit für ihn war, als vornehmer christlicher Gefangener in dem Triumphzuge einherzuziehen.

„War Ihre Reise von Erfolg?“ fragte ich ihn flüchtig.

„Gewiß! Ich habe den Cirkus in Glasgow sicher und kann den Kontrakt bei guten Geschäften auf vier Wochen

verlängern. Auch habe ich einige wirklich gute Artisten engagirt, mit denen ich ein gutes Programm zusammenstellen werde. Ich und meine Löwen reichen selbstredend allein nicht aus. Nebenbei gesagt: wie geht es den Thieren? Alles in Ordnung?

„So viel ich weiß, Alles in Ordnung. Nur ungemein aufgeregt waren die Thiere, als ich sie zuletzt sah. Sie brüllten, daß es eine Art hatte."

„Prächtige Thiere. Und Grey, der trefflichste aller Löwenwärter?"

„Dieser prächtige Mensch war keineswegs in der besten Laune," versetzte ich lachend. „Doch halt, Sie werden gerufen. Nachher erzähle ich Ihnen mehr davon."

Von diesem Augenblicke an befand sich Macdonald ohne Unterbrechung bei dem Publikum, und ich hatte vorläufig keine Gelegenheit, mit ihm zu sprechen.

Während einer etwa zehn Minuten langen Pause zwischen den beiden Abtheilungen eilte er nach der Menagerie, um seine Käfige in die Manège fahren zu sehen und kehrte nun zurück, um in der Gefängnißscene weiter zu wirken. Da traf ich ihn einige Sekunden an.

„Saltarino," flüsterte er, „ich wünschte, Sie könnten mir ein Glas Wein verschaffen, denn ich fühle mich etwas abgespannt und — ich weiß nicht, was das ist, aber das Aussehen meiner Löwen gefällt mir nicht."

„Das Aussehen der Löwen? Inwiefern, Macdonald?"

„Ja, ich weiß selbst nicht, was ich dazu sagen soll. Aber ich vermisse den gewöhnlichen Blick des Erkennens in ihren Augen, wenn ich mich ihnen nahe. Bei Bestien dieser Art sollte der persönliche Einfluß auch nicht einen Tag fehlen."

„Auch wenn sie so vollkommen gezähmt und geschult sind, wie die Ihrigen?"

„Den Teufel auch," entgegnete der Bändiger ungeduldig.

„Kein wildes Thier vom Katzengeschlecht wird je vollkommen geschult und gezähmt. — Aber wir verschwenden die Zeit mit müßigen Worten. Ich bitte Sie, holen Sie mir ein Glas Wein oder noch besser ein Glas Brandy."

Ich eilte sofort nach dem Buffet und brachte dem Bändiger ein großes Glas Brandy.

Die Amphitheaterscene war bereits im Gange, als ich zurückkam, und die Gladiatoren kämpften in der Arena.

Mr. und Mrs. Rose als Kaiser und Kaiserin saßen auf ihrem Throne, während die kleine Maud, gekleidet in blaßrosa Seide und Silber, als kaiserliches Kind sich an's Knie der Kaiserin lehnte und mit ihren großen melancholischen Augen den Prinzen von Cypern ängstlich zu suchen schien.

Macdonald nahm das Glas, stürzte seinen Inhalt hastig hinunter, die Trompeten erklangen, der Bändiger stand in demselben Augenblick mitten in der Arena und ward als gefangener Christ vor die Stufen des Thrones geführt.

Beim Anblick der majestätischen Löwen brach das Publikum in eine Beifallssalve aus, und ich erwartete nichts Anderes, als daß die Bestien dieses Kompliment mit einem entsetzlichen Gebrüll beantworten würden. Doch hörte ich statt dessen nur ein lang anhaltendes, dumpfes, grollendes Murren.

Nun begann die wirkungsvollste Scene des Stückes. Nachdem der gefangene Prinz vorgeführt worden, richtete sich der Kaiser auf seinem vergoldeten Sitze empor und gebot ihm, sein Loos zu wählen: Abschwörung des Christenthums oder Tod unter den Krallen der Löwen.

Der Prinz will für seinen Glauben sterben.

Der Kaiser gibt ihm einige Minuten Bedenkzeit; doch vergeblich: der Prinz beharrt auf seinem Entschluß.

„So stirb denn, Thor, nach Deiner eignen Wahl!
Nichts rettet Dich vom Abgrund des Verderbens!"

ruft der Kaiser. Die Wachen treten auf den Käfig zu. Der Gefangene stürzt nach den Stufen des Thrones, reißt das Kaiserkind von der Mutter Seite, trägt es bis an die Pforte des Käfigs und legt die Rechte auf den Drücker des Schlosses.

Die Kaiserin springt auf, die vornehmen Römer ziehen ihre Schwerter, die Wachen wollen auf den kühnen Kindesräuber eindringen. „Halt!" ruft der Prinz donnernd,

„Nur einen Schritt noch, nur ein Waffendrohen,
Und bei dem Gott, den bis zum Tod ich ehre:
Das Kind soll sterben in der Löwen Rachen!"

Dann nimmt er sich das große goldene Kreuz von der Brust und hängt es dem Mädchen um den Hals.

„Doch seht, ihr Lästerer, auf des Kindes Brust
Leg ich das heilige Symbol der Gnade,
Dies wird es schützen vor der Löwen Grimm,
Dies rettet selbst vor Tod und Hölle es.
Und nun, daß ihr die Kraft des Zeichens seh't,
Geh' ohne Furcht ich in den Löwenzwinger."

Macdonald legt wieder die Hand an's Schloß des Käfigs, er ist im Begriff, das Kind auf den Armen, die Thüre zu öffnen und mitten unter die schauerlich ruhigen, seltsam lauernden Bestien zu treten*) — da hört man hinter der Portière zu dem Stallgange einen entsetzlichen, markerschütternden Schrei, ein „Halt!" wie ich es nie wieder aus einer Menschenbrust gehört habe.

„Halt! Um Gottes willen halt! Mein Kind! Mein Kind!"

Es war Sanger, der wie ein Wahnsinniger hervorstürzte und die Arme nach Maud ausbreitete.

---

*) Siehe das Titelbild.

Seltsamerweise, als ob das ganze Stück sich in furchtbaren Ernst verwandeln sollte, hält Macdonald mit einer halben Wendung des Körpers das Kind zurück und mit ausgestrecktem Arme den Direktor von sich.

„Was ist's mit dem Kinde?" fragte der Bändiger mit wuthverhaltener Stimme.

„Die Löwen — die Löwen —" stammelte Sanger und sank mit schlotternden Knieen zu Boden.

Macdonald, kreidebleich geworden, gab das Mädchen einem der Stallmeister, faßte den Direktor am Kragen, hob ihn empor und stellte ihn wieder auf die Beine.

„Was ist's mit den Löwen?" fragte er so laut, daß es sämmtliche Besucher des Cirkus hören konnten. „Antwort! Was ist's mit meinen Löwen?"

Und der starke Mann schüttelte den Direktor wie eine Strohpuppe.

„Sie — sie — sind seit zwei Tagen nicht — gefüttert worden!" stammelte Sanger hervor.

Der Auftritt, welcher nun folgte, spottet jeder Beschreibung. Während Sanger die äußersten Anstrengungen machte, sich dem furchtbaren eisenharten Griffe Macdonald's zu entreißen, maß ihn der Löwenbändiger, bleich wie der Tod, mit einem einzigen, langen, furchtbaren Blick, und im Publikum tobte die Entrüstung wie das Grollen des Meeres im Gewittersturme.

Eine Minute lang schien es, als werde Macdonald seinen Feind vor den Augen des Publikums ermorden, er hob ihn empor, als wollte er ihn in die Barrière schleudern, dann ließ er ihn wie eine leblose Masse zu seinen Füßen hinfallen. „Elender Schurke!" knirschte er, „Deine Berechnung war gut. Wäre ich zur rechten Zeit eingetroffen, so mußte ich schon vor einer Stunde allein in den Käfig, und die Löwen hätten mich zerrissen! Das wolltest Du, verächtliche Seele! Sie hätten mich unfehlbar

zerrissen!“ fügte er lauter, gegen das Publikum gewandt, hinzu.

Einen Augenblick legte es sich wie ein Frost auf dasselbe. Dann aber brach das Unwetter los.

„Mörder! Schurke! Es ist schändlich!“ tönte es von allen Seiten, und selbst die Artisten machten ihrem langverhaltenen Groll gegen den Direktor in wilden Worten Luft.

Weiß der Himmel, von welcher Seite plötzlich der Ruf kam: „Werft ihn hinein!“ und in einer Sekunde erscholl es hundertstimmig von der Gallerie: „Werft ihn hinein — hinein — in den Käfig!“

Die Sache gewann ein drohendes Aussehen. Bereits wurden die Bänke und Barrièren überstiegen, das Publikum näherte sich wie eine wilde Woge dem Schauplatze der Scene, und der ganze Auftritt wäre zu einem furchtbaren Skandal ausgeartet, wenn nicht wie auf Kommando die Eisenfäuste der Artisten auf die Köpfe der Eindringenden getrommelt hätten. Im Cirkus hält man selbst Polizei.

Dieser Augenblick schien dem Direktor das Bewußtsein wiederzugeben. Mit einem Satze war er auf und hinter der Stallportière verschwunden; gleich darauf krachte auch schon ein Schuß, und die Stallburschen fanden Sanger mit zerschmettertem Schädel in der Box seines Schulpferdes „Mayflower“ liegend. Seine Hand hielt fest umklammert den noch rauchenden Revolver. Der Direktor hatte sich auf diese Weise der irdischen Gerechtigkeit und seiner eigenen Seelenqual entzogen.

Macdonald entfernte sich tief ergriffen aus dem Cirkus, nachdem er Grey den Befehl zur sofortigen Fütterung der Löwen gegeben hatte. Und das Publikum stand dabei und schrie unaufhörlich „Bravo!“ wenn die langen weißen Zähne der Thiere sich in die Fleischstücke senkten.

Das war das Ende der Vorstellung und des Cirkus Sanger.

— — — — — — — — — — — —

In den nächsten Stunden hatte ich Gelegenheit, das würdige Benehmen der Frau Sanger zu bewundern. Sie weinte nicht, sie geberdete sich nicht wie eine Tiefbetrübte, denn sie war durch ihren Gatten zu lange Zeit mißhandelt worden, aber sie wich nicht von der Seite der Leiche, ordnete Alles selbst mit bebender Stimme an und entfernte sich nur, um den Todten nach der Leichenhalle bringen zu lassen.

Später verkaufte sie den werthvollen Cirkus und zog sich in eine kleine Stadt zurück.

Und Maud?

Es muß ein großes, unerschütterliches Gefühl gewesen sein, welches Macdonald trieb, das Kind zu sich zu nehmen. Frau Sanger gab es nach einigen Verhandlungen gern her; nahe hatte das Kind einer Anderen ihrem Herzen ja doch nie gestanden. —

Zehn Jahre später, längst, längst lagen die soeben geschilderten Vorgänge mir wie in grauer, nebelhafter Ferne, und längst ruhte ich von einem wilden, stürmischen Vagabundenleben aus, da trat eines Tages ein großer, graubärtiger Herr in Begleitung einer schwarzäugigen, schlanken jungen Dame bei mir ein, als ich gerade meinen Stall revidirte. Es waren Macdonald und Maud.

„Wildes Blut!" meinte lächelnd der alte Bändiger, als Maud die weißen Arme um den Hals meines Hengstes legte und sich lachend von dem unwillig bäumenden Thiere emporziehen ließ. „Wildes Blut, wie wir es auch einst hatten, mein Kamerad. Doch ich bin grau und alt geworden, und Sie sind — verheirathet!"





Schuldbewußt.

Kriminalnovelle von **Paul Blumenreich.**

1.

Ein merkwürdiger Vorfall erregte die Bevölkerung der sonst so ruhigen Kleinstadt. Hier, wo Jeder den Anderen kannte, wo es, sozusagen, keine Geheimnisse gab, hier mußte die sonderbare Geschichte Allen zu denken geben. Und in der That, ganz Neustadt beschäftigte sich mit der Lösung des Räthsels — wobei leider nichts herauskam.

Gestern früh, noch bevor der amtliche Verkehr eigentlich eröffnet war, erfuhr der Bürgermeister und Polizeivorstand von Neustadt, daß in der verflossenen Nacht der ihm wohlbekannte alleinstehende Holzhändler August Soberski vor seinem Bette todt aufgefunden worden war.

Einem der beiden Stadtpolizisten, der eben an dem Soberski'schen Holzhofe vorüberging, war diese Thatsache behufs weiterer Veranlassung von dem Buchhalter des so plötzlich aus dem Leben Geschiedenen, einem gewissen Bolten, gemeldet worden. Pflichtschuldigst hatte sich der Beamte auf den Schauplatz des Unglücks, in das Schlafzimmer Soberski's begeben und hier durch Augenschein Folgendes festgestellt.

Der Leichnam lag, bis auf das Hemd entkleidet, etwa zwei Schritte vor dem offenbar benützten Bett, platt auf dem Rücken; äußere Verletzungen waren auf den ersten

Blick hin nicht wahrnehmbar. Auch zeigten sich im Zimmer keinerlei auffällige Spuren. Schränke und Kommode waren wohlverschlossen; auf dem Nachttischchen vor dem Bette lag des Verstorbenen goldene Uhr, sein Portemonnaie. Ein riesiges Schlüsselbund, an welchem auch der Schlüssel zu dem im gleichen Raume untergebrachten großen, eisernen Geldschranke hing, lag nahe der einzigen, in's Schlafzimmer führenden Thür am Boden. Der Gedanke an ein Verbrechen wäre auf diesen Befund hin vollkommen ausgeschlossen gewesen, wenn nicht neben dem Todten der leblose Körper des in der ganzen Stadt bekannten Soberski'schen Hündchens gefunden worden wäre — blutbespritzt, mit eingeschlagenem Schädel.

Der Polizist that, was in solchem Falle allein richtig ist; er verschloß das Zimmer sorgfältig und beeilte sich, seinem Vorgesetzten Meldung zu machen. Daß ärztliche Hilfe hier nicht mehr angebracht war, hatte der Beamte erkannt. Soberski's Körper war bereits starr und erkaltet.

Der Bürgermeister nahm diesen, mit vorschriftsmäßiger Kürze erstatteten Bericht entgegen, während er bei der Frühtoilette war. In wenigen Minuten war der gewissenhafte Mann fertig und befand sich auch schon in Begleitung des Polizisten auf dem Wege zum Soberski'schen Holzhofe, wo er die Angaben seines Untergebenen auf's Genaueste bestätigt fand. Sofort ordnete er einen Boten ab, der den zwei Meilen von hier amtirenden Staatsanwalt verständigen sollte. Ein zweiter berief den einzigen Arzt von Neustadt zur Stelle, damit womöglich sogleich die Todesursache festgestellt werde. Bis der Doktor und der Staatsanwalt kamen, sollte nichts angerührt werden.

Während solchermaßen das Erforderliche mit Umsicht eingeleitet war, bemühte sich der Bürgermeister, schon seinerseits Licht in die Sache zu bringen, indem er zur Vernehmung des Buchhalters Bolten schritt. Von diesem allein

war zunächst etwas zu erfahren. Was er hier hörte, war ihm freilich im Wesentlichen schon bekannt.

Der alte Soberski, ein reicher, etwas wunderlicher Mann, betrieb auf seinem Grundstück seit Jahrzehnten einen ausgedehnten Holzhandel. Hinter dem altmodischen kleinen Wohnhause, in welchem sich außer dem Komptoir, dem erwähnten Schlafzimmer und noch einem, von Soberski benutzten Raum, auch die Wohnung des Buchhalters befand, dehnte sich ein großer Lagerplatz aus, der nach der Feldseite hin durch eine hohe Mauer abgeschlossen war. Nachts wurden hier zwei riesige Doggen losgelassen. Von dieser Seite her konnte Niemand in das Haus dringen, es sei denn, daß ihn die Hunde gekannt hätten. Ein dritter Hund, jener, der nun verendet neben seinem Herrn lag, kam nur soweit in Betracht, als Bello zwar ein gutmüthiges, aber überaus wachsames Thierchen war, ein allerliebster brauner Seidenpinscher, der aus der Zucht eines in Neustadt lebenden leidenschaftlichen Hundefreundes stammte.

Bello, schon bei Jahren, that Niemanden etwas zu Leide; auch Fremde pflegte er nur anzubellen, gleichsam, um seinen Herrn, dem er auf Schritt und Tritt folgte, auf sie aufmerksam zu machen. Was ihn von anderen Zierhunden unterschied, war, daß er auch die täglich im Hause Verkehrenden, auch die ihm genau bekannten Personen oft recht heftig anfuhr, sobald sie seinem Herrn allzu nahe kamen. Man mußte daher Soberski immer drei Schritte vom Leibe bleiben, wollte man nicht eine sehr vernehmbare Willensäußerung des Pinschers herbeiführen.

Das Alles leitete zu dem Schluß, daß Jemand in der Nacht bei Soberski eingedrungen war, daß der Hund „gemeldet“ und seine Pflichttreue mit dem Leben bezahlt hatte.

Es stand nur noch die Frage offen, wer der Eindring-

ling gewesen sein konnte. Ein Raubanfall erschien ausgeschlossen. Welcher Räuber hätte, nachdem der Hund einmal beseitigt war, und Soberski kein Lebenszeichen mehr von sich gab, die kostbare Uhr, das wohlgefüllte Portemonnaie liegen lassen? Auch sonst wies nicht das leiseste Zeichen auf einen geplanten oder gar ausgeführten Raub hin.

Vielleicht aber kam man der Sache näher, wenn man an einen Akt der Rache, an eine geplante Erpressung oder an Aehnliches dachte. Denn ein Unbekannter war zweifellos im Spiele, selbst wenn sich ergeben sollte, daß Soberski eines natürlichen Todes gestorben war.

Wie stand es denn um die persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen?

Soberski war ein weltscheuer, alter Junggeselle, ein Mann von über siebzig Jahren, der sich schon seit mehr als einem Menschenalter — vermuthlich weil er einmal schwer getäuscht worden war — ganz in sich selbst zurückgezogen hatte. Von seinen wenigen Verwandten war nur ein Sohn seiner jüngsten Stiefschwester am Leben geblieben; und für ihn schien sich der alte Herr noch einwal erwärmen zu wollen. Leopold Dahlmann stand heute im zwanzigsten Lebensjahre und hatte eben die Universität bezogen. Der Onkel Soberski war schon damals lebhaft für ihn eingetreten, als Leopold eines Tages verwaist dastand. Auf seine Kosten wurde der Knabe einer Erziehungsanstalt übergeben, wie auch jetzt die Mittel zu seiner ferneren Ausbildung vom Onkel zur Verfügung gestellt worden waren.

Anfangs, als Leopold noch seine Ferien in Neustadt verbrachte, standen die Beiden sehr gut miteinander. Soberski nahm regen Antheil an Allem, was den Jüngling betraf; er bereitete ihm allerlei Ueberraschungen, wenn er zu Besuch kam, wurde auch für Andere wieder zugänglicher. Aber es mußten sich mit der Zeit Dinge ereignet haben,

welche dem jungen Manne das Herz seines Wohlthäters nach und nach völlig entfremdeten.

Jetzt war Leopold schon seit drei Jahren nicht hier gewesen. Der für ihn ausgesetzte Betrag wurde mit großer Pünktlichkeit alle Vierteljahr einem Bankier in der Hauptstadt überwiesen; Gesuche um besondere Zuschüsse, die der junge Mann wiederholt an seinen Oheim richtete, waren regelmäßig abgewiesen und zuletzt gar nicht mehr beantantwortet worden.

Soberski hätte somit völlig vereinsamt dagestanden, wenn ihn nicht eine gewisse, wenn auch durchaus äußerliche Beziehung mit der kleinen Familie seines Buchhalters verbunden hätte.

Als nämlich das Greisenalter sich bemerklich zu machen begann, vor reichlich einem Jahrzehnt, da fing Soberski an, sich recht unbehaglich zu fühlen in seinem einsamen Häuschen. Mit Dienern und Dienerinnen hatte der alte Herr unangenehme Erfahrungen gemacht. Das Essen in dem einzigen guten Gasthofe von Neustadt schmeckte ihm nur noch ausnahmsweise; allerlei körperliche Beschwerden plagten ihn — wie manches Mal wäre er am liebsten gar nicht ausgegangen! Wie oft beneidete er die Holzknechte und Kutscher, denen die Frau oder ein Kind die einfache Mahlzeit zum Arbeitsplatze brachte. Kurzum, er beschloß, sich auch eine Art von Familie zu begünden. Aber er that es mit zögernder, ängstlicher Hand, wie ihn denn seine üble Meinung von den Menschen allmälig zu einem richtigen Geizhalse gemacht hatte. Nur, wer die Menschen haßt, kann dazu gelangen, ihnen nichts zu gönnen.

Die Komptoirarbeiten versah neben dem bis an sein Lebensende immer fleißigen Soberski ein Mann, der damals, also vor zehn Jahren, schon in gewissem Grade das Vertrauen seines Prinzipals besaß. Wilhelm Bolten war mit kaum achtzehn Jahren von Soberski angestellt

worden. Er war armer Leute Kind, hatte zahlreiche Geschwister und war froh, einen, wenn auch noch so schlecht bezahlten Platz zu finden. Konnte er nun doch seine Eltern, die ihm unter schweren Opfern bis hierher geholfen, eine Stütze sein. Wirklich lebte er auch in dem armseligen Hause seines Vaters, begnügte sich damit, an dem kärglichen Tische satt zu werden, sich anständig zu kleiden und gab dafür bereitwillig hin, was er verdiente.

Dieser enge, aufopferungsvolle Anschluß an die Familie war fast das Einzige, was Soberski an seinem Buchhalter nicht gefiel. Er hatte den fleißigen, gewissenhaften und bescheidenen jungen Mann vom ersten Augenblick an gern gehabt; er würde ihn vollends in sein Herz geschlossen haben, wenn Jener nicht gar so sehr an den Seinen gehangen hätte. Das verdroß den selbstsüchtigen Alten, in dem der Familiensinn längst abgestorben war. Am liebsten hätte er den Buchhalter systematisch zum Junggesellen erzogen, dann wäre er, Soberski, doch nicht mehr allein gewesen.

Nur zu bald zeigte sich, wie wenig auch ein reicher Mann unter Umständen für seine Wünsche thun kann. Wilhelm Bolten war noch nicht fünfundzwanzig Jahre alt, da hatte er sich leidenschaftlich in ein hübsches, junges, aber armes Mädchen verliebt. Vergebens drohte ihm Soberski mit Entlassung, wenn er an's Heirathen dächte. Wilhelm hätte lieber das Leben hergegeben, als auf seine Liebe verzichtet.

Soberski dünkte sich als der Klügere: er gab nach. Jawohl, er wollte den Buchhalter in seinem Dienste belassen; er wollte ihm sogar die Mittel zu einer, natürlich sehr billigen Einrichtung vorstrecken. Aber er knüpfte daran die Bedingung, daß Wilhelm Bolten mit seiner jungen Frau hierherzöge auf den Holzplatz. Auf das kleine Häuschen, das bis dahin Soberski allein bewohnt hatte, sollte

ein Stockwerk aufgesetzt werden — zwei Zimmer und eine Küche — und dort oben wollte mit dem jungen Paare auch er, der Prinzipal, speisen, als der Kostgänger seines Buchhalters.

Aufjubelnd vor Glückseligkeit nahm Bolten den ihm so großherzig erscheinenden Vorschlag seines Brodherrn an, und ein halbes Jahr später hätte der junge Gatte seine beiden Stübchen nicht mit einem Königsschlosse vertauscht.

Eine Zeitlang ging auch Alles vortrefflich. Wilhelm Bolten war womöglich noch fleißiger, noch unermüdlicher als zuvor, und auch der alte Soberski schien sichtlich zufrieden. Er hatte seinem Buchhalter eine kleine Zulage gewährt, zog den bewilligten Vorschuß in geringen Beträgen ab und zahlte für seine Verpflegung einen zwar sehr genau bemessenen, aber doch leidlich hinreichenden Preis.

Wenn die junge Frau gelegentlich einmal in ihrer liebenswürdigen Art scherzend bemerkte, daß sie bei dieser oder jener Mahlzeit bares Geld zusetze, dann lächelte der alte Herr vielsagend und verheißungsvoll und meinte, es sei ja noch nicht aller Tage Abend, die Ausgleichung würde sich mit der Zeit schon finden.

Nun, Soberski steuerte auf die Siebzig los; er war sehr vermögend, hatte bis auf jenen Neffen keinen Anhang — da lag es am Ende nahe, wenn man sich solche Andeutungen als eine Anweisung auf die Zukunft auslegte, und so lange das Pärchen allein blieb, genügte ja dieser ferne und unbestimmte Sichtwechsel, wenn man sich auch manches Mal gewaltig zusammennehmen mußte, um durchzukommen.

Soberski hatte begreiflicherweise nicht das allerleiseste Verständniß für die unabweisbaren Bedürfnisse des Haushalts. Noch weniger sah er ein, daß eine junge hübsche Frau — auch wenn sie noch so anspruchslos ist — mancherlei wünscht und entbehrt, was für ihn kaum dem Namen

nach existirte. Völlig entsetzt aber war er, als Bolten ihm eines Tages mit der Bitte um ein Darlehen kam, weil Familienzuwachs zu erwarten stand.

Von diesem Tage an datirte denn auch der Umschwung in der Gesinnung des alten Sonderlings. Schon den bei jenem Anlaß erbetenen Vorschuß gab er nur verkürzt, nur widerwillig her, und jedes Anwachsen des Bedarfs rief einen Kampf zwischen ihm und seinem Buchhalter hervor. Wiederholt hatte sich dem jungen Manne die Erwägung aufgedrängt, ob es unter solchen Umständen nicht rathsam wäre, sich eine andere, auskömmlicher bezahlte Stellung zu suchen. Immer aber hielt ihn eine geheime Hoffnung von dem entscheidenden Schritte ab. Soberski, so tröstete sich Wilhelm Bolten, war ja im Grunde kein schlechter, kein hartherziger Mensch, nur erbittert, nur egoistisch geworden durch trübe Erfahrungen, dazu ein Junggeselle, und so mochte ihm der Maßstab für die berechtigten Anforderungen einer Familie fehlen. Wenn man sich geduldig zeigte, so könne ja der Lohn nicht ausbleiben, der Alte würde und müsse ihn und seine Familie in seinem Testamente bedenken. Also nur geduldig ausharren!

Allerdings wurde es immer schwerer mit der Geduld. Dem ersten Kinde waren in den nächsten Jahren zwei weitere gefolgt, die freilich — fast erschien es den Eltern bei ihrer Armuth wie ein Glück — bald wieder starben. Ella allein, die Aelteste, war ihnen geblieben; aber diese Eine brauchte von Jahr zu Jahr mehr. Sie ging jetzt schon zur Schule, war ein reizendes, ein wenig verzogenes Ding, das die Eltern gar zu gern zierlich und niedlich herausgeputzt hätten.

Der alte Herr wurde immer unleidlicher, immer unzugänglicher auch für die allervernünftigsten Vorstellungen. Der Kindeslärm, meinte er, hätte ihm seine Ruhe genommen; Krankheiten und Neugeburten und Todesfälle — Alles,

was sich da unter seinem engen Dache ereignet, seine Nerven aufgeregt, seine Behaglichkeit verscheucht. Seine böse Laune wurde mit der Zeit geradezu unerträglich.

Längst nahm er seine Mahlzeiten nicht mehr oben bei Boltens ein; man brachte ihm dieselben herunter. Natürlich hatte er jetzt auch an der Güte, an der Auswahl der ihm vorgesetzten Speisen stetig herumzunörgeln.

Immer mehr verkroch er sich in sich selbst. Mit seinem Neffen schien er völlig gebrochen zu haben. Und auch Wilhelm Bolten hörte ihn nur noch in mürrischem, zänkischem Tone vom Geschäft reden.

Ella war nun zehn Jahre alt geworden. Die Noth, unter welcher der mit Arbeit überhäufte Buchhalter des reichen Mannes litt, wurde fast zusehends größer, sie wuchs, jemehr die Kränklichkeit der jungen Frau zunahm. Ueberdies hatten sich ja in so langer Zeit alle Preisverhältnisse gesteigert, während das Einkommen Bolten's noch immer dasselbe geblieben war, wie damals, als er hoffnungsfroh sein junges Weib heimführte.

Wiederholt waren in letzter Zeit heftige Zusammenstöße zwischen Soberski und seinem Buchhalter vorgekommen. Ein Grund dafür ergab sich immer. Einmal hatte Soberski zum Beispiel wie ein Rasender gezetert, weil er die Tochter Bolten's mit seinem Hündchen, mit Bello, spielend gefunden hatte.

Ernster, als je zuvor, ging Wilhelm Bolten jetzt mit dem Plan um, seine Stellung aufzugeben. Nur konnte das gerade in der nächsten Zeit nicht geschehen, da seine Frau sich in einem Zustande befand, der keinerlei Aufregung zuließ.

So sah er sich denn in einer trostlosen Zwangslage — er wußte nicht mehr ein noch aus . . .

* * *

Der Staatsanwalt, der Untersuchungsrichter, ein

Protokollführer und der Arzt waren am Thatorte erschienen.

Aber die Behörde fand keinen Anlaß, einzuschreiten.

Mit voller Sicherheit konnte der Arzt nach eingehendster Besichtigung erklären, daß ein Herzschlag dem Leben August Soberski's ein jähes Ende gesetzt hatte. Dafür sprachen untrügliche, von der Wissenschaft als unanfechtbar anerkannte Merkmale. Auch war die ganze Konstitution des zur Beleibtheit neigenden, kurzhalsigen Greises ganz dazu angethan, solch' einer Todesart Vorschub zu leisten.

Keine Spur einer Verletzung ließ sich feststellen; auch sonst lag nicht das schwächste Anzeichen für einen gewaltsamen Eingriff vor.

Der Untersuchungsrichter, den der Fall lebhaft interessirte, fragte den Buchhalter Bolten, ob er in der Lage sei, über die Vermögenslage Soberski's Auskunft zu geben. Vielleicht lag doch ein Diebstahl vor, bei dessen Entdeckung die tödtliche Katastrophe eingetreten war.

Sehr korrekt antwortete der wohl infolge der Erregung etwas blasse Bolten: „Mein Prinzipal führte persönlich ein kleines Hauptbuch, und er hat wiederholt mit Stolz darauf hingewiesen, daß man aus demselben mit einem einzigen Blick eine genaue Uebersicht über sein Vermögen haben könne.“

„Und Sie wissen, wo sich jenes Buch befindet?“

„Vermuthlich in der Kassette des Geldschrankes, zu dem hier die Schlüssel sind.“

Man öffnete den Geldschrank, ließ einen benachbarten Spritfabrikanten als Sachverständigen kommen, und dieser nannte der Reihe nach mehrere Summen, welche sich in Werthpapieren, Wechseln, Banknoten und barem Gelde vorfinden müßten. Eine sofort vorgenommene Vergleichung ergab, daß die Kasse auf Heller und Pfennig stimmte. Noch gestern hatte der Verstorbene einen kleinen Ausgabe-

posten für Briefmarken gebucht; die Marken fanden sich bis auf zwei Stücke vor, von denen Bolten nachweisen konnte, daß sie gestern Abend verbraucht worden waren.

Hier konnte von irgend einem Vermögenseingriff nicht die Rede sein. Da aber auch der Tod Soberski's sich auf natürliche Weise erklärte, so blieb an dem ganzen Vorgang nur ein Punkt dunkel: Wer hatte den Hund erschlagen, und weshalb war das geschehen?

Allein der Mord an Bello war dem Gesetze gegenüber doch nur eine Sachbeschädigung, und wegen einer solchen einzuschreiten sah sich die Behörde nicht veranlaßt.

Soweit waren die Verhandlungen gekommen.

Der Leichnam war inzwischen aufgebahrt worden. Auch den todten Bello schaffte man hinaus, eben als Ella aus der Schule kam. Die Kleine fiel schluchzend über ihren blutbefleckten Gespielen her. Man hatte Mühe, sie davon loszureißen. Vielleicht war es das erste Mal in ihrem Leben, daß der Vater sie heftig anfuhr.

„Plärre nicht wegen des dummen Hundes!“ rief er ihr zu.

Er war völlig verstört. Die Augen in seinem bleichen, man hätte sagen können übernächtigen Gesicht lagen tief in den Höhlen und funkelten, als hätte er Fieber.

Die Kommission hatte sich in das Komptoir begeben, um dort das Protokoll aufzunehmen. Der Bürgermeister, der Arzt, der Spritfabrikant und der Polizist hatten das Schriftstück unterzeichnet. Und nun setzte auch Wilhelm Bolten mit leise bebender Hand seinen Namen darunter.

Die Angelegenheit war erledigt.

Jetzt zog der Gerichtsschreiber einen großen mit dem Amtssiegel verschlossenen Brief hervor, und begann: „Sobald an Gerichtsstelle das Ableben des Herrn August Soberski bekannt wurde, erhielt ich den Auftrag, das bei Gericht hinterlegte Testament des Verstorbenen hierher

mitzunehmen und es vor Zeugen zur Verlesung zu bringen. Die Herren haben wohl die Güte, diesem Akte beizuwohnen."

Ueber das todesmatte Gesicht Wilhelm Bolten's glitt es wie ein belebender Schimmer. Mit angehaltenem Athem lauschte er dem, unter Wahrung aller Formalien vor sich gehenden Vorgange.

„Sind Sie Alle sicher," fragte der Beamte, „daß der Verstorbene wirklich der vormalige Holzhändler Ernst August Soberski war, der am 4. Januar 1818 zu Stettin geboren und seit mehr als dreißig Jahren hier ansässig gewesen ist?"

Nachdem Alle mit „Ja" geantwortet, sich auch durch Augenschein überzeugt hatten, daß das Siegel unverletzt war, erfolgte die Oeffnung des Umschlags und die Verlesung des Aktenstückes. Sein Inhalt lautete mit Hinweglassung des hier Ueberflüssigen, also:

„Ich habe den heutigen Tag gewählt, um meine letztwilligen Verfügungen zu treffen, weil mein noch verfügbares Vermögen sich gerade heute auf die runde Summe von fünfhunderttausend Mark beziffern läßt. Etwa noch eintretende Veränderungen in meinem Besitzstande werden jederzeit aus dem von mir selbst geführten ‚Kleinen Hauptbuche' zu ersehen sein, welches sich im Tresor meines Geldschrankes vorfinden muß.

Erbberechtigte leibliche Verwandte hinterlasse ich nicht. Der Sohn meiner Stiefschwester, Leopold Dahlmann, dem ich ursprünglich mein Geschäft vererben wollte, der sich aber eigenwillig meinen Absichten widersetzte, indem er nicht Kaufmann wurde, sondern sich dem Studium der Rechte zuwandte, will ich zunächst nicht bedenken. Wenn er jedoch bis zu seinem dreißigsten Geburtstage niemals mit dem bestehenden Rechte in Konflikt gekommen sein wird, mag er aus dem, meinem Testament beigefügten verschlossenen Schreiben erkennen, daß ich es gut mit ihm gemeint habe. Könnte er aus irgend einem Grunde diesen

Brief nicht erheben, oder hätte er nach dem Gesagten keinen Anspruch darauf, so soll der Staat das Schreiben öffnen und nach meinem Willen verfahren.

Den gesammten Bestand meines buchmäßig nachzuweisenden Vermögens vermache ich meinem Buchhalter Wilhelm Bolten, als Lohn dafür, daß er treu bei mir aushielt . . ."

Bei diesen Worten wankte Bolten und sank, am ganzen Körper zitternd, in einen Stuhl. Er hörte auch wohl kaum, daß dieses merkwürdige Testament noch eine Schlußbestimmung enthielt, durch welche ihm, als Universalerben, die Verpflichtung auferlegt wurde, den Pinscher des Erblassers, den kleinen Bello, bis an's Lebensende treulich und liebevoll zu pflegen.

Der Staatsanwalt und der Untersuchungsrichter, denen schon vorher das erregte Wesen Bolten's aufgefallen war, wechselten einen Blick des Einverständnisses. So, wie sich hier der Erbe einer halben Million betrug, so wird man nicht von der Freude getroffen! Kein Zweifel — dieser Mann kannte oder ahnte den Inhalt des Testaments und Niemand anders als er war es, der den Tod des Erblassers herbeigeführt hatte. Niemand als er hatte ein Interesse an dem Ableben August Soberski's. — —

Eine Stunde später wurde Bolten verhaftet.

Die mit peinlichster Gewissenhaftigkeit gepflogene Untersuchung führte jedoch zu keinem Ergebniß. Aus der benachbarten Universitätsstadt waren mehrere Aerzte nach Neustadt entsendet worden, um eine Obduktion der Leiche August Soberski's vorzunehmen. Und Wort für Wort wurden die Angaben des Neustädter Doktors bestätigt: der Dreiundsiebzigjährige war einfach einem Herzschlage erlegen.

Man stellte aber auch fest, wie das Hündchen um's Leben gekommen war. Die Verletzungen an dem kleinen

Schädel wiesen auf einen Schlag oder Stoß mit einem harten Gegenstande hin. Nach einigem Suchen gelangte der Gerichtsarzt zu der Annahme, daß dieser Schlag vermuthlich mit dem großen Schlüsselbunde geführt worden war, welchen man am Boden liegend gefunden hatte. Und nun ergab sich eine ganz natürliche Lösung.

Der Verstorbene, ein mißtrauischer, auch nicht eben festschlafender Mann, glaubte ein verdächtiges Geräusch gehört zu haben, griff nach seinem, auf dem Nachttische liegenden Schlüsselbund und stand auf, um der Störung nachzuspüren. In dieser Absicht hatte ihn das aus dem Schlafe aufgescheuchte Hündchen durch unzeitiges Gebell gestört und nun schlug Soberski in der Dunkelheit nach dem Thierchen. Vielleicht auch war der Schlag nur eine unfreiwillige Bewegung gewesen, hervorgerufen durch die Beängstigungen, welche die stockende Herzthätigkeit verursacht hatte.

Zu alledem fehlte es auch an dem geringsten Nachweis oder nur Anhalt dafür, daß der Angeschuldigte wirklich Kenntniß gehabt hatte von dem Inhalt des Testaments. Man mußte also Bolten, als durchaus unverdächtig, auf freien Fuß setzen und das Verfahren einstellen.

— — — — — — — — — — — —

Neustadt wäre wieder vollends ruhig gewesen, wenn nicht der Tod Soberski's noch einen zweiten Todesfall fast unmittelbar nach sich gezogen hätte.

Frau Bolten, deren Gesundheit ohnehin schwer erschüttert war, hatte die plötzliche Verhaftung ihres Gatten nur um wenige Stunden überlebt.

Und aus dem Untersuchungsgefängniß mußte sich der von allem Verdacht gereinigte, zu gleicher Zeit so reich und doch so arm gewordene Bolten in eine Heilanstalt begeben, um dort Heilung zu suchen für die entsetzliche Nervenzerrüttung, in welche ihn die schnell aufeinander folgenden Aufregungen geworfen hatten.

2.

„Komm, Muzi, komm, mein liebes Hündchen!“ so rief eine helle, fröhliche Mädchenstimme in den Straßenlärm hinein.

Der niedliche, braune Seidenpinscher aber, dem dieses Locken galt, widerstrebte beharrlich den Bemühungen einer eleganten jungen Dame, die ihn an einem Schnürchen führte. Bis hierher war das Thierchen ihr leidlich gefolgt, freilich mehr gezwungen als aus freiem Willen. Plötzlich aber, an einer sehr belebten Straßenecke, war Muzi stehen geblieben und stemmte sich nun mit allen Kräften dagegen an, sich weiterzerren zu lassen.

Ein der Dame entgegenkommender Herr hatte den Hund angerufen: „Bello! Bello! Da bist du ja!“

Und nun sprang Muzi wie besessen an dem Herrn empor, allen Lockrufen und sogar der sanften Gewalt, die von der anderen Seite angewandt wurde, zum Trotze.

Die junge Dame war außer sich vor Verlegenheit, denn schon hatte sich eine Gruppe von Neugierigen um sie gebildet.

„Dieser Hund gehört mir — er ist mir gestohlen worden!“ erklärte der Herr entrüstet.

Sie wäre am liebsten vor Scham und Bestürzung in die Erde gesunken; Thränen traten ihr in die Augen, und schon wollte sie die rothseidene Schnur fahren lassen, als ein zweiter Herr, sehr verbindlich den Hut ziehend, sich ihr näherte.

„Rechtsanwalt Dahlmann,“ sagte er, sich vorstellend, „wollen Sie mir gestatten, daß ich Sie zu einer Droschke führe?“ Und mit einer Wendung zu dem angeblichen Besitzer des Hundes fuhr er fort: „Ich habe die Ehre, diese Dame zu kennen. Wenn Sie etwas von ihr wünschen, muß ich Sie bitten, mich in mein Bureau zu begleiten —

ganz hier in der Nähe, Kronenstraße 37. Dort wird sich die Sache zweifellos aufklären! Hier ist offenbar kein geeigneter Ort zu Auseinandersetzungen irgend welcher Art."

Ohne noch eine Antwort von einer der beiden Parteien abzuwarten, winkte er einem eben leer vorüberfahrenden Kutscher, geleitete die junge Dame zum Wagen, nicht ohne zuvor das bellende Hündchen mit einem energischen Griff erfaßt zu haben. Er hob das Thier in die Droschke, nannte die Adresse, und der Wagen fuhr unter dem Gelächter der Umstehenden davon. Das Publikum stimmt immer dem momentanen Erfolge zu.

„Das ist doch aber empörend," fuhr jetzt der erste Herr den jungen Rechtsanwalt an, „wie kommen Sie dazu —"

„Ich sagte Ihnen ja, daß ich die Dame kenne: Fräulein Ella Bolten, deren Vater ich vielfach vertrete. Ich bat Sie schon, sich zu mir bemühen zu wollen."

„Fällt mir gar nicht ein!" versetzte der Andere grob, „ich werde mein Recht auch ohne Sie finden. Ella Bolten, sagten Sie?"

„Thiergartenstraße 108," ergänzte der Anwalt.

„Nun, das Weitere findet sich," schloß Jener und schritt ohne Gruß davon.

Ella Bolten fuhr inzwischen nach Hause. Muzi hatte sich beruhigt unter ihren Schmeichelworten, und auch sie selbst, jung und heiter, wie sie war, hatte das kleine Abenteuer fast vergessen. Waren doch alle ihre Gedanken bei dem jungen Manne, der sich so ritterlich ihrer angenommen hatte.

Also das war Leopold Dahlmann, der Sachwalter ihres Vaters, der Neffe des guten, alten Soberski! Denn von dem Verstorbenen war ihr nur das Eine in Erinnerung geblieben, daß er der Wohlthäter ihres Vaters gewesen.

Zwar der Vater sprach nicht gern von ihm, aber Ella war ja damals, als die große Veränderung in

ihrem Schicksal eintrat, schon ein verständiges Kind, ein Mädchen von zehn Jahren gewesen. O, sie erinnerte sich ganz genau jener furchtbaren Tage, in denen nach dem Tode Soberski's der Vater in's Gefängniß geführt wurde, die Mutter vor Schreck und Aufregung starb, und sie selbst zu fremden Leuten in Pension kam. Ein ganzes Jahr lang sah und hörte sie nichts von dem Vater, als daß er krank sei. Endlich — endlich ließ man sie zu ihm. Aber sie hätte ihn kaum wiedergekannt, so sehr hatte die Krankheit an ihm gezehrt.

Langsam, ganz langsam, erholte er sich. Inzwischen war jener große Umschwung in den Verhältnissen eingetreten. Auf Schritt und Tritt ließ man sie merken, daß sie eines reichen Mannes Tochter sei. Kein Wunsch wurde ihr versagt, keine Laune ihr verargt. Sie wuchs auf wie eine kleine Prinzessin.

Der Vater hatte sich, so wollten es die Aerzte, von allen Geschäften zurückgezogen, hatte die ererbten Liegenschaften verkauft und war auf Reisen gegangen.

Und endlich an ihrem sechzehnten Geburtstage war er gekommen, sie aus der Pension zu holen. Er hatte sich ein hübsches kleines Landhäuschen erbaut draußen im Park, dicht vor den Thoren der großen Stadt, und dorthin entführte er nun seine Tochter, die er über Alles in der Welt liebte, die ihn vergessen machen sollte, was er erlitten.

Wirklich gelang es dem frohen, sonnenhellen Kinde, den Vater aufzuheitern. Er schien sich förmlich zu verjüngen seit dem Tage, wo Ella heimgekehrt war. Er begann wieder Antheil zu nehmen an seiner Umgebung, arbeitete in seinem großen Garten, lauschte, wenn Ella sang oder spielte, kurz, das Glück, die Ruhe waren endlich gefunden.

Die Verwaltung seines Vermögens hatte Wilhelm Bolten

jenem jungen Anwalt übertragen, der eigentlich nähere Anwartschaft gehabt hätte, als er, den reichen Soberski zu beerben. Irgend eine andere Entschädigung anzunehmen, hatte sich Doktor Dahlmann entschieden geweigert.

„Mein Onkel wußte, was er that, ich will ihn nicht noch im Tode ärgern,“ sagte der junge Mann.

Gewundert hatte sich Ella manches Mal, weshalb der Vater seinen Sachwalter nicht auch zu privatem Verkehr in's Haus rief. Nur ganz gelegentlich, wenn Jener einmal mit einer Abrechnung oder einem wichtigen Vorschlage kam, hatte sie ihn flüchtig gesehen. Erst heute war er ihr wirklich näher getreten. O, sie bewunderte ihn, und der Vater war ihm jetzt auch zu Dank verpflichtet — er mußte ihn einladen. Gewiß war Doktor Dahlmann musikalisch, und dann konnte man vierhändig mit ihm spielen.

Der Vater versagte ihr ja nicht leicht einen Wunsch. Was hatte sie nicht Alles bei ihm durchgesetzt! Das Vogelhaus, das Wägelchen, der Wasserfall im Garten — Alles war eigentlich nur auf ihr Betreiben angeschafft worden. Was ihr seit einiger Zeit noch mehr Vergnügen bereitete, war ein gewisser Wohlthätigkeitssport. Sich so irgendwo auf der Straße ein armes zerlumptes Kind auflesen, es mit nach Hause nehmen, baden lassen und von Kopf bis Fuß neu und niedlich anziehen und dann das verdutzte kleine Ding seiner noch verdutzteren Mutter zuführen — das war ein großes Vergnügen! Und sie durfte Alles — zu Allem gab der Vater bereitwillig die Mittel her.

Neulich wurde ihr auch durch Zufall ein Wunsch erfüllt, dem der Vater bisher immer einen stillen Widerstand entgegensetzte: sie hatte nun auch ein Hündchen — fast das Einzige, was ihr noch zu wünschen geblieben war.

Und sonderbar genug war die Art, wie sie zu dem allerliebsten Thierchen gekommen war.

Neustadt, ihr Heimathsstädtchen, lag gar nicht weit ab

von der Residenz, in der sie nun wohnten. In knapp einer Stunde war es mit der Eisenbahn zu erreichen, und Bolten machte dort von Zeit zu Zeit einen Besuch, um die Gräber seiner Lieben neu zu schmücken.

Vor einigen Tagen nun war Ella mit dem Vater in ihrem Ponywägelchen hinüberkutschirt. Das gab ein Aufsehen, als das zierliche Gespann über das holperige Pflaster von Neustadt rasselte. Vorn auf dem Kutschbock saß Ella, die Zügel führend, und im Wagen Herr Bolten, der übrigens hier in hohem Ansehen stand, da er seither schon Mancherlei für die Stadt gethan hatte.

Auf der Rückfahrt wurde ein kleiner Hund, der bellend an den Pferden emporgesprungen war, von dem einen derselben getreten. Ella hielt das Wägelchen an und sprang leichtfüßig von demselben, um mitleidig nach dem Thierchen zu sehen, das winselnd zur Seite geflogen war.

Vergebens rief und lockte sie — der Hund kauerte in einer Mauerecke. Eben kam ein Arbeiter vorüber, der Herrn Bolten kannte. Er zog die Mütze, und als er Ella rufen hörte, mochte er wohl glauben, der Hund gehöre ihr. So sprang er hinüber, ergriff das zitternde Thierchen und hob es in den Wagen.

„Ach Papa — Papa,“ bat Ella, „das ist ein glücklicher Zufall — das Hündchen mußt Du mir kaufen! Ich hatte mir schon so lange eines gewünscht!“

„Nicht doch, mein Kind,“ wehrte der Vater ab, „ich weiß ja nicht einmal, wem er gehört!“

„O, der treibt sich schon tagelang hier herum — der kommt ja auf der Straße um,“ meinte der Arbeiter, „nehmen Sie ihn nur mit!“

„Bitte, bitte, Papachen!“ schmeichelte Ella.

Bolten, der schon vorher nach einer kleinen Münze gesucht hatte, um dem dienstbereiten Mann ein Trinkgeld

zu geben, reichte ihm nun einen Thaler hin und sagte: „Meinetwegen denn — auf Ihre Verantwortung!"

Und sie hatten den Hund mitgenommen.

Als Ella heute dem Vater von ihrem Begegniß erzählte, wurde er sehr ernst.

„Du hättest dem Herrn ohne Weiteres den Hund zurückgeben sollen," sagte er.

„Das wollte ich ja auch! Aber Herr Rechtsanwalt Dahlmann kam dazwischen und hinderte mich daran. Und dann — Du hast ihn ja gekauft! Hast ihn doch jenem Manne bezahlt, der ihn Dir in den Wagen gab. Wer weiß, ob sich der Herr auf der Straße nicht irrte, ob das wirklich sein Bello war, wie er ihn nannte."

Diesmal schrak der Vater leicht zusammen.

„Bello — Bello heißt der Hund?" rief er.

Und Muzi kam, als er seinen altgewohnten Namen nennen hörte, herbei und wedelte mit dem Schweif.

„Gut denn," sagte Bolten nach einer Pause, „gut denn — wir wollen ihn behalten und ihn treu und liebevoll pflegen bis an sein Ende!"

Ella schaute ganz verwundert auf. Sie hatte den Vater seit langer Zeit nicht mehr so ernst gesehen, wie eben in diesem Augenblick.

* * *

„Mein Himmel — was ist Ihnen denn begegnet, Herr Bolten?"

Mit dieser Frage empfing Doktor Dahlmann seinen Mandanten, der eben ganz bleich und verzagt bei ihm eintrat.

Er rückte dem augenscheinlich schwer leidenden Manne einen Sessel zurecht und ließ ihm Zeit, sich zu fassen.

„Ist irgend ein Unglück geschehen?" wiederholte er nun.

„Lesen Sie!" sagte Bolton und zog aus der Brusttasche ein nach amtlicher Form länglich zusammengefaltetes Schriftstück. „Lesen Sie!"

„Was soll denn das bedeuten?“ fragte Dahlmann kopfschüttelnd. Vor ihm lag eines jener, mit dem entsetzlichen Lakonismus des Amtsstyls abgefaßten, zum Theil vorgedruckten Aktenstücke folgenden Inhalts:

„In der Untersuchungssache wider Sie wegen Diebstahls werden Sie hiermit aufgefordert, am 8. September d. J., Vormittags 9 Uhr vor dem Untersuchungsrichter Herrn Hasselmann, Zimmer Numero 28 im Kriminalgerichtsgebäude, zu erscheinen. Im Falle Ihres Ausbleibens wird Ihre zwangsweise Vorführung angeordnet werden.“ Und unten hieß es: „An die unverehelichte Ella Bolten, hier.“

„Niederträchtig!“ fuhr der Anwalt empört auf. „Da läuft irgend eine unsinnige Anzeige — vielleicht sogar eine anonyme — bei der Behörde ein, und das Erste, was die hohe Obrigkeit thut, ist, daß sie dem Beschuldigten in dieser Form eine niederschmetternde Beleidigung in's Gesicht schleudert!“ Und sich wieder an Herrn Bolten wendend, bat er: „Bitte, Herr Bolten, erklären Sie mir doch . . .“

„Es kann sich um nichts Anderes handeln, als um den Hund. Sie erinnern sich vielleicht Ihrer Begegnung mit meiner Tochter?“

Das Gesicht des jungen Anwalts hellte sich auf. „Also die Hundegeschichte! Nun, das hat ja nichts zu bedeuten! Erzählen Sie doch einmal: wo haben Sie den Hund her?“

Bolten berichtete, wie das kleine Thier fast von Ella überfahren worden war, wie es ihm dann ein Arbeiter — den er übrigens kenne — gebracht, und wie er diesem einen Thaler dafür gegeben habe.

„Wenn ich die Sache richtig auffasse,“ meinte der Anwalt nach kurzem Bedenken, „so stehen Sie auf dem Standpunkt, daß jener Arbeiter den Hund, der herrenlos

sich umhertrieb, an sich nahm und Ihnen dann seinen Findling verkaufte? Ist es so?"

Wilhelm Bolten horchte auf. Ja — so war es gewesen! Und wenn es so war, dann konnte man auch gegen sein einziges, gegen sein geliebtes Kind keine Untersuchung wegen Diebstahls einleiten!

„Weiß Ihre Fräulein Tochter von dieser Vorladung?" fragte Doktor Dahlmann weiter.

„Wie können Sie glauben . . ."

„Nun so kommen Sie, mein verehrter Herr Bolten, lassen Sie uns zum Untersuchungsrichter eilen. Wir werden ihn ohne Mühe davon überzeugen können, daß vor Allem Fräulein Ella vollkommen außer Frage steht."

„Und gegen wen wird sich dann die Untersuchung richten?"

„Allenfalls gegen jenen Arbeiter, den man vielleicht einen sogenannten Funddiebstahl zum Vorwurf machen kann."

„Ist das ein mit so schwerer Strafe belegtes Vergehen?"

„Ich glaube," beruhigte der Rechtsanwalt seinen Mandanten, „daß man bei dieser Sachlage unmöglich über eine geringe Geldstrafe hinausgehen kann!"

Einigermaßen erleichtert, erhob sich Bolten. „So gehen wir, Herr Doktor!" —

„Halten Sie es für schwierig, den rechtmäßigen oder vielmehr den ursprünglichen Besitzer des Hundes ausfindig zu machen?" fragte Bolten, während sie Beide zum Gerichtsgebäude gingen.

„Durchaus nicht, dürfte er doch mit dem Denunzianten identisch sein. Nur erschiene es mir bedenklich, mit dem Manne jetzt in Unterhandlung zu treten."

„Wieso bedenklich?"

„Weil in jedem Angebot, das Sie ihm machen, ein Zu-

geständniß läge — eine Anerkennung der von ihm geltend gemachten Ansprüche."

„Könnte er denn seinen Antrag nicht zurückziehen, wenn man ihm entweder den Hund zurückgäbe oder ihm denselben gut bezahlte?"

Der Anwalt mußte diese Frage verneinen. Diebstahl und Aehnliches wird vom Staate auch ohne Antrag verfolgt.

„Ich meine," fuhr der Anwalt mit eindringlicher Betonung fort, „es handle sich vor Allem darum, Ihre Fräulein Tochter vor der Berührung mit den Behörden zu schützen!"

Bolten drückte ihm warm und fest die Hand. Ja — darum handelte es sich in der That! Ella sollte auch nicht in Gedanken beunruhigt werden. —

Sehr freundlich hörte der Untersuchungsrichter mit an, was man ihm zu melden hatte. Er bedauerte lebhaft, daß sich einerseits die Vorerhebungen nach der unrechten Seite hin erstreckt zu haben schienen, und andererseits die geltenden Bestimmungen es leider unmöglich machten, solche Erhebungen in anderer Form einzuleiten, als hier geschehen. Aber darüber bestände ja nicht der leiseste Zweifel: wenn Herr Bolten den Hund von einem Dritten gekauft und dann seiner Tochter geschenkt habe, so scheide diese Letztere für die Behörde ein- für allemal aus. Natürlich werde zu erweisen sein, daß dieser Kauf wirklich stattgefunden und auch, daß ihn Herr Bolten für einen rechtsgiltigen habe halten dürfen.

„Der Hund wird nämlich von einem gewissen Hermes als sein Eigenthum reklamirt. Aber Sie wußten offenbar nicht anders, als daß er jenem Arbeiter gehöre. Nicht wahr?" fügte er hinzu. „Dieser Beweis wird ja hier sehr leicht zu erbringen sein. Ich werde einfach die eidliche Vernehmung jenes Arbeiters in Neustadt verfügen. Bis

dahin läßt sich leicht auf die Aussage Ihrer Fräulein Tochter verzichten."

Bolten war so erregt, daß es schien, als wandle ihn eine Ohnmacht an.

Hatte er denn den Hund wirklich gekauft? Konnte der Arbeiter denn unter seinem Eide so aussagen? Doch gleichviel! Seiner Tochter war das Furchtbare erspart! Mehr hatte er für den Augenblick ja nicht erreichen wollen.

Er hatte sich kaum mit einigen Worten des Dankes von seinem Sachwalter verabschiedet, so warf er sich auch schon in eine Droschke, die ihn zum Bahnhof bringen sollte, Mit dem nächsten Zuge eilte er nach Neustadt.

— — — — — — — — — — — —

Friedrich Kieland saß bei seinem sehr frugalen Mittagsessen, als ihn Bolten endlich ausfindig gemacht hatte.

„Wissen Sie, Kieland, wem der kleine Hund gehörte, den wir neulich — beinahe überfahren haben?" begann Bolten ohne Weiteres das Gespräch.

„Nein, Herr Bolten, das weiß ich nicht! Ich hatte das Thierchen schon am Tage vorher mit mir nach Hause nehmen wollen — es lief hin und her, als hätte es seinen Herrn verloren. Aber da fällt mir ein: der Fleischer Hermes hat solche Pinscher von jeher gehabt. Besinnen Sie sich nicht? Auch der Bello des verstorbenen Soberski stammte von den Hermes'schen Hunden ab."

Bolten wurde es schwarz vor den Augen. Wollte denn diese grauenhafte Geschichte nie zur Ruhe kommen? Der nervös überreizte, krankhaft erregte Mann begann in diesem Zusammentreffen eine besondere Fügung der Vorsehung zu erblicken.

Aber schnell raffte er sich zusammen. „Ich habe ja den Hund von Ihnen gekauft, Kieland!" stammelte er.

Der Arbeiter horchte verwundert auf.

„Gekauft," betonte Bolten nun absichtlich, „aber ich möchte doch nicht, daß sich irgend Jemand durch mich geschädigt sähe. Und deshalb wäre es gut, Sie suchten sich mit dem früheren Eigenthümer auseinander zu setzen. Dabei werden Sie ja Zeit verlieren. Vielleicht auch fordert der Mann nun wer weiß wie viel. Also nehmen Sie, Kieland, und — bringen Sie die Sache in Ordnung!"

Bolten legte einen Hundertmarkschein auf den Tisch neben die Kartoffelschüssel und ging.

Frau Kieland hatte sich respektvoll in die Küche zurückgezogen, als der Besuch kam. Nun trat sie wieder in das niedrige Zimmer und fand ihren Mann in sonderbarer Stellung über den Tisch gebeugt. Er hatte, stehend, beide Ellenbogen auf den Tisch und den Kopf in die Hände gestützt, seine langen Beine stemmten sich wie schräge Steifen gegen den Boden.

Unverwandt, wortlos starrte der arme Teufel die blaue noch fast neue Banknote an. Er mochte einen Schein von solchem Werthe überhaupt noch nicht oft, wenigstens nicht aus so unmittelbarer Nähe gesehen haben; denn bis zu einem höheren Betrage, als sein Wochenlohn ausmachte, war er wohl kaum je gelangt. Da lag nun aber reichlich fünfmal so viel vor ihm auf dem Tisch, als er in einer, wenn auch noch so guten Woche verdienen konnte. . . . Hundert Mark! Ein Vermögen! Ein wirkliches Vermögen, denn man konnte davon zwei Jungschweine und eine Ziege kaufen. Und selbst dann behielt man noch mehr im Kasten, als man jemals gehabt. . . . Hundert Mark! Es war gar nicht auszudenken!

„Frau," sagte er endlich, als seine Ehehälfte sich kopfschüttelnd an die inzwischen kalt gewordenen Kartoffeln machte, „Frau, das gehört uns! Die ganzen hundert Mark!"

Frau Kieland schielte ihren Gatten an — war er jetzt schon betrunken? Das kam doch sonst nur Abends vor und auch dann eigentlich selten. Sie ging gar nicht auf seinen Spaß ein.

„Mach lieber, daß Du fertig wirst mit Essen! Daß Du nicht wieder einen Viertelstag versäumst, wie neulich, wo Dir Herr Bolten zwei Mark geschenkt hat."

Eine Mark schien also der brave Kieland seiner besseren Hälfte unterschlagen zu haben!

„Mit Dir ist nicht zu reden," meinte nun Kieland. Er griff nach seiner Mütze, schob den Hundertmarkschein in die Hosentasche und ging, die Kartoffeln verächtlich mit dem Blicke streifend, zur Thür hinaus.

„Ist das ein dummes Weib!" dachte er sich. „Fragt nicht einmal, wofür ich das viele Geld bekommen habe! Und sie sieht doch, daß ich's habe — daß es frei da auf dem Tische lag! Also nicht etwa gestohlen! Nein — ehrlich verdient."

Nun, Kieland war eben nicht so dumm, wie seine Frau! Und er sagte sich: „Ich verstehe Sie ganz gut, Herr Bolten! Sie kommen in Schwulitäten wegen des Hundes, und das wollen Sie nun mir aufhalsen! Da haben Sie ja auch ganz Recht. Denn — gefunden habe ich den Hund ja! Hätte ihn schon früher mitnehmen können. Nur weil wir manchmal selber nichts haben, ließ ich's sein! Wie ich aber sah, daß man ihn verkaufen konnte — ei, den Kukuk auch — da nahm ich ihn und ließ ihn mir bezahlen! Natürlich, weil's ja Unsereiner nicht versteht, viel zu billig! Aber Herr Bolten ist ein feiner Mann, der nichts geschenkt haben will! Und weil seine schöne Tochter für hundert Mark Vergnügen an dem Thierchen hat, so sieht er ein, daß er mir diese hundert Mark noch schuldig ist und — er bringt sie mir, von dem er den Hund gekauft hat."

Als Kieland einige Tage später vorgeladen und ver=

nommen wurde, sagte er unter seinem Eide aus: „Ich habe den Hund gefunden, habe ihn für herrenlos gehalten und habe ihn an Herrn Bolten verkauft."

3.

Vor dem Schwurgericht der Hauptstadt stand Wilhelm Bolten, angeklagt der Verleitung zum Meineide.

Er sollte den zur Zeit unauffindbaren Arbeiter Friedrich Kieland, zuletzt in Neustadt wohnhaft, durch Zuwendung von Geld zur Abgabe einer wissentlich falschen Zeugenaussage veranlaßt haben.

Nachdem damals der als Zeuge vernommene Kieland, wiederholt zur Wahrheit ermahnt, seine Aussage beschworen hatte, konnte das Gericht nicht anders, als gegen ihn, der sich selbst als den Finder des Hundes bezeichnet hatte und behauptete, den Hund verkauft zu haben, wegen Fundunterschlagung vorzugehen.

In tiefer Bestürzung hatte der bis dahin unbescholtene Mann die Vorladung mühsam entziffert. Und nun erst begann ihm aufzudämmern, daß er wahrscheinlich sehr unklug gehandelt hatte, den klaren Weisungen des Herrn Bolten nicht unbedingt Folge geleistet zu haben.

Hatte Bolten nicht gesagt, er, Kieland, solle sich mit dem früheren Besitzer auseinander setzen? Nun, dazu war's wohl auch jetzt noch nicht zu spät.

Welch' ein Glück, daß seine Frau wenigstens energisch und sparsam war! Sie hatte ihm den Rest des gleich am ersten Tage angerissenen Geldes heimlich weggenommen: es sollte liegen bleiben bis zum Viehmarkt, damit man auch wirklich etwas davon kaufen könnte.

Er wollte also zu dem Schlächter Hermes gehen, ihm die ganze Geschichte erzählen und die Sache in's Reine bringen. Dazu würde denn auch seine Frau das Erforderliche wieder herausgeben.

Hermes hatte denn auch ruhig zugehört, hatte noch einen Gesellen herbeigerufen, und sich vor diesem die wesentlichen Punkte der Kieland'schen Mittheilungen noch einmal wiederholen lassen und hatte dann — in Gemeinschaft mit dem Gesellen — den Arbeiter zur Thür hinausgeworfen.

Lächerlich! Er, Hermes, wollte ja kein Geld! Er wollte sein Recht! Nichts als sein Recht!

Und nun war Kieland in Todesangst nach der Hauptstadt gefahren zu Herrn Bolten.

„Hier, Herr Bolten," sagte er mit schlecht verhehltem Groll, „hier haben Sie Ihr Geld wieder! Es fehlen gegen zwanzig Mark, aber die habe ich auch versäumt!"

Und er zählte das Geld auf den eleganten Schreibtisch Bolten's hin.

„Vor Allem setzen Sie sich einmal und sagen Sie mir, was Sie plötzlich zu mir führt," versetzte Bolten.

Nur mit Mühe war der Mann zu beruhigen. Eine Stunde fast war er bei Bolten gewesen. Und er verließ das Landhaus im Thiergarten nicht allein an diesem Abend. Bolten begleitete ihn, führte ihn zum Bahnhofe, löste auch eine Fahrkarte für ihn — aber nicht nach Neustadt.

Mit offenem Auge, mit klarem Bewußtsein hatte Wilhelm Bolten aus den Mittheilungen des Arbeiters erkannt, was unabwendbar kommen mußte. Und so hatte er Jenen, mit Mitteln reich versehen, in Sicherheit gebracht.

Seine Tochter war schon bei der Nachttoilette, als Bolten, bleich, aber gefaßt und ruhig, bei ihr eintrat.

„Ich muß auf kurze Zeit verreisen, Ella," sagte er mit leiser, aber fester Stimme, „ein größeres Kapital, das ich im Auslande angelegt habe, ist in Gefahr, und ich will selbst darnach sehen. Nur wünschte ich nicht, daß Du während meiner Abwesenheit hier allein bliebest. Du wirst also morgen früh Deine Koffer packen lassen, mein Kind,

und Dich zur Tante Sophie begeben, die schon so lange um Deinen Besuch gebeten hat. Du kommst gerade um die Zeit der Weinlese hin, und niemals ist die Natur schöner, als im Frühherbst! Du wirst Dich außerordentlich wohl dort fühlen, Ella!"

Erschreckt fiel ihm das Mädchen um den Hals. „Dir ist doch nichts geschehen, Vater? Du bist doch nicht krank?"

„Sei ganz ruhig, mein Liebling! Es ist, wie gesagt, nur eine Geschäftssache, eine Abrechnung!"

„Und werde ich von Dir hören?"

„Gewiß, mein Kind! Von mir und von Deinen Lieblingen hier im Hause! Ich werde Herrn Doktor Dahlmann bitten, während unserer Abwesenheit hier Quartier zu nehmen, und er soll Dir gewissenhaft berichten."

Vielleicht war es nicht zuletzt diese Aussicht, was dem jungen Mädchen den Abschied leichter machte.

Und nun war sie fort! Nun mochte sein Verhängniß sich erfüllen.

Es ließ nicht auf sich warten.

Kaum eine Woche später wurde gegen Wilhelm Bolten die Untersuchung wegen Verleitung zum Meineide eingeleitet.

Drei einwandlose Zeugen sagten schon im Vorverfahren so deutlich, so gravirend aus, daß man ihn in Haft nehmen mußte. Der Schlächter Hermes, sein Geselle und endlich die Frau des durch seine Flucht schon halb überführten Kieland waren vernommen worden, und derselbe Untersuchungsrichter, mit dem Bolten noch vor wenigen Wochen auf dem Fuße der Gleichheit verkehrt hatte, mußte jetzt die Festnahme des eines so schweren Verbrechens Bezichtigten verfügen.

Doktor Leopold Dahlmann hatte die Vertheidigung des Angeschuldigten übernommen, der seinerseits nicht den

leisesten Versuch machte, den ganzen Vorfall anders darzustellen, als er sich thatsächlich abgespielt hatte.

Das Einzige, was für ihn zu erreichen war, hatte Bolten möglich gemacht: sein Kind war nicht nur selbst unberührt geblieben von all' dem Schmutz, in dem er rettungslos versinken würde — nein, sie ahnte auch nichts und würde hoffentlich, wenn ihm sein Plan gelang, nie etwas davon erfahren! —

Da saß er nun, aus der Haft vorgeführt, hinter den Schranken der Anklagebank. Nicht wie ein Verbrecher, der scheu und angstvoll seinen Blick, seine Haltung und Bewegungen hütet, um sich nicht zu verrathen; aber auch nicht wie Einer, der von der Macht der Thatsachen gebeugt, gebrochen, nun seinem Schicksal entgegenharrt. Aufrecht saß er da, gefaßt und ergeben, in ruhiger Würde. Auf die Frage des Schwurgerichtspräsidenten, ob er sich schuldig fühle, den Friedrich Kieland zu einem Meineide verleitet zu haben, antwortete Bolten zwar halblaut, aber doch durchaus bestimmt mit „Ja!"

Er hatte schon vorher seinem Vertheidiger die entschiedene Absicht ausgesprochen, seinerseits dem Verfahren keinerlei Schwierigkeit entgegenzustellen. Doktor Dahlmann wandte ein, daß es des Angeklagten gutes Recht sei, Alles heranzuziehen, was seine Schuld vermindern oder gar seine Unschuld beweisen könnte — daß es Sache der Anklagebehörde sei, zu beweisen, wessen man ihn beschuldige.

Herr Bolten hatte sich in seiner Auffassung nicht beirren lassen.

„Ja, Herr Präsident!" antwortete er.

Natürlich durfte trotzdem von der Beweisaufnahme nicht abgesehen werden. Nicht die Meinung des Angeklagten, daß er schuldig sei, sondern nur die aus der Verhandlung gewonnene freie Ueberzeugung darf für die Geschworenen entscheidend sein.

Aber das Beweisverfahren gestaltet sich doch sehr viel einfacher, wenn der Angeschuldigte nicht leugnet.

Man vernahm den Schlächter Hermes und seinen Gesellen, welche übereinstimmend wiedergaben, was Kieland ihnen eingeräumt hatte. Schon hieraus ergab sich klar, daß Bolten den Arbeiter Kieland nur aufgesucht hatte, um dessen Aussage zu beeinflussen.

Nun trat Frau Kieland vor den Zeugentisch.

Eine ältere Person mit harten, fast häßlichen Zügen. Sie glaubte nicht anders, als ihr Mann sei ihr mit dem Gelde durchgegangen, treibe sich wohl irgendwo herum; sie begriff nicht, weshalb man seiner nicht habhaft werden, ihn nicht zu ihr zurückführen konnte. Aber sie wollte ihm trotz alledem nicht wehe thun. Waren sie doch miteinander alt geworden in Noth und Arbeit.

Und dann — schuldig an ihrem Unglück, an ihrer Verlassenheit war doch nur Jener da, obwohl sie mit allem Nachsinnen noch nicht hatte finden können, was denn ihr Mann, der Narr, mit dem reichen Herrn Bolten gehabt haben mochte.

Der Vorsitzende machte die Frau darauf aufmerksam, daß sie ihr Zeugniß verweigern dürfe, insofern, als durch dasselbe ihr Mann, gegen den ja gleichfalls das Hauptverfahren schwebte, dadurch belastet werden könnte. Aber sie wollte aussagen; ihr Mann hatte ja nichts Unrechtes gethan.

Sie dürfe andererseits auch den hier seines Urtheils Gewärtigen nicht wider besseres Wissen belasten, ermahnte sie der Präsident.

Nein, auch das wollte sie nicht. Sie wollte die reine Wahrheit sagen. Und das that sie.

Herr Bolten war eines Tages gekommen, hatte eine ganze Weile mit ihrem Manne gesprochen, und als er gegangen war, lag auf dem Tische, neben der Kartoffel-

schüssel, ein blauer Hundertmarkschein. Ihr Mann aber hatte gesagt: „Das ganze Geld gehört uns!" So — das war Alles! Mehr wußte sie nicht.

„Es genügt vollkommen," sagte der Staatsanwalt. Und das Beweisverfahren war geschlossen.

Der öffentliche Ankläger erhob sich.

„Wenn es sich hier lediglich um die Frage handelte, meine Herren Geschworenen," begann er, „ob der Angeklagte wirklich gethan hat, was ihm zur Last gelegt wird, so wäre ich meiner Aufgabe enthoben. Sein Geständniß wird auf das Wirksamste unterstützt von der Aussage dreier Zeugen. Ich hätte also vielleicht meine Pflicht schon gethan, wenn ich bei Ihnen das ‚Schuldig' beantragte. Ich bin aber der Meinung, daß die bloße Ermittelung der äußeren, ich möchte sagen, der realen Wahrheit nicht der letzte Zweck unseres öffentlichen Gerichtsverfahrens sein kann. Auch nicht die Bestrafung des Schuldigen scheint mir dieser letzte Zweck zu sein. Vielmehr glaube ich an eine höhere Bedeutung unserer Rechtspflege, an eine tiefere Wirkung, die sie anstreben soll. Erst, wenn es ihr gelingt, die inneren Beweggründe der an sich erwiesenen That frei zu legen, erst, wenn wir allen Jenen, die draußen stehen und lauschen, das volle Verständniß für diese That und ihre Strafwürdigkeit zu erschließen im Stande waren — dann erst haben wir unsere Aufgabe erfüllt."

Und er begann zu entwickeln, wie nach seiner Meinung „die inneren Beweggründe" der vorliegenden That zu finden seien.

„Die Frivolität unserer Zeit," so sagte er unter Anderem, „spricht aus diesem Meineid und aus der Anstiftung zu demselben. Weshalb hat Friedrich Kieland falsches Zeugniß abgelegt, weshalb hat er einen Meineid geschworen? Weil er sich damit loskaufen wollte von der Verpflichtung, etwas Anderes für die ihm anvertrauten hundert Mark

zu thun — weil er diese ihm so unverhofft in den Schoß gefallene Summe nicht fahren lassen, sie auch nicht zum Theil opfern wollte . . . Und warum hat Wilhelm Bolten einen bis dahin unbescholtenen Mann zum Meineidigen gemacht? Weil er der Meinung war, mit seinem Gelde Alles wieder gut machen zu können! Seiner verwöhnten, eigenwilligen Tochter gefällt irgend etwas, das sie irgendwo sieht, sie wünscht es zu besitzen . . . Was wäre natürlicher, als daß ein reicher Mann, ein zärtlicher Vater, hingeht und den Gegenstand ihrer Wünsche rechtmäßig zu erwerben trachtet? Aber auch dazu ist der reiche Mann zu frivol! Nein — er nimmt einfach von der Straße, was der Tochter gefällt und was doch einem Anderen gehört! Er beschenkt Jenen, der ihm bei diesem Diebstahl behilflich, mit einem Trinkgeld, das vermuthlich ausgereicht hätte, um dafür das Objekt seiner Laune in Ehren zu erstehen — denn schon die Mühe, der Zwang, überhaupt zu verhandeln, zu kaufen, ist dem reichen Manne zu viel. Er stiehlt lieber und besticht erforderlichenfalls den Zeugen."

Dem Angeschuldigten perlte der Schweiß von der fahlen Stirn. Das dünne, völlig ergraute Haar schien förmlich um seinen Kopf zu flattern. Eine nur schwer zu bezwingende Unruhe bemächtigte sich seiner. Der Mann, der während der ganzen Verhandlung in so wundervoller Ergebung dagesessen hatte, dieser bis hierher so musterhafte Angeklagte schien jeden Augenblick aufspringen, dem Staatsanwalt ein beleidigendes Wort entgegenschleudern zu wollen. Aber er blieb Sieger in diesem Kampf mit seiner inneren Erregung. Die Hand seines Vertheidigers hatte sich auf die seine gelegt, ein warmer Druck dieser Hand sollte ihm sagen, daß es hier einen Mann gäbe, der von der schiefen Auffassung des öffentlichen Anklägers ganz und gar nicht durchdrungen wäre.

Bolten wurde ruhiger. Was konnte dieser junge Mann,

dessen Worte wie Axthiebe auf ihn niedergefallen waren, von den „inneren Beweggründen“ seiner That wissen.

Und der Staatsanwalt fuhr fort.

„Man könnte meinen, daß das Verhalten des Angeklagten in dieser Stunde im Widerspruch stände mit dem, was ich eben sagte, daß ein Mann mit so frivolen, selbstherrlichen Grundsätzen, wie ich sie ihm nachgewiesen, sich nicht vor Gericht so demüthig, so bescheiden benehmen würde. Aber ich möchte gerade in diesem Falle dringend davor warnen, aus dem Betragen vor Gericht Schlüsse zu ziehen auf den Charakter! Denn mir erscheint der Angeklagte nicht nur schlecht und strafwürdig — nein, ich habe auch Grund, ihn für außerordentlich schlau und verschlagen zu halten. Es wird Ihnen, meine Herren Geschworenen, ja nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß es lediglich die Schlauheit dieses Mannes war, was seinem Mitschuldigen zur Flucht verhalf. Wäre jener Andere hier zur Stelle — wer weiß, in wie viel schlimmeren Lichte noch dieser freventliche Angriff gegen den Grundpfeiler aller Rechtspflege uns erscheinen müßte — dieser Angriff auf die Heiligkeit des Eides! . . . Aber ich kann noch mehr anführen, was Sie vorsichtig machen wird gegenüber diesem stillen, ergebenen Manne da . . . Wilhelm Bolten stand vor nun fast acht Jahren in dem Verdacht, einen Mord begangen zu haben, oder doch einen Todtschlag, wie ich aus seinen Akten ersehe. Allerdings hat damals das Verfahren keine hinreichenden Anhaltspunkte ergeben, man hat ihn laufen lassen müssen. Nur will es mich bedünken, daß wir von einem Manne, der wie Wilhelm Bolten über den Eid denkt, und der nun so gottergeben sein Urtheil zu erwarten sich den Anschein gibt, sehr wohl annehmen dürfen, er habe auch damals seine Richter getäuscht, genau so, wie er heute Sie zu täuschen sucht, um Ihrer Milde theilhaftig zu werden. Milde aber in diesem Falle, meine Herren Geschworenen,

Milde wäre hier Ungerechtigkeit! Ich beantrage das ‚Schuldig‘ unter Ausschluß jeden Milderungsgrundes!“

Bei Erwähnung der früheren Anklage war Wilhelm Bolten, seiner nicht mehr mächtig, zornflammend aufgefahren.

Wieder gelang es dem Vertheidiger, ihn zu beruhigen.

In den Reihen der Geschworenen hatte die Rede des Staatsanwalts nicht eigentlich Eindruck gemacht. Diese, in neuester Zeit vielfach in Anwendung kommende Art, aus Allem und Jedem Kapital zu schlagen gegen den Angeklagten, verfehlt nachgerade auch auf Laienrichter ihre Wirkung, wie ja freilich andererseits auch die gewerbsmäßige Schönfärberei und das theatralische Pathos der modernen Vertheidiger gegenüber den gelehrten Richtern nicht mehr am Platze scheint.

Doktor Dahlmann setzte mit einem sehr lebhaften Protest gegen den Vertreter der Staatsanwaltschaft ein. Es sei geradezu unerhört, sagte er, in solcher Weise aus einer durch alberne Klatscherei herbeigeführten und wegen Mangel an jeglicher Unterlage sehr bald definitiv eingestellten Voruntersuchung Waffen zu schmieden gegen einen Angeschuldigten, der sich ja zu dieser That, die hier in Frage steht, unumwunden bekannt habe. Wenn sich damals Richter haben täuschen lassen — wie viel leichter könnte heute der Staatsanwalt der Getäuschte sein!

„Wenn aber der Herr Staatsanwalt ernstlich meint, die Motive dieser That beleuchtet zu haben, dann möchte ich ihm fast danken, weil er mir's gar so leicht gemacht, aus jeder einzelnen seiner Voraussetzungen zu genau entgegengesetzten Schlußfolgerungen zu gelangen. Und ich meine zuversichtlich, die Herren Geschworenen werden mir eher zu folgen bereit sein, als dem öffentlichen Ankläger ...“ Und er begann Punkt für Punkt der Anschuldigung zu widerlegen.

„Wenn man selbst die durch nichts bewiesene Unter-

stellung, Bolten habe dem Arbeiter Kieland zur Flucht verholfen, als wahr annehmen wollte, so würde sie eben nichts Anderes darthun, als daß mein Klient nicht Jenen wollte leiden lassen für eine Schuld, die er ihm aufgebürdet hat. Ich meine, diese Auffassung wäre wahrscheinlicher, weil menschlicher! Mit ihr stimmt auch das reumüthige offene Verhalten des Angeklagten überein, der frei seine Schuld bekennt. Aber der Mann hier auf der Anklagebank ist auch nicht durch eine frivole Regung vom Wege des Rechts abgelenkt worden. Ihn hat vielmehr eines der heiligsten Gefühle gelenkt, wenn auch leider auf einen Irrweg. Nicht er war es, gegen den sich zuerst die Erhebungen richteten, sondern gegen seine Tochter ging man vor — gegen ein junges Mädchen, das in voller Ahnungslosigkeit einen Wunsch geäußert hatte und das in seiner Unerfahrenheit auch nicht das allerleiseste Hinderniß sah, ihm diesen Willen zu erfüllen... Sie kutschirt mit feurigen Ponies durch eine enge Straße, und ein Hündchen geräth unter die Hufe der Pferde. Niemand hätte sie dafür verantwortlich machen können, wenn der herrenlos herumirrende Hund von den Pferden zertreten worden wäre. Der Hund kam mit einer unbedeutenden Verletzung davon, und sie freute sich, das Thierchen gerettet zu sehen. Ein Ortskundiger versicherte ihr, daß es wirklich herrenlos sei, daß Niemand sich um das Hündchen kümmere. Sie nahm es mit, damit nicht der nächste Wagen es doch noch todtfahre. Das war ihre ganze Schuld. Und man leitete gegen sie ein Vorverfahren wegen Diebstahls ein! Ihr Vater aber, der die gräßliche Erfahrung für sich hatte, daß es nur eines Hauches bedürfe, nur eines leisen Anstoßes, um einen bis dahin unbescholtenen Menschen in das Gefängniß zu liefern — dieser Vater that nur, was in solchem Falle natürlich war: er suchte seiner Tochter die schändende Berührung mit der Behörde zu ersparen. Und das, meine

Herren Geschworenen, das ist des Angeklagten ganze Schuld! Wenn jemals ein Fall im Gerichtsleben, so beweist es dieser, wie fadendünn, wie unglaublich leicht zu überschreiten die Grenze zwischen Recht und Unrecht ist. Nicht Gewinnsucht, nicht Frivolität, nicht protziger Mißachtung des Rechtes Anderer, noch irgend eines der von der Anklagebehörde unterstellten „inneren Gründe" bedarf es, um diese messerscharfe Grenzlinie zu verletzen: nein, hohes Schwurgericht, eine einzige Regung allzumenschlichen Empfindens, ein einziges Zucken des geängsteten Vaterherzens — und es war gethan, was hierherführt. Hierher, wohin nach der herrschenden Meinung nur Verbrecher gelangen! Wilhelm Bolten ist aber kein Verbrecher, auch wenn er Ihnen schuldig erscheint. Das Gesetz mag ihn verurtheilen — Menschen werden mit ihm fühlen und Milde walten lassen!"

Mit thränenüberströmtem Blicke verneinte der Angeklagte die Frage des Präsidenten, ob er noch etwas anzuführen habe. Die Geschworenen traten in Berathung.

4.

Ja, die Trauben reiften. Ein süßer Duft erfüllte Thal und Hänge. Es war ein wunderschöner Herbst, wie er in Süddeutschland nicht selten ist.

Jetzt ist die Sonne beständig. Sie birgt nicht mehr die Tücken des Gewitters, des raschen Wetterumschlages. Die Fernen sind leicht verschleiert, die Wärme nicht mehr drückend, das reife Obst winkt aus dem sich leise verfärbenden Laube — ach! wie schön ist die Welt!

Und Leopold Dahlmann, der durch die sonnenbeglänzten, grünleuchtenden Rebengelände dahinfuhr, hatte die Empfindung, als gäbe es nur fröhliche Menschen.

Wo immer der Zug anhielt — und er that es hier fast alle zehn Minuten — da drängten sich Vergnügungs-

zügler, Ferienreisende. Ueberall gab es längeren Aufenthalt, als der Fahrplan vorzeichnete und ihm, der es so eilig gehabt hatte mit seiner Abreise, ihm war es fast, als schaffe ihm jedes Zögern, jedes Wartenmüssen eine Erleichterung.

Der arme Dahlmann konnte sich an den fröhlichen Herbstbildern nicht freuen. Abgezweigt von der Hauptroute, reiste er direkt in das liebliche Remsthal, wo man ihm überall Most und jungen Wein anbot. Aber er hatte keinen Sinn dafür.

Ein zweischneidiges Messer saß in seinem Herzen: er hatte den unglücklichen Bolten nicht vor dem Verhängniß retten können — der arme Mann war unter Zubilligung mildernder Umstände zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden! Und das arme ahnungslose Kind — welch' eine fürchterliche Mission hatte er übernehmen müssen!

Ja, ihm, der bisher so glücklich und zufrieden gewesen war in seiner bescheidenen, aber doch des Erfolges nicht ermangelnden Thätigkeit, auf dem ehrenvollen Platze, den er sich trotz der Enterbung erkämpft hatte, so schrecklich zu Muthe! Denn wozu sich darüber täuschen? Das reizende junge Geschöpf mit seiner sorglosen Schmetterlingsnatur hatte sich ihm nun einmal in's Herz geschmeichelt. Alles Schöne, Liebliche, Heitere im Leben hieß für ihn Ella Bolten.

Und nun ihr das Gräßliche beibringen! Ach — das war nicht auszudenken!

Als der Obmann der Geschworenen, selbst tief bewegt, verkündete, daß man den Angeklagten der Anstiftung zum Meineide für schuldig befunden, als dann der wohlwollende Gerichtspräsident mit gedämpfter Stimme das Urtheil verlas, da war es wie eine gewaltige Erschütterung über den Armen gekommen, der da innerhalb der Schranken der Anklagebank saß. Man sah es, wie er erbebte, schwankte, wie seine Hand Halt fand an der Rücklehne des Sessels, der

für den Vertheidiger bestimmt war; wie er sich endlich aufrichtete und festen Schrittes zwischen zwei Gerichtsdienern den Saal verließ.

Dem Rathe seines Vertheidigers zu folgen und Berufung gegen das Urtheil einzulegen, oder ein Gnadengesuch an den König einzureichen, hatte sich Volten auf das Entschiedenste geweigert. Er verlangte, seine Strafe sofort anzutreten.

Und nun war Doktor Dahlmann auf dem Wege zu ihr, zu der Ahnungslosen, vor die er hintreten sollte und sagen: „Ihr Vater sendet mich zu Ihnen — Ihr Vater, der im Gefängniß sitzt.“ Es war grauenhaft, es ging fast über seine Kräfte!

Noch furchtbarer aber, noch herzzerreißender war das Eine: konnte, durfte er, der Rechtsanwalt, um die Tochter eines wegen Verleitung zum Meineide Bestraften werben?

Ein Kaufmann, ein Künstler, ein Arbeiter konnte das, nicht aber er, Dahlmann, in seiner Stellung. Es hieß auf diesen ihn ganz erfüllenden Beruf verzichten, den Platz freiwillig aufgeben, den er sich mit heißer Mühe, unter schweren Entbehrungen errungen ... Und was dann?

Freilich, Ella war reich, war das einzige Kind eines Mannes, der heute fast eine Million besaß. Niemand wußte das besser, als Leopold Dahlmann, der dieses Vermögen verwaltete. Dann aber hätte er nur von ihrem Gelde gelebt, und auch das ging nicht an.

Zum ersten Male, seit der Onkel Soberski todt war, murrte der junge Mann gegen dessen merkwürdiges Vermächtniß. Noch war er nicht voll dreißig Jahre, und selbst, wenn ihm ein verhältnißmäßig geringer Betrag zufallen sollte, was würde das ändern?

So oder so — es galt einen Abschied von ihr, und diese Erkenntniß war es, was wieder schmerzhaft sein Inneres durchwühlte. Seit er ihrem Vater so nahe stand,

fühlte er sich auch ihr eng verbunden. Aber — es mußte zu Ende sein!

Hier in diesem stillen Thale herrschte fröhliches Leben, denn überall war man mit der Weinlese beschäftigt. Und auch Ella fand er voll Uebermuth. Sie hüpfte den Treppensteig, der durch ihres Gastfreundes Weinberg führte, hinab wie ein junges Füllen. Und ihr Bello, die unschuldige Ursache des Unglücks ihres Vaters, sprang lustig vor ihr her! Ihr Vater hatte richtig prophezeit, sie unterhielt sich außerordentlich gut, fühlte sich überaus wohl hier.

Freilich, als sie Dahlmann's ansichtig ward, wurde sie ernst. Welch' wichtige Nachricht von ihrem Vater mußte es sein, daß sich der Herr Doktor bis hierher bemühte? Und doch freute sie sich über sein Kommen. Wie treuherzig, wie vertrauensvoll sie ihm in's Auge sah!

„Ich kann's ihr nicht sagen!" Das war seine erste Regung. Nein, nein, man mußte sie in Unwissenheit erhalten! Um so mehr, da sie selbst die äußere Veranlassung zu dem Unglück gegeben hatte.

Und in seinem findigen Kopfe reihten sich schon die Ausflüchte, die er ersinnen wollte, aneinander.

„Ihr Herr Vater, Fräulein Ella," begann er, „hat mich mit der Führung seiner Angelegenheiten betraut während seiner Abwesenheit. Und zwar wird das etwas länger dauern, als ursprünglich vorauszusehen war."

Wie angstvoll sie ihn jetzt ansah. Ach — es war unmöglich, ihr das Messer in's Herz zu stoßen!

„O bitte — erklären Sie mir doch, Herr Doktor," rief sie.

Und er erfand einen ganzen, umfangreichen und vielfach verschlungenen Roman, dessen Held Herr Wilhelm Bolten war. Ihr Vater habe sich bei einem großen ausländischen Unternehmen nicht nur mit einem namhaften Theil seines Vermögens allein, sondern auch mit seiner Ehre engagirt.

Noch dürfe er hoffen, die Dinge zu entwirren, sie zu gutem Ende zu führen. Aber dazu sei unerläßlich, daß er seine Persönlichkeit einsetze, daß er eine Neuordnung selbst überwache und so weiter.

Sie glaubte ihm, doch nicht ganz ohne Rückhalt. „Ist es wahr?“ fragte sie zaghaft, „Alles wahr, Herr Doktor?“

„Warum zweifeln Sie, mein liebes Fräulein?“ antwortete er ausweichend. „Sie sollen so lange hier bleiben, in dieser reizenden Umgebung, bei Verwandten, die Sie zweifellos gern sehen!“

„Ich bleibe ja auch gern hier,“ sagte sie, „aber — wie lange wird's dauern?“

„Genau läßt sich das heute noch nicht sagen, mein liebes Fräulein — nehmen wir an: drei, vier Wochen. Aber es kann sich wohl auch länger hinausziehen.“

„Wie sonderbar ernst Sie das Alles sagen! Und wie traurig Sie mich dabei ansehen —“

„Traurig? Ich?“ Und er versuchte zu lächeln. „Dann kann es nur sein, weil ich daran denke, wie lange ich nun nicht mehr Gelegenheit haben werde, Sie zu sehen.“

Ein liebliches Erröthen huschte über das Gesicht des jungen Mädchens. „O, Sie brauchen nicht immerfort zu arbeiten — Sie haben ja noch keine Familie,“ scherzte sie, „Sie können sich schon ab und zu einmal Urlaub nehmen, mich besuchen, Herr Doktor —“

Aber da er noch immer traurig aussah, fragte sie ängstlich: „Haben Sie mir auch die Wahrheit gesagt?“

Er nickte stumm Bejahung.

„Bitte, geben Sie mir Ihr Wort, Herr Doktor!“

Und er gab sein Wort. Ach, wenn sie es verlangt hätte, würde er geschworen haben! Einen Meineid! Aber — was sollte er thun?

Sein Wort beruhigte sie und sie wurde wieder heiter. „Denken Sie nur, Herr Doktor, wir tanzen heute!

Drüben, in Tantes Scheune! Es wird sehr ländlich sein, aber auch sehr lustig!"

Wieder wurde ihm seltsam zu Muthe. Ihr Vater im Gefängniß, jenseits jener Grenze, von wo man nicht zurückkehren kann in die Gemeinschaft anständiger Leute! Der Vater ein Ausgestoßener und sie — sie tanzte hier!

Durfte er dazu schweigen? Durfte er das zugeben? Man mußte ihr wenigstens eine, wenn auch noch so leise Andeutung geben. Aber er sah im Geiste schon, wie sie ihn angstvoll anblickte, wie ihre Augen sich mit Thränen füllten. Nein, es durfte nicht sein!

Sie sah ihn an mit ihrem reizenden kindlichen Lächeln. „Da kommt schon die Musik! Sie tanzen doch auch mit, nicht wahr, Herr Doktor?"

„Ja, Fräulein Ella — ja, ich tanze mit Freuden!" stammelte er.

Drüben, auf einer Anhöhe, die das Thal beherrschte, standen die Wirthschaftsgebäude, darunter auch eine große Scheune. Inmitten derselben war die blumenbekränzte Kelter aufgestellt. Laubgewinde, auch einige Fahnen und Schützenscheiben an den Wänden, an deren einer eine kleine Bühne errichtet war für das Orchester.

Kontrabaß und Klarinette dominirten in diesem unharmonischen Quartett; nur selten einmal rang sich die Geige durch das Gebrumm und Gequieke.

Aber besser schlechte Musik als gar keine, dachten die braven Landleute. Und als Dahlmann mit Ella auf dem Tanzplatze erschien, da schwang man sich schon nach den Klängen dieser Musik, daß der Boden erdröhnte.

Sollte der Doktor wirklich mit Ella tanzen?

Ein unerwarteter Zwischenfall entband ihn von dieser denn doch peinlichen Nothwendigkeit.

Während der eben eingetretenen Tanzpause entstand eine kleine Bewegung. Eines der hübschesten Mädchen,

eine vielleicht ein wenig ärmlicher als die Anderen gekleidete, aber auch in ihrer Einfachheit niedliche Blondine, die dem Doktor schon vorher aufgefallen war, weil es ihm schien, als habe sie rothgeweinte Augen, verabschiedete sich und schritt zum Ausgange der Scheune. Ein stattlicher Bursche, mit reichlichen Silberknöpfen an der rothen Weste, schielte nach ihr hin, blieb aber und ließ sie allein gehen. Doch sah er trotzig und finster aus.

Mit glühenden Wangen trat Ella zu Dahlmann. „Das arme Mädchen," rief sie, noch ehe sie ihn erreicht hatte, „denken Sie nur: ihr Vater ist gestern wegen Wildfrevels verhaftet worden — es sind ganz arme Leute — der Mann ist lahm und mit der Arbeit mag es ihm nicht leicht werden! Ist es nicht schlecht von dem Burschen — ja, der da ist es! — daß er das Mädchen deshalb verlassen will? Wilddieberei — ich meine, das ist doch kein so arges Vergehen bei armen Leuten, die fast gar nicht in die Lage kommen, ein Stückchen Fleisch in den Topf zu stecken! Und vor Allem ist doch das arme Mädchen ganz unschuldig daran! Ich kenne sie — sie ist brav und fleißig — was kann sie für das Unrecht ihres Vaters? O, wie gerne würde ich ihm sagen, daß er feige und erbärmlich handelt, daß Derjenige noch nicht schuldig ist, oder doch noch nicht verdammenswerth, noch nicht verächtlich sein muß, der vor dem Gesetze sich strafbar gemacht hat. Sind Sie nicht auch dieser Meinung, Herr Doktor?"

Das war ein Wink des Schicksals! Nicht umsonst hatte Ella, das tändelnde Kind, diese hochherzigen Worte gefunden.

Er faßte, gleichsam einer höheren Eingebung folgend, mit energischem Griffe ihre Hand: „Bitte, kommen Sie hinaus, Fräulein Ella," sagte er leise und dennoch fest, „Sie sollen meine Meinung erfahren!"

Sie traten hinaus in die milde, sommerlich weiche

Nacht. An dem tiefblauen, vollbesternten Himmel leuchtete die blaßgoldige Mondessichel. Die Weinberge ringsum lagen verödet in tiefem Dunkel. Nur unten in der Thalsohle, wo sich das große, wohlhabende Dorf hinzog, blitzten aus den weinumlaubten Fenstern fast ebensoviel Lichtchen auf, während die Häuser selbst kaum zu erkennen waren.

Bello tänzelte fidel zwischen ihnen einher.

Und Dahlmann zog das erwartungsvoll zu ihm aufblickende Mädchen an sich — sie widerstrebte nur schwach.

„Ella,“ begann er nun mit bewegter Stimme, „Ella, seien Sie stark, mein Kind! Ein großes, schweres Unglück ist Ihrem armen Vater widerfahren! Unschuldig-schuldig ist er verurtheilt worden — ganz so, wie Sie es vorhin sagten. Ich aber, ich will treu zu Ihnen halten — will es mit Ihnen tragen! Wenn Sie mir nur vertrauen wollen!“

Sie schrie erst vor Schrecken auf — schmiegte sich aber dann vertrauend an ihn.

Und auch Bello sprang an ihm empor. —

Der Liebe war es gelungen, für sie den furchtbaren Schlag abzumildern, und ihm hatte die Liebe Kraft gegeben, alle Bedenken zu überwinden.

* * *

Leopold Dahlmann befand sich auf der Heimreise — ein glücklicher Mensch! Ja, die freundliche Landschaft, die nun wieder an ihm vorüberglitt, hatte jetzt einen neuen Reiz. War sie vorgestern reizend und lieblich gewesen für die Anderen, so erschien sie es heute auch für ihn.

Mit schwer beklommenem Herzen hatte er die Fahrt angetreten; froh, trotz seiner Liebesfesseln als ein glücklicher, ein freier Mann kehrte er heim, und als solcher wollte er mit den Dingen kämpfen, bis er ihrer völlig Herr geworden.

Auch sein Plan war nun schon entworfen, stand klar und fest vor ihm in allen seinen Einzelzügen.

Vor Allem galt es, den Vater Ella's freizumachen.

Und da mußte denn dem Rechtsanwalt, der jetzt auf der langen Heimreise Zeit genug zum Nachdenken fand, von Neuem die Frage aufsteigen: weshalb wehrte sich dieser kränkliche und in besten Verhältnissen lebende Mann dagegen, daß man die Mittel zu seiner Befreiung ergriff? Unmöglich konnte doch die Reue über das, was er gethan hatte, so tief gehen, daß sich bei einem sonst verständigen Menschen das Verlangen nach Buße, nach Entsühnung daraus ergab! Denn Bolten hatte ja wirklich nicht in gewinnsüchtiger Absicht gehandelt; es war ihm gewiß ebensowenig in den Sinn gekommen, irgend wen zu schädigen, zu benachtheiligen. Ja, es ließ sich annehmen, daß, wenn die allerersten behördlichen Maßnahmen in der unseligen Hundegeschichte sich gegen ihn selbst gerichtet hätten, daß er dann ohne Weiteres zugestanden haben würde: „Ich bin's gewesen! Ich habe mir nichts dabei gedacht — ich bin schuldig!“ Aber man war gegen sein einziges Kind eingeschritten. Und nun leistete er Widerstand, suchte er nach Auswegen, die ihn dann auf die Anklagebank geführt hatten!

Mochte nun auch sein Thun ihm heute selbst verwerflich erscheinen — hatte er es nicht schon allzu schwer gebüßt durch die Pein der Untersuchungshaft, durch die Martern der Verhandlung und Verurtheilung? Und er sollte noch Schwereres, ja, fast Unerträgliches auf sich nehmen wollen?

Merkwürdig! Unerklärlich!

Aber vielleicht war diese für einen Dritten vollkommen unbegreifliche Regung ein Rückfall in jene Nervenkrankheit, die Bolten schon einmal ergriffen hatte? Gewiß, nur ein nervös Ueberreizter, nur Einer, der nahe daran war, wahnsinnig zu werden, konnte sich der Befreiung aus dem Gefängnisse — einer Befreiung auf gesetzlichem Wege widersetzen! Und stand erst diese Voraussetzung einmal fest, so war auch für den Sachwalter Wilhelm Bolten's sein Verhalten vorgezeichnet.

„Mein Mandant,“ so sagte sich Doktor Dahlmann, „ist

nicht ganz zurechnungsfähig; er ist es wenigstens nicht in dem Umfange, daß ich, der überdies um seine Tochter werbe, nicht das Recht, ja die Pflicht hätte, für ihn einzutreten. Ich werde noch einen Versuch machen, ihn zur Unterzeichnung des Gnadengesuches zu bestimmen; bleibt er auch seinem künftigen Schwiegersohne gegenüber bei seiner Weigerung — nun, so handle ich einfach auf Grund der Generalvollmacht, die er mir gegeben hat!"

Wie gut war es, daß Ella noch nicht Alles wußte! Dahlmann hatte ihr gesagt — was ja in gewissem Sinne auch der Wahrheit entsprach, daß das Verfahren noch nicht endgiltig abgeschlossen sei, daß man noch hoffen dürfe, den Vater retten zu können.

Und diesmal glaubte ihm Ella ohne Rückhalt. Ach, sie blickte so zuversichtlich, so ganz hingebungsvoll zu ihm auf, daß es ihn mit beglückendem Stolz erfüllte.

Ja, er hatte die harte Lehre, die ihm der Onkel ertheilt, sehr wohl begriffen, er war aus einem leichtfertigen Knaben ein Mann geworden, dem man mit gutem Recht vertrauen durfte.

Nun erst begann er, sich wieder mit sich zu beschäftigen. Und da fiel ihm ein, was er unter anderen Umständen gewiß nicht einen Augenblick vergessen hätte: Ende dieses Monats wurde er dreißig Jahre alt. Ein bedeutungsvoller Abschnitt für ihn! Was hatte ihm der Onkel zu sagen? Gleichviel, was jener geheimnißvolle Brief auch enthielt — was der Onkel damit erreichen wollte, war zu schöner Wahrheit geworden. Er, Leopold, stand fest auf den eigenen Füßen! Und aus eigener Kraft wollte er sich jetzt den höchsten Preis erkämpfen!

5.

Dahlmann's erster Weg am Morgen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt führte in das Gefängniß.

Er war heute früh schon in peinlicher Weise daran

erinnert worden, daß er der Sachwalter Wilhelm Bolten's war. Ein Kollege, der Vertreter eines Bankiers, gegen welchen Bolten wegen einer nenneswerthen Summe prozessirte, hatte bei Dahlmann angefragt, ob dieser auch ferner noch das Mandat des bestraften Bolten zu behalten gedenke.

Das war bezeichnend für die geltenden Auffassungen.

Natürlich hatte er die Frage mit kurzem, energischem „selbstverständlich!" beantwortet. Wollte er doch viel mehr für den Verurtheilten thun, als nur seine Prozesse fortführen.

Wilhelm Bolten war noch nicht an die Strafanstalt ausgeliefert worden. Erstens hatte sein Anwalt zu den Akten die Erklärung abgegeben, daß er innerhalb einer Woche das Gnadengesuch einreichen werde; dann aber auch hatte sich der Gesundheitszustand des Verurtheilten plötzlich sehr verschlechtert. Eine lähmende Schwäche hatte den noch nicht Fünfzigjährigen befallen. Schließlich hilft alle moralische Kraftanstrengung nicht — über ein gewisses Maß hinaus fügt sich der Körper nicht. Und Wilhelm Bolten konnte wenig mehr von der Gefängnißkost genießen, als hier und da eine Suppe. Ueberdies hatte dieses stumme Ertragen seines Unglücks, dieses Verbeißen seines Schmerzes nicht geringe Anforderungen an seine Kräfte gestellt.

Leopold erschrak, als er den Mann wiedersah. Die kaum vier Tage hatten ihn fast zu einem Greise gemacht.

Als man ihn jetzt in das Zimmer des Oberinspektors führte, mußte er sich auf den Beamten stützen. Sein Gesicht war farblos und eingefallen; graue Bartstoppeln ließen es gänzlich verändert erscheinen.

„Was haben Sie meinem armen Kinde gesagt?"

Mit dieser, wie in Todesangst hervorgestoßenen Frage schnitt Bolten alle Einleitungen ab, die Dahlmann sich so schön zurechtgelegt. Man hatte die Beiden allein gelassen. Das Strafverfahren war beendigt — hier war ein gebrechlicher Mann und dort ein Advokat, den seine

Amtsehre davor schützen würde, etwas Unerlaubtes zu begehen.

„Ihre Tochter ist gefaßt und ruhig. Sie wäre gern hierher gekommen, wenn ich sie nicht daran gehindert hätte. Und wenn nun auch Sie, Herr Bolten, sich zur Ruhe zwingen, wenn Sie mich anhören, wenn Sie beherzigen wollten, was ich Ihnen zu sagen habe — Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen würden!"

„Mein lieber junger Freund, ich weiß, was Sie mir sagen wollen! Daß ich Ihnen als ein Narr erscheine, ein Kind, ein Wahnsinniger, mit meiner Weigerung! Vielleicht auch wollten Sie mich daran erinnern, daß ich mit meinem für Sie unfaßbaren Entschluß am schwersten mein armes, schuldloses Kind treffe. Aber Sie thäten mir Unrecht, wenn Sie meinen, ich hätte mir das nicht schon selbst gesagt. Freilich hatte ich einen Augenblick die thörichte Hoffnung, daß sich mein Geschick erfüllen könnte, ohne daß Ella davon Kenntniß bekäme. Aber das scheint doch wohl nicht möglich. Und das ist vielleicht die schwerste aller Strafen, die mich treffen konnte."

Die Stimme versagte ihm. Aber nach kurzer Zeit nahm er wieder das Wort: „Ich weiß es wohl, mein lieber Freund, ich werde es nicht überleben! Wollen Sie auch dann sich meines Kindes annehmen?"

Doktor Dahlmann hielt sich nicht länger. „Nein — nein," rief er, „ich kann, ich darf es nicht dulden! Wenn also nicht die Rücksicht auf sich selbst, nicht der Gedanke an Ihre Tochter Ihren wirklich an Wahnwitz grenzenden Starrsinn zu brechen vermag, so hören Sie denn: Sie stürzen auch mich in namenlose Pein, wenn Sie meinem Rathe sich nicht fügen wollen, Sie machen auch mich elend, der Ihnen doch in Wahrheit ein treuer, ein ergebener Freund ist. Denn ich liebe Ella! Ich kann ohne sie nicht leben! Da ich aber, wie Sie wissen, vermögenslos bin, so darf

ich nicht daran denken, sie zu meinem Weibe zu machen — ich darf es nicht, trotzdem ich das Jawort des geliebten Mädchens besitze. — Herr Bolten, ich bin Rechtsanwalt — ich darf nicht die Tochter eines Mannes heirathen, der eine entehrende Strafe verbüßt. Ich müßte aber auch die Achtung vor mir selbst verlieren, wollte ich meinem Beruf entsagen, um fortan von dem Vermögen meiner Frau zu leben! Begreifen Sie nun endlich, daß Ihre Weigerung am allerhärtesten Jemanden trifft, der auch nicht in Gedanken an Ihrer Schuld betheiligt ist? Wollen Sie nun dieses Schriftstück unterzeichnen, das uns allen Dreien das Leben wiedergeben wird?".

Ganz starr vor Staunen hatte Bolten diesen leidenschaftlichen Ausbruch angehört. Jetzt plötzlich glitt ein heller Strahl über seine Züge, der Ausdruck seines Gesichtes wurde ein völlig veränderter, er streckte dem jungen Mann die Rechte entgegen und zog ihn nieder auf einen der beiden Sessel, die inmitten des Zimmers standen.

„Mein Freund," rief er, „Sie haben mir das Leben wiedergegeben. Ich werde unterzeichnen! Vorher aber hören Sie mich an — unterbrechen Sie mich nicht, denn ich fühle es: was ich auf dem Herzen habe, muß in einem einzigen Zuge herunter, wenn ich nicht ersticken soll! Ich bin viel schuldiger, als ein Mensch ahnen kann!"

Maßlos erstaunt horchte Doktor Dahlmann auf. Was er jetzt erfahren sollte — hing es mit der Meineidsgeschichte irgendwie zusammen? Wußte er, der selbst die Vertheidigung geführt, nicht Alles, oder gab es da noch ein Geheimniß? Oder hatte Ella's Vater noch Schwereres auf dem Gewissen? Sollte vielleicht der Schleier gelüftet werden von jener düsteren Geschichte, auf die der Staatsanwalt hingewiesen hatte?

Er war so betroffen, so bestürzt, daß er nicht ein Wort fand, den erregten Mann zu beruhigen.

Und wie ein Strom löste es sich von Bolten's Seele.

Er begann damit, von seiner Stellung im Hause des verstorbenen Soberski zu sprechen. Wie er anfangs, auch noch in den ersten Jahren seiner glücklichen Ehe, keinen anderen Wunsch genährt habe, als daß ihm die wohlwollende Geneigtheit seines Brodherrn erhalten bleiben möge. Aber dann war ein Tag gekommen, wo er und die Seinen die Noth kennen lernten. Die wirkliche Noth, trotzdem er arbeitete, was seine Kräfte hergeben wollten. Soberski, der selbst namenlos verbittert war, hatte es ihm nie verziehen, daß er geheirathet, daß er eine Familie begründet hatte. Alle Vorstellungen, alle Bitten, alle Hingabe konnten den starren Sinn des immer menschenfeindlicher sich gebenden alten Herrn nicht beugen.

„Drei Kinder hatte ich und ein Monatsgehalt von fünfundsiebzig Mark! Vor meiner Verheirathung war ich nur mit sechzig Mark bezahlt worden! Und ich sah meine Kinder hinsterben, weil es ihnen an Pflege fehlte. Ich sah mein armes Weib hinsiechen, weil sie neben der Wirthschaft noch Kommißhemden nähte. Jahre habe ich es getragen. Wie oft gab ich vor, keinen Hunger zu haben, wie oft heuchelte ich irgend ein Unwohlsein, damit, was da war, für die Meinen hinreichte. Und dann schlich ich mich des Nachts hinaus in die kleine, dunkle Küche, griff nach einem harten Brodrest, um den knurrenden Magen für kurze Zeit zur Ruhe zu bringen. Ich fand aber auch nicht den Muth, den Posten aufzugeben. Auch meine Frau beschwor mich immer von Neuem, zu bleiben. Sie hoffte fest auf ein ansehnliches Legat beim Tode des alten Soberski. Wir hatten das verdient — es war kein Geschenk — es war die Pflicht des alten Mannes, uns zu entschädigen. Sollten wir den schwer verdienten Lohn langer Jahre dahingeben? Also ich blieb. Aber ich gerieth in eine furchtbare Lage. Zuerst versetzte, dann verkaufte ich das nur irgendwie Entbehrliche. Wieder einmal versuchte ich's mit einer Bitte bei

Ihrem Onkel — er drohte mit Entlassung. Natürlich hatte ich auch Schulden gemacht — Schulden, die mich um so mehr peinigten, weil ich sie geheim halten mußte. Ach — ich könnte reden bis zum Abend, wollte ich Ihnen ein Bild des Elends geben, unter dem wir litten. Ella war fast zehn Jahre alt — sie ging zur Schule, brauchte anständige Kleidung, Bücher, Schulgeld, und wir hatten kaum noch Brod. Vielleicht wäre trotz alledem das Gräßliche nicht über mich gekommen, wenn nicht eine neue Last mir bevorstand. Wir erwarteten Familienzuwachs! O, mein junger Freund, Sie wissen nichts von wirklicher Noth! Ein Mensch allein — ein Mann — kann sich immer durchschlagen! Ein Stück Brod, eine Lagerstätte, ein Rock auf dem Leibe — und er kann auch dabei froh und zufrieden sein. Aber ein krankes, hinfälliges Weib und Kinder! Diese leiden, hungern sehen — das macht zur Bestie!

Tausend schlechte Gedanken hatte ich schon abgeschüttelt. Ich wollte das Vertrauen des alten Herrn irgendwie mißbrauchen, ihn betrügen, eine Fälschung begehen — was weiß ich? Immer wieder überwand ich es.

Eines Abends jedoch überkam es mich wie Raserei! Ich wollte und mußte mir Luft schaffen — um jeden Preis! Zum ersten Male in meinem Leben trank ich. Ich wußte ja, wo unsere Arbeiter ihre Vorräthe versteckt hielten. Und mit siedendem Blut, mit wirrem Kopfe unternahm ich es, Herrn Soberski zu bestehlen. Ach, nur einmal wollte ich frei athmen können, wollte die drückendsten Schulden bezahlen, das Nothwendigste für meine Frau beschaffen und nur für kurze Zeit die Kinder versorgt haben — weiter dachte, weiter empfand ich nichts. Und ich drang Nachts in das Schlafzimmer Soberski's. Ich wußte genau Bescheid. Dort auf dem Nachttisch lag der große Schlüsselbund — dem Bette gegenüber stand der Geldschrank. Ein einziger Griff in diese mit Gold gefüllte Kasse, und ich war gerettet.

Wirklich gelang es mir, die Schlüssel zu erfassen. In diesem Augenblick aber schlug Bello, der kleine Hund, der vor Herrn Soberski's Bette schlief, laut bellend an. Ich wandte mich zur Flucht — ich hörte, wie der alte Herr sich schnell erhob — der Hund sprang kläffend hinter mir her, bis ich, um ihn abzuwehren, mit den großen Schlüsseln nach ihm schlug. Bei seinem Schmerzensgeheul mußte ich mich umdrehen. Da stand inmitten des nur von fahlem Mondschein beleuchteten Zimmers, hochaufgerichtet, Ihr Onkel. Drohend erhob er die Hand und stürzte gleich darauf, ohne einen Laut hervorgebracht zu haben, leblos zusammen!"

Der Doktor saß da, keiner Erwiederung fähig.

Aus der Erzählung Bolten's stieg ihm in unheimlicher Greifbarkeit die massige, breitschulterige Gestalt des Verstorbenen auf. Niemals in all' den Jahren hatte er sich des alten Herrn so deutlich erinnert wie eben jetzt. Wie in ihrem tiefsten Innern mußte diese felsenharte Natur getroffen worden sein von der Untreue Wilhelm Bolten's, daß sie darüber so jählings zusammenbrechen konnte! Er, der sich aller Welt abgewendet hatte, der ein hartherziger Geizhals geworden war — mußte er es nicht wie ein Gericht über sich kommen sehen, als er sich gerade da so schmählich getäuscht sah, wo er noch einmal voll vertraute?

Und andererseits — mußte sich nicht Bolten als der Mörder Soberski's fühlen? Der Doktor that in diesem Augenblick einen tiefen Blick in die Geheimnisse der Menschennatur: wie unmittelbar berühren sich gut und böse in ihr.

Aber er schwieg. Wilhelm Bolten war nicht zu Ende.

„Als ein Dieb hatte ich den verhängnißvollen Gang angetreten — als ein Mörder kehrte ich zurück. Und diesen seinen Mörder setzte der Verstorbene zu seinem Universalerben ein, weil er treu bei ihm ausgehalten hatte! Wie ein grausamer, blutiger Hohn stand mir meines Wohlthäters

letzter Wunsch Tag und Nacht vor Augen: ich sollte Bello bis an sein Lebensende treulich pflegen — Bello, den ich erschlagen hatte. Schlimmer als alle Strafen, die das Gesetz verhängen kann, lastete auf mir das Bewußtsein meiner Schuld. Vergebens sagte ich mir, daß ja der eine einzige Augenblick einer furchtbaren Verirrung nicht Alles auslöschen konnte, was ich gethan hatte, um — das Vertrauen und die Liebe dieses menschenfreundlichen Mannes mir zu erwerben; vergebens erinnerte ich mich, daß August Soberski ein Siebziger war, der auch ohne mein Dazwischentreten vielleicht in Kurzem gestorben wäre. Es war nicht abzuschütteln! Es hat mich Frau und Kind gekostet, mich in halben Wahnsinn gestürzt . . . Jahre mußten vergehen, bis ich wieder ruhiger werden konnte. Ich lernte wohl nicht vergessen, aber ich bemühte mich, guten Gebrauch zu machen von dem, was mir zugefallen war. Dabei behielt ich allezeit Sie im Auge, Sie, dem ich vorgezogen worden war! Und nun versuchen Sie es, sich die Wirkung auszumalen, die der Name ‚Bello' auf mich machte. Ich konnte, durfte ja nicht darüber sprechen. In mir aber hörte, wußte ich nur das Eine: das Schicksal mahnt Dich an Deine Schuld. Und ich beschloß, das Thierchen zu behalten um jeden Preis. Welchen Preis er mich schließlich kostet, wissen Sie. Aber auch das wissen Sie nun, daß ich kein Recht habe, mich der Strafe zu entziehen."

Erschüttert hatte Dahlmann zugehört. Er erhob sich jetzt. Da stand er nun, gewissermaßen ein höherer Richter als Jene, die diesen Mann hier schuldig gesprochen — in diesem Augenblick mächtiger sogar als Jener, dessen Gnade man für ihn anrufen wollte.

Und von der Größe dieser Aufgabe voll erfüllt, drückte er dem noch vor Erregung zitternden Bolten die Feder in die Hand. Der Engel der Liebe stand zu seiner Seite und hieß ihn milde richten.

„Unterschreiben Sie — mein Vater!“ sagte er, und Wilhelm Bolten that nach seinem Willen.

* * *

Um eine der schmerzlichsten Erfahrungen seines Lebens reicher, verließ Doktor Dahlmann eben das Privatkabinet des Justizraths Lorenz, der es rundweg abgelehnt hatte, sein Trauzeuge zu sein.

Leopold hatte noch an demselben Tage, an welchem er das Gnadengesuch überreicht, die erforderlichen Schritte zu seiner Verheirathung mit Ella Bolten gethan. Ihr selbst hatte er geschrieben, der Vater wünsche, seines leidenden Zustandes halber, daß man sowohl von einer öffentlichen Verlobung wie auch von der üblichen Wartezeit absehe. Unverzüglich war ein reizender Brief von Ella eingetroffen. Sie habe sich nun einmal in seine Hand gegeben, schrieb sie, es ginge ihr, wie dem Vater, der ja auch sein ganzes Vertrauen in ihn, den Rechtsanwalt setze. Wenn sich nun wohl auch seine Fehler noch herausstellen würden, so müsse sie doch mit allem Nachdruck darauf hinweisen, daß auch sie nichts weniger als ein Engel sei. Und so würden sie um so gewisser miteinander auskommen, als ja des guten Vaters Segen sie geleite. Freilich müsse der Bräutigam sie nehmen, wie sie gehe und stehe; dafür dürfe er denn auch helfen, Mancherlei für die Ausstattung mit aussuchen. Vor Allem möge er sorgen, daß der Vater wieder gesund und froh werde. Dann — dann sollte er nur rufen! In einem Postskriptum hieß es: „Ein Plätzchen für meinen Bello darf ich mir wohl erbitten? Er ist es ja doch, der uns zusammengeführt hat!“

Dahlmann eilte aber noch aus einem anderen Grunde, als weil Ella's Vater dies wünschte. Er war mit sich darüber klar geworden, daß es kleinlich wäre, zuvor Bolten's Begnadigung abzuwarten. Daß diese erfolgen würde, war ja nicht zweifelhaft; aber er mochte auch nicht den Gedanken

aufkommen lassen, als wären seine Entschließungen jetzt noch davon abhängig. Im Gegentheil: er war sogar für den Fall gewappnet, daß der König das Gesuch ablehnen würde. Dann wollte Dahlmann freiwillig auf seine Stellung verzichten und einen anderen Lebensberuf ergreifen.

Er hatte wenig Verkehr. So wandte er sich an einen wohlwollenden, väterlichen Freund, an den Justizrath Lorenz, stellte diesem die ganze Sache vor — natürlich unter Verschweigung der düsteren Vorgeschichte — und bat, Jener möchte der standesamtlichen Handlung als Zeuge beiwohnen.

Aber Lorenz hatte, wie gesagt, entschieden abgelehnt.

„Was Sie für ein Vorurtheil halten, mein junger Freund," sagte Lorenz, „ist tief in unserer Gesellschaftsordnung begründet. Vielleicht mit Unrecht, aber dagegen kann und darf ein Einzelner nicht ankämpfen. Und thut er es, so unterliegt er eben. Ich für mein Theil, ich muß die außerhalb des Berufs liegende Berührung mit einem Bestraften vermeiden, weil eine solche Privatberührung mich in Gegensatz bringen müßte zu dem, was heute für Recht gilt und was auch ich für Recht halte. An dieser meiner Auffassung ändert es auch nichts, ob Ihr Mann begnadigt wird oder nicht. Verurtheilt ist er in jedem Falle, und diesen Makel kann ihm in einem Lande, in welchem es unabhängige Richter gibt, keines Königs Gnade abwischen!"

Und Dahlmann machte noch einen zweiten Versuch. Er fragte seinen Bureauvorsteher, ob er ihn und die Tochter Wilhelm Bolten's auf das Standesamt begleiten wollte.

„Der Herr Rechtsanwalt werden ja nach dieser Heirath doch die Praxis aufgeben," meinte der subalterne Beamte in naivem Egoismus, „und da möchte ich schon lieber vorher, zum Ersten, um meine Entlassung gebeten haben!"

So also stand es um die Rechtsauffassung der Welt! Diese Welt konnte in intimstem Verkehr verbleiben mit einem notorischen Schurken — so lange nur dieser Schurke



nicht vor Gericht gestanden, so lange er nur nicht bestraft worden war! Alle Schlechtigkeit, alle Gewissenslast, die Einer mit sich herumschleppte, alle Härte und Niedertracht, deren er fähig war, machten ihn nicht unbrauchbar für diese Gesellschaft. Wehe aber, wenn irgend eine Regung — und wäre es auch die edelste! — ihn in Widerspruch brachte mit dem Gesetz! Dann strafte man ihn — weil er bestraft worden war!

Nein — dieser Gesellschaft war er keine Rücksicht schuldig! Mochten denn der Diener des Standesamtes und irgend ein Portier seine Zeugen sein! Am 2. November würde er die Tochter des Verurtheilten heirathen.

* * *

Der Monat war zu Ende gegangen, noch ehe von höchster Stelle her über das Gesuch des Verurtheilten eine Entscheidung getroffen war. Bolten befand sich im Gefängnißhospital.

Doktor Leopold Dahlmann aber, der heute sein dreißigstes Lebensjahr abschloß, stand an diesem Tage vor einer anderen, fast nicht minder wichtigen Entscheidung.

Er pflegte sonst nicht eben Werth auf die Feier seines Geburtstages zu legen. Außerhalb der Familie aufgewachsen, hatte er jene schöne Sitte gar nicht kennen gelernt, welche je einmal im Jahre ein einzelnes Familienglied sozusagen in den Mittelpunkt des Ganzen stellt. Auch seit er sich selbstständig gemacht, hatte sich kaum Gelegenheit geboten, die Wiederkehr seines Geburtstages irgendwie festlich zu begehen.

Diesmal aber war ihm denn doch feierlich zu Muthe. Wenn er sich den Onkel vorstellte, besonders nach der ergreifenden Erzählung Bolten's, mußte er sich sagen: es konnte nichts Geringes sein, keine bloße Laune, was diesen in sich abgeschlossenen Charakter bestimmt hatte, so zu handeln, wie er gethan. War er sich doch bewußt, dem Onkel

immer Dankbarkeit, Ehrerbietung, Gehorsam entgegengebracht zu haben. Nur in dem einen, freilich entscheidenden Punkte hatte der Jüngling sich ihm nicht fügen können. Seinen Jugendtraum, dermaleinst als ein Hüter und Wahrer des Rechtes zu wirken, wollte er nicht mit eigener Hand zerstören.

Nun hatte der Rechtsanwalt aus der Hand der zuständigen Behörde jenen verschlossenen Brief in Empfang genommen, welchen Soberski für ihn hinterlegt.

In festen, steifen, großen Buchstaben stand auf dem Umschlage:

„Dem Sohne meiner Stiefschwester, dem Juristen Leopold Dahlmann, geboren am 30. Oktober 1855, auszufolgen an seinem dreißigsten Geburtstage, wenn er bis dahin — ausweislich seiner Personalakten — in keinerlei Konflikt mit dem Gesetz gerathen sein wird."

Ein amtlicher Verschluß war dem Siegel des Erblassers beigefügt.

Zwei Papiere entfielen der Hülle. Leopold schlug das erste auseinander: ein Schreiben vom Onkel. Es lautete:

„Ich habe Dich hindern wollen, ein Diener des bestehenden Rechts zu werden, weil eben dieses Recht mich zu einem einsamen, glücklosen Menschen gemacht hat. Auch ich bin einmal jung gewesen, jung und hoffnungsfroh. Ich habe auch geliebt, wie nur Einer zu lieben vermag. Aber ich durfte das Mädchen meines Herzens nicht heirathen, weil ihr Vater einmal in strafwürdiger Verblendung gegen das Gesetz gefehlt hatte. Was er gethan, das ließ man nicht ihn allein, sondern auch die Seinen büßen: sie waren gerichtet, weil er Strafe erlitten!

Eine Rechtsverfassung aber, die das herbeiführt, halte ich für hart und schlecht — ich wollte ihr keine frische Kraft zuführen!

Bist Du nun doch ein Mann des Rechts geworden und

bist bis zu diesem Tage noch immer nicht zu meiner Meinung gelangt, so will ich mich bescheiden, und Dir soll zufließen, was ich heute für Dich bei der Reichsbank Zins auf Zins hinterlege.

Wenn aber auch Dir Zweifel gekommen sind darüber, ob in unserem Rechts- und Gesellschaftsleben nicht ein arges Mißverhältniß besteht zwischen Vergehen, Strafe und Nachwirkung dieser Strafe, dann wünschte ich von Herzen, daß Du Deinem Beruf entsagtest, um mit Deinem Erbtheil in der Dir geeignet erscheinenden Weise zu Gunsten der Kinder von Bestraften zu wirken.

In jedem Falle wird es Dir zu statten kommen, daß Du bis zu diesem Tage auf Dich selbst gestellt warst. Du bist ein Mann geworden: entscheide selbst.

Soberski."

Noch ehe Leopold das zweite Papier geöffnet, stand sein Entschluß fest: er würde seine Praxis aufgeben. Aber er glaubte zu träumen, er traute seinen Augen nicht, als er jetzt sah, wie großherzig der Onkel an ihm gehandelt hatte!

In seiner Hand hielt er einen Depotschein über eine runde halbe Million. Der Onkel hatte damals sein Vermögen in zwei gleiche Hälften zerlegt und die eine für seinen Neffen bestimmt.

Konnte der unerwartet große Besitz den jungen Mann auch nicht entschädigen für manches Schmerzliche, was er in diesen Tagen erlebt, so würde er ihn doch in den Stand setzen, künftighin nur noch seinen Idealen zu leben — seinen und des Onkels!

Beglückt und stolz wollte er das Gerichtsgebäude verlassen, als er eben von einem Schreiber angerufen wurde.

„Herr Doktor — eine wichtige Nachricht: Bolten ist begnadigt."

* * *

Mit aller Vorsicht wurde der schwerkranke Bolten aus

dem Lazareth des Gefängnisses in seine Villa überführt. Die Aerzte gaben keine Hoffnung: der Kranke hatte nur noch Tage zu leben.

Der telegraphisch herbeigerufenen Tochter eilte Doktor Dahlmann einige Stationen weit entgegen, um sie schonend vorzubereiten. Aber sie hatte schon aus seinen Briefen schließen müssen, wie schlimm es daheim stehe. Nur Eines lag ihr auf der Seele: sie konnte sich einer gewissen Ahnung nicht erwehren, als ob sie selbst nicht völlig schuldlos wäre an dem Unheil, das den Vater betroffen, und als dessen Folge die Erkrankung anzusehen war.

Vorsichtig entschloß sich ihr Verlobter, ihr anzudeuten, daß die eigentlich widerrechtliche Besitznahme des Hündchens den Anlaß zu allen weiteren Komplikationen gegeben.

Und nun trat sie ihm mit einer Bitte nahe. Man kam auf der Heimkehr durch Neustadt. Dort sollte Leopold auf dem Bahnhofe einen verläßlichen Mann ausfindig machen, der ihren kleinen Liebling seinem rechtmäßigen Besitzer zuführte.

Wilhelm Bolten bedurfte des ganzen Restes seiner sichtlich schwindenden Kräfte, um am nächsten Tage die Hände seiner Kinder ineinander zu legen.

Er litt keine Schmerzen. Nur ein allmäliges Hinschwinden war es, dessen Zeugen die jungen Leute sein mußten.

Und Eines erlebte er noch: daß am Abend dieses Tages Meister Hermes kam und mit eigener Hand das Hündchen wieder brachte. Das Thier wollte nicht bei ihm bleiben — Herr Bolten hätte ja auch so schwer seinetwegen gelitten — mochte seine Tochter es nun behalten.

Und Bello schien zu begreifen, daß hier der Todesengel nahe war. Er lag still und regungslos vor dem Bette Wilhelm Bolten's.



Die „Siebenhügelstadt“ an der Moldau.

Eine Wanderung durch Prag. Geschildert von **W. Kersten.**

Mit 13 Illustrationen.

Als nach dem Einzuge Friedrich's von der Pfalz als erwählten Königs von Böhmen am 31. Oktober 1619 seine Gemahlin, Elisabeth von England, aus den Fenstern der Hofburg auf das zu ihren Füßen sich ausdehnende Prag schaute, da rief sie, hingerissen von diesem Anblick, aus: „Das ist eine wahrhaft königliche Stadt!“ Besonders häufig hat der Eindruck der böhmischen Metropole, zu deren bemerkenswerthesten Punkten wir unsere Leser zu führen gedenken, zu Vergleichen mit anderen berühmten Städten angeregt.

Nach dem Vorgange des bekannten Humanisten Konrad Celtes hat man es sehr oft mit Rom verglichen, und in der That umschließen seine Mauern, wie die der „Siebenhügelstadt“ an der Tiber, sieben Anhöhen. Jeder Fremde wird überrascht und hingerissen durch das malerische und ganz eigenthümlich fesselnde Bild der Stadt mit den vielen mittelalterlichen Gebäuden und Palästen, den zahlreichen Kirchen und Thürmen, die aus dem dichtgedrängten Häusermeer aufsteigen, und bei deren Betrachtung sich uns auf Schritt und Tritt große geschichtliche Erinnerungen aufdrängen, und dem mitten hindurchströmenden, von Inseln

unterbrochenen und von mächtigen Brücken überspannten Strome. Rings herum aber ziehen sich anmuthige Höhenzüge, und gewiß hat nicht leicht eine andere Stadt so viele Standorte aufzuweisen, von denen jeder noch einen schöneren, reicheren und großartigeren Anblick zu haben scheint, wie der andere.

Solche Punkte sind in erster Linie die Anhöhe von Lieben, die alte Farber- und Schützeninsel, die Brustwehr vor dem Hradschiner Schloß, aber am allerprächtigsten ist doch wohl das Gemälde der Stadt von dem 324 Meter



Prag vom Laurenziberg aus gesehen.

hohen Laurenziberge aus gesehen, der südlich vom Strahower Kloster gegen die Kleinseite zu steil abfällt. Dieser Anblick des zu unseren Füßen liegenden „goldenen Prag" ist unvergeßlich; bewundernd weilt unser Auge auf der Nikolauskirche, der Karlsbrücke, der Teynkirche, dem Rathhaus, auf den Palästen und Klöstern der Alt- und Neustadt und auf der Moldau mit ihren Schiffen und Flößen, ihren Mühlen und Wehren.

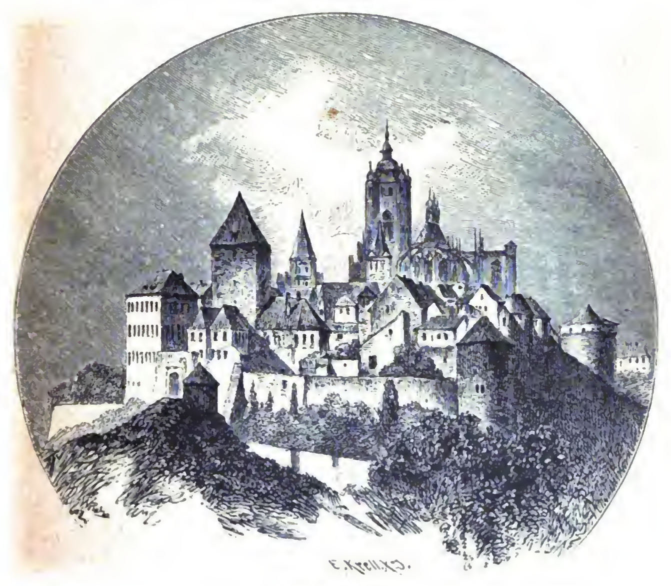
Zur Orientirung des Lesers sei vorausgeschickt, daß die Hauptstadt des Königreichs Böhmen, die nach Größe und Bevölkerung (mit Vororten und Garnison gegen 320,000 Seelen) die dritte Stadt der österreichisch-ungarischen Monarchie ist, aus sieben Stadttheilen besteht. Am rechten Moldauufer

ganz in der Thalsohle liegt die Altstadt, das Centrum des Verkehrs, welche die enge und winkelige Josephstadt einschließt. In einem weiten Bogen von Süden bis Osten wird dann die ganze Altstadt von der Neustadt umschlossen, die auf beiden Seiten bis zur Moldau reicht. Dieser von Kaiser Karl IV. angelegte Stadttheil hat breite Straßen und meist neuere Gebäude.

Ueber die Moldau, die gegenwärtig sieben Brücken aufzuweisen hat, gehen wir hinüber zur Kleinseite am linken Moldauufer, die an der Abdachung des Laurenziberges und des Hradschins liegt. Der letztere bildet wieder einen besonderen Stadttheil mit seinen Adelspalästen und Amtsgebäuden, der größtentheils von Beamten und kleinen Gewerbsleuten bewohnt wird. Als neue Stadttheile sind endlich noch der Wyschehrad im Süden der Neustadt und der Fabrikort Holleschowitz-Bubna im Nordosten der Stadt einverleibt worden, an deren Peripherie sich dann die Vorstädte Karolinenthal und Smichow, sowie eine größere Anzahl von Vororten anschließen.

Wundermärchen der Vorzeit knüpfen sich an die Gründung der altehrwürdigen Stadt, die von dem etwas weiter stromaufwärts gelegenen Wyschehrad, der Burg des weisen Krok und seiner Tochter Libussa, ausgegangen sein soll. Nach derselben Sage stammt der Name Prag daher, weil ein Arbeiter, den diese von Grillparzer verherrlichte Libussa mit dem Legen von Balken beschäftigt sah, von ihr befragt, was er da mache, geantwortet habe: „Prah“ (Schwelle), wovon die tschechische Bezeichnung der Stadt „Praha“ herrühre. Letztere ist aber weiblichen Geschlechts, das Wort „prah“ dagegen männlichen, weshalb man eine bessere Erklärung in dem Zeitworte praziti = brennen oder dörren gefunden zu haben glaubt. Darnach würde also Praha einen durch Abbrennen des Waldes freigemachten Platz bedeuten.

Als Gründungsjahr gibt der Chronist Hajek 723 n. Chr. an; für geschichtlich erwiesen darf gelten, daß neben den kleinen Burgflecken unter den beiden Vesten Wyschehrad und Prag, der jetzigen Hofburg, sich zeitig ein dritter Ort am rechten Moldauufer erhob, wohin sich Verkehr und Ge-



Der Hradschin.

werbe zogen — die heutige Altstadt, zuerst aber „Neustadt" genannt.

Im 11. Jahrhundert herrschte dort bereits ein schwungvoller Handel, und seit 1167 verband eine steinerne Brücke die Altstadt mit der Kleinseite. Ottokar II. organisirte Prag als Stadt, und schon damals galt es für eine der größten und schönsten Städte in ganz Europa. Seinen

höchsten Glanz aber erreichte es unter dem Luxemburger Karl IV. durch die Gründung der Universität (1348), der Neustadt und durch zahlreiche Bauten. In den Hussitenkriegen hatte die Stadt viel zu leiden, die mit Ferdinand I. dauernd an das Haus Habsburg kam. Sie erlebte dann aber eine neue Blüthezeit unter Kaiser Rudolf II., der auf dem Hradschin residirte, und unter dem zahlreiche Adelige in der Stadt Paläste errichteten. War sie unter den Luxemburgern eine Weltstadt gewesen, so galt sie damals als die Hauptstadt der Habsburgischen Lande, mußte diesen Rang aber seit Ferdinand II. an Wien abtreten. Die Stadt litt furchtbar im dreißigjährigen Kriege wie im österreichischen Erbfolgekriege, und hat sich erst unter der friedlichen Regierung Franz' I. und Ferdinand's I., der nach seiner Abdankung im Jahre 1848 bis zu seinem am 29. Juni 1875 erfolgten Tode auf dem Hradschin residirte, wieder aufgeschwungen.

Von dem Hradschin, dem Kapitol Prags, aus beginnen wir unsere Wanderung durch die Stadt. Den Mittelpunkt bildet der Hradschiner Platz mit der Mariensäule, an dem der erzbischöfliche Palast, das ehemalige gräflich Sternberg'sche Haus (gegenwärtig Idiotenanstalt), das fürstlich Schwarzenberg'sche Majoratshaus im altflorentinischen Style, das Karmeliterinnenkloster und das frühere Toskanische Palais, jetzt dem Kaiser Franz Joseph gehörig, liegen. Auf der Ostseite des Platzes erheben sich die ausgedehnten Gebäude der königlichen Hofburg, deren Gründung auf Libussa zurückgeführt wird.

Die böhmischen Regenten wohnten aber noch bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts mehr auf dem Wyschehrad; Ottokar II. that viel für die Burg auf dem Hradschin, dann aber verfiel sie, so daß Karl IV., als er nach Prag kam, erst in einem Privathause wohnen mußte, bis die Burg mit großem Aufwand und Geschmack restaurirt war.

1541 fiel sie einer Feuersbrunst zum Opfer, wurde aber von Ferdinand I. wieder aufgebaut und von Rudolf II. so prächtig hergerichtet, daß der Hradschin als das achte Weltwunder gepriesen wurde. Der Kaiser zog Gelehrte und Dichter an seinen glänzenden Hof, der für jene Zeit wie ein Musensitz erschien; im Hofgarten wurden die edelsten Pflanzen gezogen, und im Hirschgraben hegte man wilde und seltene Thiere. Auch großartige Sammlungen ließ Rudolf II. zusammenbringen, die im Jahre 1612 bereits auf 17 Millionen Gulden geschätzt wurden und eine Fülle von Kostbarkeiten enthielten. Daneben finden wir freilich auch sehr fragwürdige Stücke verzeichnet: die Mütze und Pantoffeln des Herzogs Premysl, des sagenhaften Gemahls der nicht minder sagenhaften Libussa; das Gebiß einer Sirene aus dem Aegäischen Meere; zwei eiserne Nägel aus der Arche Noah und dergleichen mehr. Unter Maria Theresia erfolgte dann abermals ein Umbau der Burg durch den Baumeister Anselm Luragho in den Jahren 1756 bis 1775.



Die Metropolitankirche zu St. Veit.

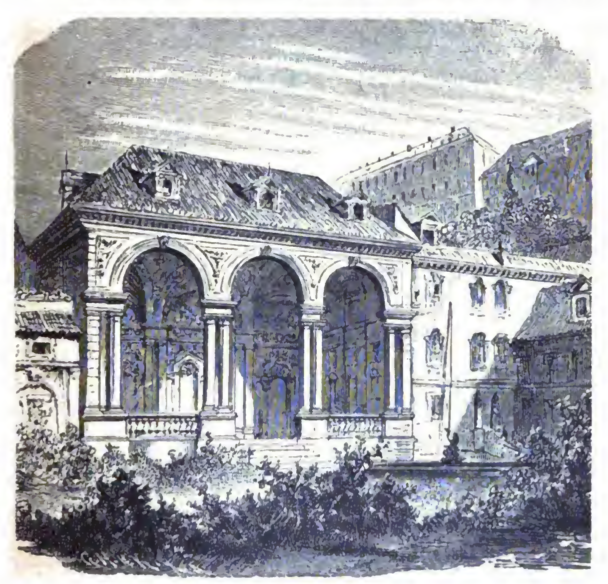
Die Burg umschließt drei Höfe, von denen der Fremde

zuerst den zweiten von der Staubbrücke her betritt; dann wendet man sich durch den 1614 von Scamozzi vollendeten Portalbau zum ersten Hof, der gegen den Hradschiner Platz durch ein Eisengitter mit Bildsäulen geschlossen wird. Diese Gebäudefront enthält die kaiserlichen Wohngemächer, die zuletzt Kaiser Ferdinand und bis 1884 noch dessen Wittwe, die Kaiserin Maria Anna, inne hatte; unten befindet sich die Burgwache. Hierauf geht es zurück und quer über den zweiten Hof in den dritten; in den anstoßenden Gebäuden ist der große gothische Huldigungssaal, von Wladislaw II. 1502 erbaut, sehenswerth; ferner der Landtagssaal und im zweiten Stock die historisch berühmte alte Landstube, aus deren Fenstern am 23. Mai 1618 die kaiserlichen Statthalter Slawata, Martinitz und deren Sekretär Fabricius kopfüber in den Wallgraben hinuntergestürzt wurden, was bekanntlich den eigentlichen Anlaß zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges abgab. In dem Garten, der sich jetzt an der Stelle des Wallgrabens befindet, sind zum Gedächtniß der Errettung der Statthalter, die, wie auch ihr Sekretär, mit dem Leben davonkamen, zwei Pyramiden errichtet; die Stube selbst enthält noch Möbel aus jener Zeit.

Eine Terrasse scheidet diesen dritten Hof von dem Dome oder der Metropolitankirche zu St. Veit, dessen Bau unter Karl IV. begonnen, aber unvollendet geblieben ist. Vollendet ist nur der durch Peter Arler von Gmünd 1385 fertiggestellte gothische Chor; der Thurm, vor dem Brande von 1541 noch 160 Meter hoch, hat jetzt nur noch 99 Meter und ist mit einem Haubendach abgeschlossen. Ein Dombauverein hat sich aber den Ausbau der Kathedrale zum Ziele gesetzt und fördert das pietätvolle Werk mit großer Energie. Von den zahlreichen Denkmälern im Innern ist hervorzuheben das königliche Mausoleum, das Rudolf II. 1589 durch A. Colins aus Marmor und Alabaster fertigen ließ,

im Mittelschiff und im Chorumgang das 2000 Kilogramm schwere silberne Grabdenkmal des heiligen Johannes von Nepomuk.

Hinter dem Dome erhebt sich die von Ottokar II. erbaute Allerheiligenkirche, daneben das Theresianische Adlig-



Wallensteinhalle.

Fräuleinstift und die uralte romanische St. Georgskirche mit dem Grabmal der heiligen Ludmila. An einer Reihe von Palästen vorbei gelangt man auf den Lorettoplatz, der nach einer Nachbildung der Casa santa in Loretto aus dem 17. Jahrhundert benannt ist. Dort liegt die große Franz Josephs-Kaserne, früher ein Palais der Grafen Czernin, an der vorüber uns der Weg zum Prämonstratenserstift Strahow führt. Es wurde 1140 vom Könige

Wladislaw I. gestiftet, stammt aber in seiner jetzigen Gestalt aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. In seiner

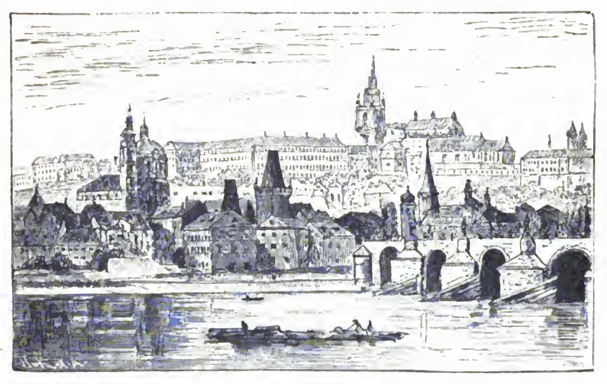


Die Kleinseitner Brückenthürme.

Kirche befindet sich die größte Orgel Böhmens, ein Denkmal des heiligen Norbert, Ordensstifters der Prämonstra-

tenser, und das Grabmal des bei Lützen gefallenen Grafen Pappenheim; auch die Gemäldegallerie in der Prälatur und die Bibliothek sind sehenswerth.

Von dem Stifte begeben wir uns zur Burg zurück, durchschreiten den ersten Burghof und das Burgthor, um dann rechts am Schloßgarten entlang bis zum Belvedere zu wandern, dessen Besuch nicht versäumt werden darf. Dies zierliche Lustschloß, ein Muster edler italienischer Re-



Kleinseite und Hradschin.

naissance, ließ Kaiser Ferdinand I. in dem Garten der Fürstenburg 1534 für seine Gemahlin Anna aufführen. Irrthümlich wird der Bau zuweilen als Tycho de Brahe's Observatorium bezeichnet, wenn auch Rudolf II. wohl zuweilen mit seinem Astronomen von dort aus die Gestirne beobachtet haben mag. Der große Saal des Belvedere ist in den Jahren 1850 bis 1856 mit Fresken aus der böhmischen Landesgeschichte geschmückt worden.

Unterhalb des Hradschin dehnt sich bis zur Moldau die Kleinseite aus mit acht Plätzen, darunter der Kleinseitner Ring oder Stephansplatz mit dem 1858 auf seiner Südseite

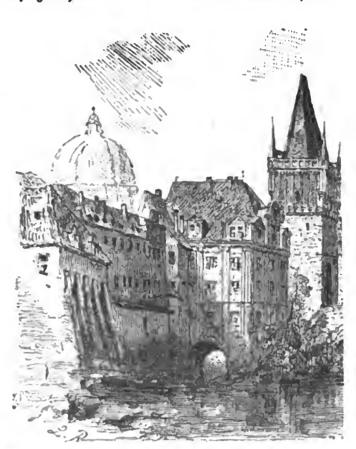
errichteten Radetzky-Denkmal. Westlich liegt das Generalkommando und die 1673 bis 1752 erbaute St. Nikolauskirche mit ihrer majestätischen Kuppel. Von der Nordostecke dieses Platzes führt uns die Thomasgasse an der Thomaskirche vorüber zum Waldsteinplatze, an dem sich die ehemalige Residenz des Friedländers erhebt: das imposante gräflich Waldstein'sche Palais, 1623 von Albrecht v. Wallenstein, Herzog von Friedland, erbaut. Es ist auch gegenwärtig noch Eigenthum der Familie und ziemlich unverändert erhalten. Im Garten befindet sich eine prachtvolle offene Halle im Renaissancestyl, ferner eine Badegrotte und ein Spielsaal.

Wir wenden uns nunmehr zurück zum Kleinseitner Ring, um durch die Brückengasse zur Karlsbrücke zu gelangen, die auf dieser Seite durch die beiden Kleinseitner Brückenthürme abgeschlossen wird. Der kleinere südliche Thurm stammt aus dem 12., der größere aus dem 14. Jahrhundert.

Die berühmte steinerne Karlsbrücke ist die älteste unter den Prager Brücken, 497 Meter lang, 10 Meter breit, mit 16 Bogen und Thurmbauten an beiden Enden; sie befindet sich an Stelle der 1352 durch einen Eisgang zerstörten „Judithbrücke“. Den Grundstein dazu legte Kaiser Karl IV. am 9. Juli 1337, doch wurden die Arbeiten durch die Unruhen unter Wenzel gestört und erst 144 Jahre später vollendet. Als Schmuck der Brücke wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beiderseits auf dem Geländer dreißig Standbilder in Gruppen aufgestellt, darunter in der Mitte das Erzbild des heiligen Johannes von Nepomuk, des böhmischen Landespatrons, von Peter Vischer. Eine kleine Deckplatte auf der Brüstung kennzeichnet ferner die Stelle, von wo der Heilige auf Befehl des Kaisers Wenzel in die Moldau hinabgestürzt wurde. Tausende und aber Tausende aus dem ganzen Lande pflegen seit Jahrhunderten

am 16. Mai, dem Gedächtnißtage des Heiligen, hierher zu wallfahrten, und allgemein war daher das Bedauern, als das furchtbare Hochwasser der Moldau am 4. September 1890 auch dies althistorische Bauwerk, das als unüberwindlich gegolten hatte, zerstörte und drei Wölbungen der Brücke vollständig hinwegriß.

Jetzt ist aber das Wahrzeichen der Stadt wieder hergestellt worden, und am 19. November 1892 hat die feierliche Wiedereröffnung und Einweihung der restaurirten Brücke stattgefunden, die darauf dem allgemeinen Verkehr freigegeben wurde. Viele Tausende, die sowohl auf der Kleinseite als auf der Seite der Altstadt ungeduldig dieses Augenblickes geharrt hatten, zogen sodann über die Brücke, die den ganzen Tag von Besucherschaaren nicht leer wurde. — Mit Recht gepriesen wird die Aussicht von der Brücke, die in der That bezaubernd ist und wohl jedem Besucher unvergeßlich bleibt. Rückwärts schweift der entzückte Blick über die vom Hradschin überragte Kleinseite, seitwärts über die Inseln und die stattlich umsäumten Ufer des Stromes. Vor uns liegt der Altstädter Brückenthurm, der dort die Brücke ebenso abschließt, wie auf der anderen Seite die Kleinseitner Brückenthürme. Im Hintergrunde aber vollendet die sagenumwobene Bergveste Wyschehrad und der Laurenziberg mit seiner Kirche zwischen Gehölz und

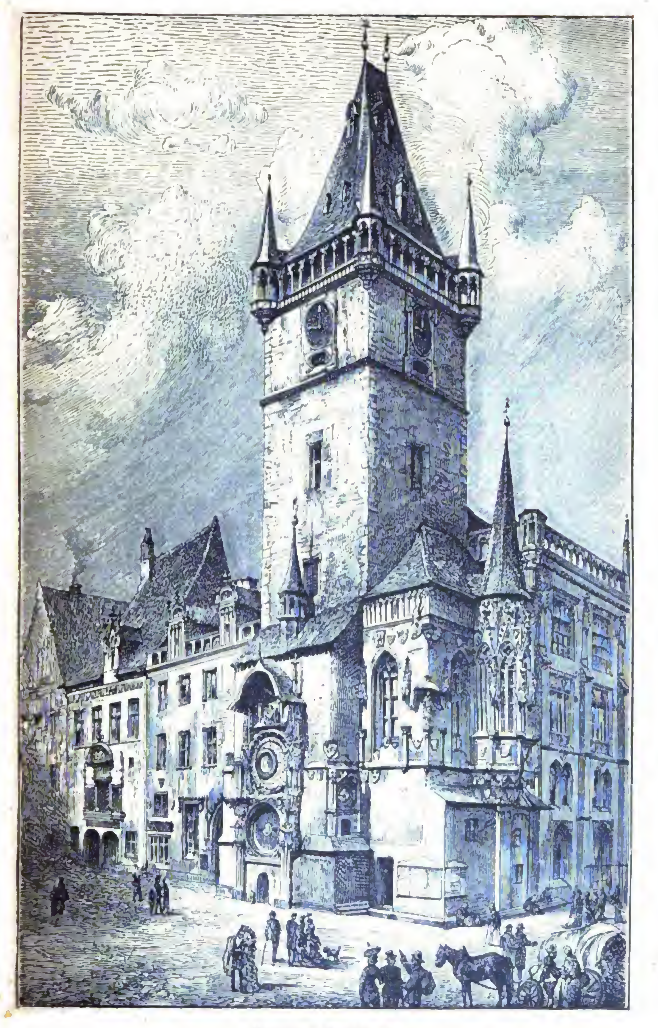


Kreuzherren-Kloster und Altstädter Brückenthurm.

grünen Matten das Bild. — Der Altstädter Brückenthurm, durch dessen Thor wir nun die Altstadt betreten, ist erst in neuerer Zeit restaurirt worden und architektonisch höchst interessant. Es ist ein mächtiger gothischer Bau aus dem Jahre 1452 und mit mehreren Thürmchen und Statuen, sowie mit den Wappen aller Länder geschmückt, die ehedem mit Böhmen verbunden waren. Auf der Thurmgallerie waren bis zum November 1631 die Köpfe der am 21. Juni 1621 auf dem Altstädter Ring hingerichteten Adeligen in eisernen Käfigen ausgehängt. 1648 schützte die Festigkeit des Thurmes die Alt- und Neustadt vor den gefürchteten Schaaren der Schweden, die sich durch den Verrath des Rittmeisters Odowalsky beinahe ohne Schwertstreich der Kleinseite bemächtigt hatten.

In unmittelbarer Nähe der Brücke liegt das Kreuzherren-Kloster (1662 erbaut) mit Kirche; vor dem Kloster erhebt sich in einer kleinen Anlage das Denkmal Kaiser Karl's IV. von Hähnel, das 1848 aus Anlaß der fünfhundertjährigen Gründungsfeier der Prager Universität errichtet wurde. Bei dem Denkmal vorüber gelangen wir zu dieser berühmten Hochschule, dem Carolinum, das aber jetzt in eine deutsche und eine böhmische Universität getheilt ist. Eine ganze Häuserinsel mit zwei Kirchen, zwei Kapellen, drei Thoren und sieben Thürmen ist das Kollegium Clementinum in der Karlsgasse, das aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt, und in dem sich neben den Hörsälen für die Studenten auch die Bibliothek, alle Sammlungen, die Sternwarte, die Akademie der bildenden Künste und das erzbischöfliche Seminar befinden.

Von dort ist es nicht weit bis zum Altstädter Kleinen Ring mit schönem Brunnen und dem östlich daran liegenden Großen Ring, einem unregelmäßigen Viereck, das von architektonisch und geschichtlich interessanten Bauten ein-



Altstädter Rathhaus.

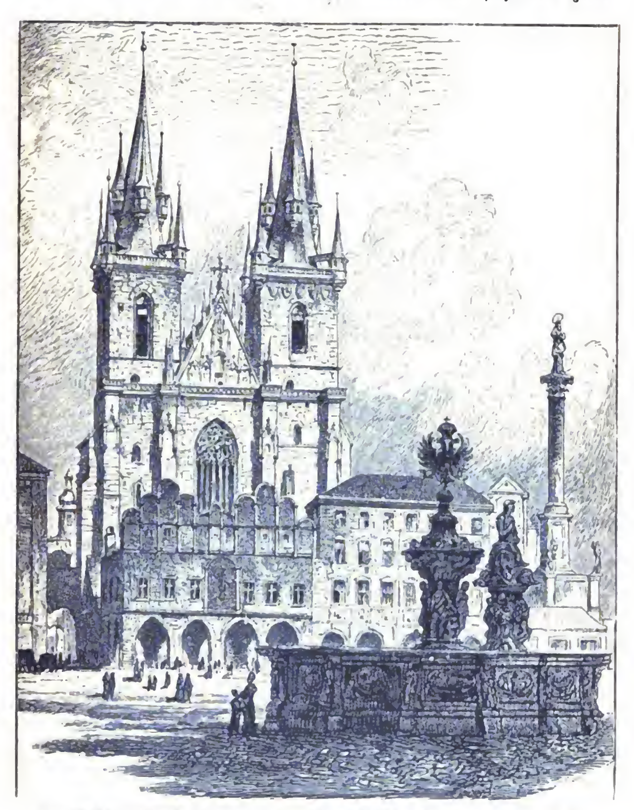
geschlossen wird. Dieser Platz war der Schauplatz von Turnieren, wie von öffentlichen Gerichtssitzungen und zahllosen Hinrichtungen, nicht minder auch von Volksaufzügen, wie von Aufläufen und anderen lärmenden Scenen.

Auf seiner Westseite erhebt sich das Altstädter Rathhaus, 1838 bis 1848 im gothischen Styl an Stelle des theilweise niedergerissenen alten Rathhauses errichtet, von dem nur die Kapelle, der große Thurm vom Jahre 1474, die Südseite mit schönem Portal und die alte Raths- und die Gemeindestube noch übrig sind. Auf der Südseite ist auch das merkwürdige astronomische Uhrwerk des Meisters Hanusch von 1490 zu sehen. Es zeigt nicht nur die Stunden, sondern neben dem Auf- und Niedergang der Sonne und des Mondes auch den Thierkreis, die Mondphasen, die goldene Zahl, die Festtage des Jahres u. s. w. Dann stehen mit dem Uhrwerk noch einige bewegliche Figuren in Verbindung, so die eines Geizhalses und eines Knochenmannes. „Freund Hein" nickt bei jedem Glockenschlage mit dem Kopf und öffnet die Kinnlade, während der Geizhals, seinen Geldbeutel in der Hand haltend, das Haupt schüttelt.

Vor dem Rathhause war am 21. Juni 1621, nach der Schlacht am Weißen Berge, ein schwarz behangenes Blutgerüst aufgeschlagen, auf dem 27 der angesehensten Adeligen hingerichtet wurden, deren Köpfe dann — wie vorhin erwähnt — zur Warnung öffentlich aufgestellt wurden. Gleiches Schicksal traf auf Wallenstein's Befehl im Februar 1633 elf Offiziere höheren Ranges wegen Feigheit in der Schlacht bei Lützen.

Gegenüber dem Rathhause erhebt sich auf dem Ringe die aus einem Block gehauene schlanke Mariensäule von Pendel, die Kaiser Ferdinand III. im Jahre 1650 aus Dankbarkeit für die Errettung der Altstadt vor den Schweden errichten ließ. Etwas nördlich davon gewahren wir den

schönen Rathhausbrunnen von rothem Marmor (vermuthlich aus der Zeit Karl's VI.), neben dem sich bis zum

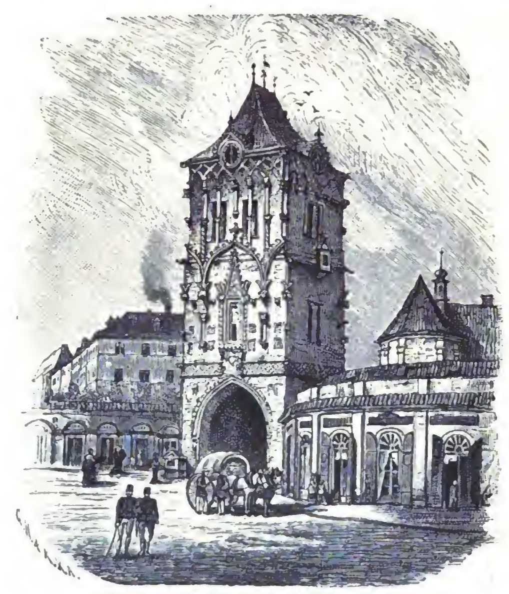


Der Altstädter Große Ring mit: Teynkirche, Rathhausbrunnen, Mariensäule.

Jahre 1786 ein eiserner Käfig erhob, der als eine Art von Pranger diente.

Das Teyngäßchen führt zu der gegenüber liegenden

Teynkirche, die nach dem Dome die berühmteste und interessanteste Kirche Prags ist, aber leider durch die Anbauten vor ihrer Vorderfront arg entstellt wird. In architektonischer Beziehung besonders bemerkenswerth sind die



Der Pulverthurm.

beiden stattlichen Thürme und das schöne nördliche Seitenportal mit einem alten Hautrelief, welches die Passionsgeschichte zur Darstellung bringt. Im 14. Jahrhundert war die Teynkirche bereits eine der vier Hauptpfarrkirchen der Altstadt und hatte berühmte Kanzelredner. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts unternahmen dann die deutschen Kaufleute einen Neubau, der jedoch durch den Hussitenkrieg unterbrochen wurde. Erst 1463 kam die Kirche unter Georg

v. Podiebrad endlich zum Ausbau. Im Innern sind bemerkenswerth: die Marmorstandbilder der böhmischen Apostel Cyrill und Methodius von E. Max in der Marienkapelle; das Grabmal des 1601 in Prag verstorbenen berühmten dänischen Astronomen Tycho de Brahe, und vor der Mariä Lichtmeßkapelle die Waldstein'sche Familiengruft.



Judenkirchhof.

Biegen wir nun vom Großen Ring in die Zeltnergasse ein und durchschreiten diese, so kommen wir zu dem Pulverthurm, der den Eingang der Altstadt bezeichnet und ursprünglich ein Thorthurm zwischen dieser und der Neustadt war. Er ist ein prächtiges Bauwerk, das dem Altstädter Brückenthurm würdig zur Seite steht, erbaut von 1475 bis 1484 und im Jahre 1883 restaurirt. Nördlich angrenzend liegt der Königshof, der einst den böhmischen Königen zur

Residenz diente, jetzt aber als Kaserne benutzt wird; ihm gegenüber ist das Zollamt.

Noch eine ganze Reihe denkwürdiger, durch Alter und Geschichte bemerkenswerther Bauten, Häuser, Kirchen, Thürme und Thore (z. B. das Alte Thor) müßten wir schildern, um nur annähernd vollständig zu sein, was hier jedoch aus räumlichen Rücksichten nicht möglich ist. Wir begnügen uns damit, den Leser zum Schluß noch nach der den nordwestlichen Winkel der Altstadt bis zum Rudolfsquai einnehmenden Josephstadt zu geleiten, die bis zum Jahre 1850 noch die Judenstadt war. Gegenwärtig besteht etwa die Hälfte der Bewohner dieses Viertels aus ärmeren Christen, aber dennoch hat dieser Stadttheil ein ganz eigenthümliches Gepräge bewahrt und bietet dem Fremden die interessantesten und originellsten Bilder.

Wie alt diese Judenstadt eigentlich ist, darüber finden sich die widersprechendsten Angaben; geschichtlich steht aber fest, daß im Jahre 1098 alle israelitischen Einwohner der Stadt gezwungen wurden, fortan ihre Behausungen ausschließlich in diesem „Ghetto“ zu haben. Aus der interessanten Chronik dieses Viertels sei besonders der große Brand vom Jahre 1689 erwähnt, der durch Mordbrenner, die Ludwig XIV. ausgesandt haben sollte, angelegt wurde. Die ganze Judenstadt, 318 Häuser und 11 Synagogen, wurde damals von den Flammen verzehrt, aber außerdem brannten noch mehr als 400 Häuser der Alt- und Neustadt nieder. 1745 wurden alle Juden zur Auswanderung gezwungen, durften aber im nächsten Jahre wieder zurückkehren.

Gegenwärtig hausen in den finsteren und schmutzigen Gassen der Josephstadt, welchen Namen dieses Viertel im Jahre 1850 erhalten hat, gegen 10,000 Menschen, die durchweg der ärmeren Klasse angehören, in 280 Häusern. Hier wird mit allen möglichen Gegenständen Handel ge-

trieben, und nichts ist so alt und verdorben, das nicht noch seinen Werth und seinen Preis hätte, der freilich erst durch endloses Feilschen festgesetzt werden kann.

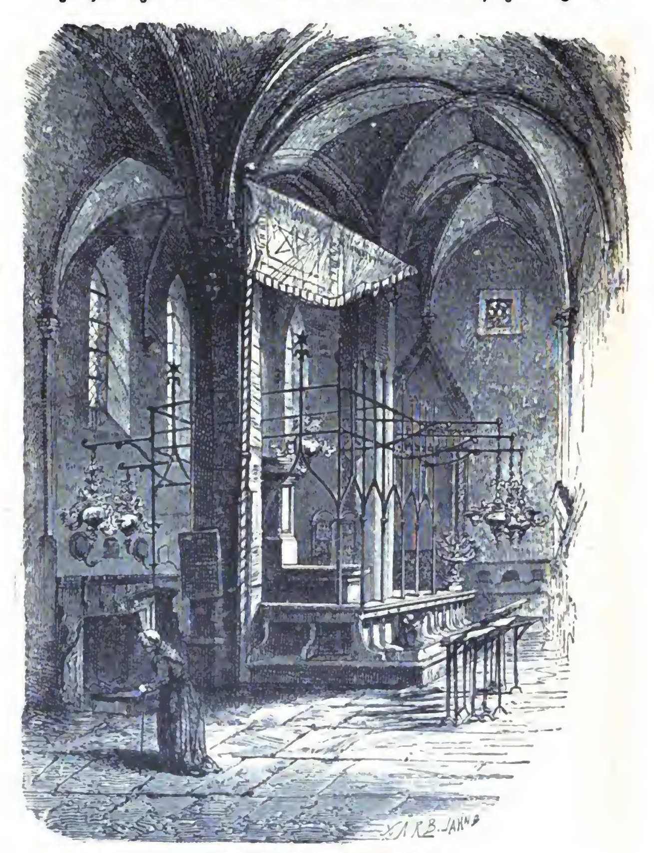
Es befinden sich hier in der Josephstadt 10 Synagogen, von denen die älteste und sehenswertheste die sogenannte Altneuschule ist, die in der Rabbinergasse, gegenüber dem alten jüdischen Rathhause liegt. Sobald man in die Gegend kommt, drängt sich alsbald eine Schaar schmutziger Jungen heran mit der dringlichen Frage, ob man die Altneuschule sehen wolle, und nicht selten muß erst ein erbitterter Kampf darüber entscheiden, wer den Fremden führen darf.


Altes Thor.

Die Altneuschule ist ohne Zweifel eines der ältesten Gebäude Prags, eine seltsame, düstere Steinmasse, wahrscheinlich aus dem Jahre 1316, welche die Sage ursprünglich von den ersten Flüchtlingen aus dem zerstörten Jerusalem herrühren läßt. Mehrere Stufen führen in das nur matt erhellte Innere, wo sich in der Mitte das erhöhte Almemor erhebt, von dem am Sabbath aus dem Pentateuch vorgelesen wird.

Dicht bei der Altneuschule, mitten in einem Gewirr ärmlicher, schmaler Gassen, liegt der alte Judenkirchhof Beth Chaim, d. h. Haus des Lebens. Ueberwuchert von Strauchwerk und Schlingpflanzen, sind dort Tausende von schwarzgrau bemoosten Leichensteinen zu sehen, die mit hebräischen Inschriften bedeckt und von denen manche viele Jahrhunderte alt sind. Zahlreiche darunter tragen das

Zeichen des Stammes, dem der Verstorbene angehörte; so bezeichnet z. B. eine Urne den Stamm Levi, zwei Hände



Inneres der Altneuschule in Prag.

das Geschlecht Aaron u. s. w. Eines der interessantesten Grabmäler ist das des Rabbi Löw († 1609), ein schön

gearbeiteter, tempelartiger Sarkophag mit einem eingemeißelten Löwen. Seit Kaiser Joseph II. darf dieser Friedhof, der einen düsteren, unheimlichen Eindruck hervorruft, nicht mehr als Begräbnißstätte benutzt werden.

Von dieser märchenumwobenen Stätte des Todes sollten wir den Leser nun wieder in das lebhaft pulsirende Leben der Gegenwart zurückführen und ihn in die Neustadt geleiten, welche die ganze Altstadt halbkreisförmig umschließt und zahlreiche Sehenswürdigkeiten aufzuweisen hat. Wir müßten auch die rastlose industrielle Thätigkeit, die namentlich in den Vorstädten und verschiedenen Vororten herrscht, überhaupt die gewerbliche und kommerzielle Bedeutung der Stadt noch schildern, oder die Schützeninsel und die Sophieninsel, zwei Hauptvergnügungsorte der Prager, und so manche Punkte in der Umgebung besuchen. Doch es mag genug sein für einen orientirenden Ueberblick, den wir ja hier nur geben können, der jedoch wohl schon genügend darthut, daß die moldaubeherrschende „goldene Praga" mit Recht als eine der schönsten und interessantesten Städte gerühmt wird.



Die künstliche Verunstaltung des menschlichen Körpers.

Ein Beitrag zur Mode.

Von Silvester Frey.

(Nachdruck verboten.)

Die Mode, dieser uralte Tyrann der Menschheit, beschränkt sich nicht darauf, unsere Kleidung unter ganz bestimmte Gesetze zu zwingen, sondern schreibt auch oftmals dem menschlichen Körper selbst gewaltsame Abänderungen seiner ursprünglichen Form vor. Wenn wir uns jene ersten Umwandlungen allenfalls gefallen lassen wollen, müssen uns die letzteren dagegen in ihrer Gesammtheit mehr oder minder verwerflich erscheinen.

Dabei ahnt man in den seltensten Fällen, wie arg der irre geleitete Schönheitssinn des Menschen dem Körper zusetzen kann. Am bekanntesten pflegt noch die künstliche Mißgestaltung zu sein, welche die Füße der chinesischen Frauen aufweisen. Doch bildet diese Art von Verkrüppelung trotz ihrer Ausbreitung über eines der bevölkertsten Reiche der Erde immer nur einen kleinen Theil von all' den übrigen, von welchen uns Kunde zugekommen ist.

Uebrigens hat der Europäer keineswegs ein Recht, die Völkerschaften, von welchen er vernimmt, daß sie ihren Körper derart umgestalten, mit überlegenem Urtheil abzuthun. Denn die durchstochenen Ohrläppchen, deren

unsere Schönen bedürfen, um die betreffenden Kleinodien zur Schau zu stellen, vor Allem aber die durch enge Schnürleiber verkrüppelten Lebern und Lungen, gehören zu den bösesten Verstümmelungen, welche der menschliche Körper zu bestehen hat.

Auch noch in anderer Hinsicht wetteifern wir mit Völkerschaften, welche sonst von uns als „wilde“ bezeichnet werden. Der Kölnische „Oeffentliche Anzeiger“ vom Oktober 1885 enthielt in einem Steckbrief gegen den Musketier Johann Geschwindhammer, welcher Ende September desertirte, folgende „besondere Kennzeichen“: „Auf der Brust ein Kreuz und ein Herz mit den Buchstaben G. J. 82, auf dem Rücken ein Wappen, darin ein Schiff und auch jene Buchstaben, auf dem rechten Oberarm einen Frauenkopf, auf dem rechten Unterarm einen Araber, welcher in der einen Hand ein Glas, in der andern eine Flasche hält, zwei ineinander liegende Hände, ein Kreuz mit der Inschrift: ‚Souvenir d'Af‘, an dem rechten Handgelenk ein Kreuz, am Daumen einen Anker, auf dem linken Unterarm ein Arabermädchen, einen Baum und eine Kirche — Alles tättowirt.“

Eine der gewaltsamsten Arten, einen Theil des menschlichen Körpers abweichend von der Natur umzugestalten, wird am Kopfe vorgenommen. Die Sitte ist ebenso alt wie barbarisch. Schon bei Hippokrates, dem Altvater der Aerzte, findet sich eine Stelle, welche darauf Bezug hat. Sie lautet: „In dem Lande, welches sich rechts von den Gegenden befindet, wo im Sommer die Sonne aufgeht, wohnt ein Volk, dessen Individuen ‚Langköpfe‘ genannt werden. Sie führen diesen Namen aber, weil sich kein weiteres vorfindet, welches ähnlich gestaltete Köpfe besäße. Anfangs ist, wie es scheint, ein Brauch der Menschen die Ursache der Verlängerung des Kopfes gewesen; nachher hat aber die Natur auch das Ihrige beigetragen. Jener Brauch, welchem die Ansicht zu Grunde liegt, daß man um so edler

erscheine, je höher der Kopf ist, besteht darin, daß nach der Geburt des Kindes derselbe, der dann noch zart und fügsam ist, mit den Händen gepreßt und gleichsam geformt, anderseits aber durch Bänder und Maschinen genöthigt wird, in die Länge zu wachsen."

Daß der berühmte Arzt des Alterthums sich mit dieser Meldung in keinem Irrthum befunden, beweisen die Schädelfunde, welche man noch immer macht. Die Gegend, welche Hippokrates an jener Stelle seines Werkes im Auge hat, ist die heutige Krim mit den angrenzenden Länderstrecken.

Zu dem von Hippokrates Erzählten stimmt ein Bericht, welcher aus der neuesten Zeit stammt. Bei den Kariben, den Bewohnern der Antillen, konnte vor einigen Jahrzehnten ein Reisender die Methode, durch welche eine solche Umgestaltung des Kopfes vorgenommen wurde, beobachten. Er erzählt, daß derselbe sofort nach der Geburt des Kindes oft und leicht mit der Hand gedrückt werde. Nachdem das drei bis vier Tage gedauert hat, kommt das Kind in eine Kiste oder Wiege, wo ein Brett, durch Werg und Moos unterstützt, auf den Vorder-, ein anderes auf den Hinterkopf gebunden wird. Das bedauernswerthe Wesen wird höchst selten aus dieser qualvollen Lage befreit; meist bleibt es darin, bis es gehen kann. Der Anblick, welchen ein solches Kind auf den Europäer macht, soll geradezu schauererregend wirken. Die Augäpfel stehen weit vor und sind aufwärts gerichtet. Das Schönheitsideal, welches durch die betreffende Marter erreicht werden soll, besteht in einer keilförmigen Umbildung des Kopfes. Die Mode schreibt sie vor, und der Mensch, ihr fügsamer Sklave, schreckt vor keiner Grausamkeit, vor keinem Schmerz zurück, wenn er den Gesetzen jener gerecht werden kann. Inzwischen ist es der wissenschaftlichen Forschung gelungen, noch eine ganze Reihe von Völkerschaften ausfindig zu machen, welche gleichfalls die Umbildung des Schädels zu ihrem Schön-

heitsprinzip machen. Wenn man sich eine solche Barbarei bei Indianern und Negern allenfalls gefallen läßt, war man dennoch erstaunt, als sie sogar aus einem Theile Frankreichs gemeldet werden mußte. In der Normandie herrscht noch heute der Volksgebrauch, auf dem Kopfe des Neugeborenen eine breite Binde zu befestigen, welche, oft mehrere Jahre beständig getragen, dem Schädel eine sehr gewaltsame Verlängerung nach oben aufzwingt. Ebenso schwinden die Eindrücke, welche durch diese Binden verursacht werden, niemals wieder. Aller Kampf der dortigen Aerzte wider ein solches Verfahren ist bisher vergeblich gewesen. Das Volk klammert sich mit einer Zähigkeit daran, welche vermuthen läßt, daß man diese Sitte noch in mancher der späteren Generationen antreffen wird. Ein Mädchen in der Gegend von Rouen muß sich eben darauf gefaßt machen, keinen Freier zu finden, wofern sie nicht den ebenso gewaltsam wie künstlich hochgezwungenen Hinterkopf besitzt.

Die Wissenschaft kam zu dem Schlusse, daß solche Umbildungen vorzugsweise dort stattzufinden pflegen, wo zwei in ihrer Schädelbildung zuerst völlig verschiedene Völkerschaften in Beziehungen geriethen. Die durch Kultur oder Waffenglück überlegene gab gewöhnlich auch das Ideal für die Schönheitsbegriffe ab. So suchten die mit den Hellenen in Berührung gekommenen Barbaren des Alterthums auf jede Weise die berühmte „griechische Nase" zu erreichen; so wissen wir ferner, daß die Hunnen ihre Nasen eindrückten und die Backenknochen herauszutreiben suchten, um den Mongolen, deren Tapferkeit sie anstaunten, möglichst ähnlich zu werden. Hier haben wir also Umbildungen des Hauptes, welche je nach dem jedesmaligen Schönheitsbegriffe direkt entgegengesetzt sind. Verwickelter werden die Verhältnisse, wenn mehrere Völkerschaften sich in diesem Einflusse, welchen sie gegenseitig und auf andere fernere ausüben, in einer Art von Wetteifer befinden. Das merkwürdigste

Beispiel auf diesem Gebiete weist die Geschichte von Konstantinopel auf. Beinahe sämmtliche Völkerschaften tummelten sich hier eng beieinander, als die antike Welt des Hellenismus unterging, um dem Osmanenthum den Platz zu räumen. Damals pflegte man bei der Geburt von Kindern die Mütter zu fragen, welche Kopfform sie demselben zu geben wünschten. Die Mode, verbunden mit allerhand politischen und konfessionellen Rücksichten, war also in ihrem Geschmack so getheilt, daß die größte Unschlüssigkeit vorherrschte, welche Umgestaltung der Kopfform man dem bedauernswerthen Weltbürger bei seinem Eintritt in das Dasein geben solle.

Der Vollständigkeit halber müssen wir an dieser Stelle auch auf die chinesische Sitte eingehen, welche, wie wir bereits oben erwähnten, die Verkrüppelung des Fußes bei den Frauen zum Gegenstande hat. Die große Zehe läßt man zuerst allein wachsen, die vier übrigen aber werden unter die Fußsohle gebogen und dort so fest gebunden, daß sie gleichsam mit derselben zusammenwachsen. Die zweite Operation besteht dann darin, daß die große Zehe allmälig so gekrümmt wird, daß sie so nahe als möglich an die Ferse kommt. Die Binden werden nie gelockert, sondern von Zeit zu Zeit nur fester gezogen. Eine Chinesin kann also, wofern sie allen Bedingungen der landesüblichen Schönheit genügen will, niemals gehen; sie muß, um sich vorwärts bewegen zu können, stets geführt werden; höchstens bringt sie es zu einem watschelnden und schwankenden Gange. Wenn Eltern, durch das Schmerzensgeschrei ihres zarten Kindes überwältigt, davon Abstand nehmen, diese Operationen durchzuführen, so müssen sie sich darauf gefaßt machen, daß dieselbe, zur Jungfrau herangewachsen, keinen Mann aus den vornehmen Ständen bekommt. Die Mode verlangt nun einmal, daß die Töchter des himmlischen Reiches diese Qualen über sich ergehen lassen; sie

herrscht — wenn auch vorwiegend unter den höheren Klassen — so allgewaltig, daß Ausnahmen verhältnißmäßig selten vorkommen.

Leider sind auch bei unseren Schönen Vergewaltigungen, welche man an den Füßen vornimmt, nicht eben selten. Die Unsitte, durch zu enges Schuhzeug dieselben möglichst klein erscheinen zu lassen, ist gewissermaßen als der erste Anfang jener chinesischen Verkrüppelung zu betrachten. Wenn wir die Schmerzen erwägen, welche auch nur der winzigste Druck am Fuße über uns verhängt, müssen wir vollauf diejenigen begreifen, unter welchen die jungen Menschenblüthen in jenem großen Reiche des Ostens zu leiden haben.

Des Durchbohrens der Ohrläppchen gedachten wir ebenfalls bereits als einer Unsitte, welche sich bei den Frauen Europas einer großen Beliebtheit erfreut. Es sei immerhin zugegeben, daß der Schmerz, welcher dadurch entsteht, verhältnißmäßig leicht zu verwinden ist, so wird man gleichwohl darin ein Vergewaltigung der Natur erblicken, deren man sich besser enthalten sollte. Allerdings ist die betreffende Gepflogenheit uralt. Schon Homer singt in dem vierzehnten Theil seiner Ilias:

> „Jetzo fügte sie auch die schönen Gehäng' in die Ohren,
> Dreigesternt, hellspiegelnd,"

und an der Statue der medicäischen Venus sehen wir ganz deutlich, daß die Ohrläppchen durchbohrt sind. Allein sie würde uns darum nicht minder schön vorkommen, wenn sich diese Merkmale eines irregeleiteten Geschmacks nicht vorfänden. Seine letzten Konsequenzen sehen wir bei den Botokuden, welche ihr Schönheitsideal darin erblicken, daß die künstliche Oeffnung im Ohrzipfelchen möglichst weit gedehnt wird. Man steckt Pflöcke hinein, welche nicht selten einen Durchmesser von zwei Zoll haben. Das Ohrläppchen wird dabei zu einem dünnen Ringe, dessen

unterer Rand die Schultern berührt. Da die Männer auf ihren Jagden und Kriegszügen die runde Scheibe, welche den Schmuck des Ohrloches bildet, nicht in dasselbe zu stecken pflegen, so bleiben sie bei den hitzigen Verfolgungen des Feindes oder Wildes oft mit den Ohrläppchen an den Zweigen oder Dornen des dichten Waldes hängen. Daher kommt es, daß die Reisenden bei den Botokuden und ihnen verwandten indianischen Stämmen so häufig durchgerissene Ohrlappen sehen, welche wie zwei lange Zipfel auf die Schultern herunterhängen.

Noch widerwärtiger nimmt sich eine andere Sitte aus, welche gleichfalls bei diesen Völkerschaften beliebt ist. Wie den Ohrzipfel, so durchbohrt man auch die Unterlippe und füllt sie mit einem kreisartigen Pflock aus. Der berühmte Reisende v. Tschudi erzählt, daß der größte, welchen er gemessen, zwei und ein viertel Zoll im Durchmesser, also sieben und einen halben Zoll im Umkreis besaß. Die Unterlippe springt dann in Form eines Rades aus dem Gesicht heraus oder sie kann sich auch wie ein Verschluß über den Mund legen. Wie sehr das Essen dadurch erschwert wird, liegt auf der Hand; aber das verschlägt bei den Schönen unter den Botokuden ebensowenig, wie die Töchter des Himmlischen Reiches darüber Reue empfinden, daß sie durch die Verkrüppelung ihrer Füße jedes selbstständige Gehen eingebüßt haben. Auch die Mundecken und Wangen werden ziemlich häufig durchbohrt, um allerhand Verzierungen in den entstandenen Löchern anzubringen. Muscheln und Palmenstacheln, Federn und Steine, Fischzähne und Vogelschnäbel, Knochen- und Glasstücke werden dazu verwendet. Auf den Karolineninseln dienen hierzu vorzugsweise Blumen und duftige Kräuter. Reisende berichten von dem merkwürdigen Eindruck, welchen eine so ausgeputzte Karolinenschöne auf sie machte. In den Ohrzipfeln, welche bis auf die Schultern herabhingen, blühten die herr-

lichsten Blumen, der Mund war völlig überdeckt von einem duftenden Strauß; aus den Wangen heraus wuchsen gleichfalls allerhand Knospen und Blätter, kurzum das ganze Gesicht nahm sich wie ein Blumenbehälter aus.

Auch die Nase ist sehr häufigen Umgestaltungen ausgesetzt. Wir erwähnten schon oben, daß die Hunnen, um dem Schönheitsideal, wie sie es in den Mongolen gefunden zu haben meinten, möglichst nahe zu kommen, ihre Nase abplatteten. Nachahmer in dieser Sitte sind die Hottentotten, wo man zuweilen soweit geht, die Nasenbeine, wenn sie sich etwa einem solchen Verfahren widersetzen, kurzweg zu brechen. Das Gegentheil von dieser Sitte war eine Zeitlang in Frankreich sehr beliebt. Um die bekannte „griechische“ Nase zu erzielen, zupfte und zerrte man so lange daran herum, bis wirklich die betreffende Umgestaltung mehr oder weniger mit Erfolg eingetreten war.

Eine ununterbrochene Reihe schöner weißer Zähne gilt nach unserer Anschauung für einen Schmuck. Als es daher der Wissenschaft gelang, Mittel ausfindig zu machen, fehlende Zähne wieder zu ersetzen, durfte man mit Recht darüber erfreut sein. Dazu kommt, daß ein vollständiges Gebiß auch in gesundheitlicher Beziehung hohe Vortheile im Gefolge hat. Auf den Sundainseln scheint man jedoch gerade der entgegengesetzten Ansicht zu huldigen; weiße, lückenlose Zahnreihen gelten für häßlich; man will keine „Hundszähne“ besitzen; deshalb feilt man den Schmelz herunter oder bricht sie lieber gänzlich aus. Andere Stämme, zumal Südafrika's, beschränken sich darauf, die Zähne der oberen Kinnlade zu entfernen. Der Akt, bei welchem das geschieht, hat einen religiösen Charakter, aber der Grund liegt allein in einem irre geleiteten Schönheitsbegriff. Der berühmte Reisende Livingstone erzählt, daß ihr Ideal in dieser Hinsicht das Gebiß der Wiederkäuer, zumal des Rin-

des sei. Sie können eben keinen Anspruch auf Schönheit erheben, bevor sie nicht eine ebenso lückenreiche obere Kinnlade wie jenes aufweisen.

Am bescheidensten nehmen sich, neben die bisher erwähnten gehalten, die Umformungen aus, welche allein auf der Oberfläche des Körpers stattfinden, ohne einem Theile desselben eine wesentlich neue Gestalt zu geben. Es sind dies durch ein scharfes Instrument beigebrachte Verwundungen, deren Zweck es ist, entweder eine einfache Narbe zurückzulassen oder durch einen Farbstoff deutlicher gekennzeichnete Stellen. Das letztere Verfahren nennt man bekanntlich Tättowiren oder richtiger Tatuiren. Die Freude an Narben trifft man vorzugsweise in Südaustralien an. Die Eingeborenen bringen sich Einschnitte bei, welche man, sobald sie zu verharschen drohen, stets von Neuem öffnet und mit Wasser anfeuchtet. Natürlich ist ein absonderlicher Schönheitssinn auch diesmal der Beweggrund zu solchem Thun, und der Südaustralier blickt mit Stolz auf die meist parallelen Striche, welche er sich auf diese Weise in Brust, Schulter, Arm oder Schenkel gegraben hat. So roh diese Art von Verschönerung ist, um so kunstvoller nimmt sich die Tättowirung aus. Gründliche Kenner jener Völkerschaften, bei welchen diese Gepflogenheit herrscht, leiten ihren Ursprung darauf zurück, daß man durch all' die bunten Figuren gewissermaßen die Bekleidung ersetzen wolle. Also der Putzsinn des Einzelnen sucht auf diese Weise die Kleider zu ersetzen, welche in jenen Gegenden nicht üblich sind. In der That soll der Eindruck, welchen die Tättowirung in ihrer höchsten Vollendung hervorbringt, ganz dieser Vorstellung entsprechen. Reisende, welche mit Indianerhäuptlingen zusammen kamen, sahen diese mit Figuren und Arabesken so vollkommen bedeckt, daß sie, da die Tättowirung mit bläulichem Farbstoff vorgenommen war, wie mit einem überaus kunstvoll gearbeiteten zierlichen Panzer-

hemd, welches sich eng an den Körper anschloß, bekleidet zu sein schienen.

Natürlich ist auch diese Art der Umformung desselben sehr schmerzhaft; allein neben die meisten der übrigen gehalten, welche bisher aufgezählt wurden, erscheint sie immer noch entschuldbar. Schon deswegen, weil sie nur auf der Oberfläche des menschlichen Körpers vorgenommen wird, und der Eindruck, welchen sie hervorruft, unter Umständen ein keineswegs unangenehmer ist. Unser Auge wird nicht immer beleidigt, wir empfinden nicht jenes ästhetische Mißbehagen, welches uns den übrigen Umgestaltungen gegenüber beschleicht. Die künstlerische Vollkommenheit, mit welcher diese auf den Körper gezeichneten Bilder hergestellt sind, läßt die Bedenken zum Schweigen kommen, welche wir im Allgemeinen wider eine jede solche Umformung hegen. Denn der Körper des Menschen wird immer so am schönsten und am vollkommensten sein, wie ihn die Natur geschaffen, und alle Versuche, daran willkürliche Umgestaltungen vorzunehmen, sind daher auf alle Fälle Zeichen eines rohen Geschmackes und einer niederen Bildungsstufe.





Ein Geächteter aus der Vogelwelt.

Von

Dr. W. Heß.

Mit Abbildung.

Wenn im Mittelalter ein Angeklagter sich den Richtern nicht gestellt hatte, so wurde er, falls seine Schuld erwiesen erschien, bei schwereren Fällen in die Acht gethan. Er wurde damit für ehrlos und vogelfrei erklärt; Niemand durfte ihm Obdach und Speise geben; Jeder hatte das Recht, ihn ungestraft zu tödten. Wie so viele grausame Einrichtungen des Mittelalters, ist auch diese längst beseitigt; aber sie gilt noch für die Thiere. Während das Vogelschutzgesetz die gefiederten Sänger in Wald und Flur in seinen Schutz nimmt, und Diejenigen mit strengen Strafen bedroht, welche sie irgendwie schädigen, hat es andere Vögel in Acht und Aberacht erklärt. Jeder hat das Recht, sie zu tödten, wo er sie antrifft.

Zu diesen Geächteten gehört in erster Linie der Hühnerhabicht oder Taubenstößer. Nirgends ist er sicher; überall lauert ihm der Mensch auf, um ihm das tödtliche Blei zuzusenden, oder lockt ihn in die verderbenbringende Falle; viele Vogelschutzvereine haben sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Aber der Habicht verdient auch dies nicht beneidenswerthe Loos in vollem Maße. Er

ist ein frecher Räuber, ein Mörder ohne Gleichen. Pfarrer Schnell erzählt, daß ein Hühnerhabicht von seinem Taubenschlag allein 42 Tauben in einem Jahre raubte. Ein Hühnerhabicht verzehrt täglich soviel Fleisch, wie ein Rebhuhn wiegt. Lenz hat berechnet, daß er jährlich mindestens 100 Tauben und 1600 kleinere Vögel verspeist, die Menge der Nahrung aus dem Reiche der Vierfüßler ungerechnet.

In ganz Deutschland ist der Hühnerhabicht eine häufige Erscheinung. Zu jeder Tageszeit können wir ihn antreffen, denn auch in den Mittagsstunden, in denen die übrigen Raubvögel zu ruhen pflegen, erhält ihn seine stets rege Freßlust in Thätigkeit. Schon aus weiter Entfernung kann man ihn an den verhältnißmäßig kurzen Flügeln und dem langen Schwanze erkennen. „Kaum ein anderer Raubvogel," sagt Brehm, „entfaltet im Flug so viele Verschiedenheiten der Bewegung, wie der Habicht, welcher Schnelligkeit mit jähen und unerwarteten Wendungen, dahinstürmendes Jagen mit für einen so großen Vogel überraschender Gewandtheit in sich vereinigt. Jetzt steigt er rasch empor, schwebt einige Mal umher, stößt plötzlich herab, fliegt mit der größten Sicherheit durch dichte Bäume hindurch und ist bald hoch, bald tief. Auf der Erde ist auch er ungeschickt, hüpft gewöhnlich und geht nur selten."

Nicht frei auf der Spitze eines hervorragenden Zweiges, wie die Falken, sondern im tiefen Dickicht verborgen lauert er auf seine Beute, um dann plötzlich aus seinem Hinterhalte auf die nichts ahnende hervorzustürzen, oder er streicht mit hastigen Flügelschlägen niedrig am Waldesrande über Wiesen und Felder dahin. Vom Goldhähnchen bis zum Auerhahn, von der Maus bis zum Hasen ist nichts vor dem Habicht sicher. Kleinere Vögel und Säugethiere verschlingt er mit Haaren oder Federn, größere trägt er davon, um sie an versteckten Stellen zu rupfen. Wo er erscheint, geräth die ganze Thierwelt in Aufruhr. Alles sucht sich

vor dem gefürchteten Räuber zu flüchten und zu verbergen. Eigenthümlich ist das Gebahren des Wiedehopfes. Er wirft sich platt auf den Boden, lüftet die Flügel ein wenig und dreht den Kopf, so daß der Schnabel nach oben gewandt ist. In dieser Stellung sieht er viel mehr einem bunten Lappen als einem Vogel ähnlich. Nur die Krähen wagen es, den verhaßten Hühnerhabicht mit Geschrei zu verfolgen, aber sie sind viel vorsichtiger als z. B. beim Bussard, denn sie wissen sehr wohl, daß er mit blitzesschneller Wendung ihnen einen tödtlichen Hieb versetzen kann. Nicht selten gelingt es ihnen auch, ihm den Raub abzujagen.

Ein Hühnerhabicht war auf einen Hasen gestoßen. Vergebens versuchte der unglückliche Lampe, ihn abzuschütteln. Immer wußte er den verlorenen Halt wieder zu gewinnen, während er den Hasen mit Schnabelhieben zu betäuben suchte. Doch einige Krähen hatten die Klagetöne des Hasen vernommen und aus der Ferne den Kampf entdeckt. Eilends kommen sie mit lautem Feldgeschrei herbei. Ihr Zorn, ihr tiefgewurzelter Haß gegen den Räuber der Lüfte gibt sich sogleich bei ihrer Ankunft durch jähen Angriff zu erkennen. Sie erheben sich mehrere Meter über den Kampfplatz und richten herabstoßend ihre Schnabelhiebe auf den Habicht. Doch dieser beugt den Kopf zurück und wehrt den Angriff, so gut es gehen will, ab. Fest klammert er sich an den widerstrebenden Hasen an und wuchtig schlägt er auf die eindringenden Krähen los. Mancher Schlag trifft, so daß Federn davonfliegen. So wird der Kampf eine Zeitlang mit aller Erbitterung fortgesetzt. Endlich kann sich der Habicht nicht mehr halten, er muß den Hasen fahren lassen; und mit dem Aufgeben der Beute ist auch sein vollständiger Abzug vom Schlachtfelde verbunden. Aber die Krähen, noch nicht zufrieden mit ihrem Siege, verfolgen den abziehenden Feind unter stets

erneuerten Angriffen, wobei der Habicht sich nur selten zur Wehr setzt, sondern sein ganzes Streben darauf richtet, außerhalb des Bereichs seiner ungestümen Dränger zu kommen. Weithin wird er von ihnen gejagt, und dann erst kehren sie einzeln zurück.

Eine interessante Jagd ist auch folgende. Als ein Bauer mit seinem Knechte auf einem Felde in der Nähe des schwedischen Dorfes Ugelbo mit ländlichen Arbeiten beschäftigt war, bemerkten die Beiden eine Lerche, die zwei verfolgenden Habichten zu entkommen bemüht war. Nachdem die Jagd eine Weile gedauert hatte, stürzte sich die verfolgte Lerche plötzlich wie ein Pfeil auf ein in der Nähe der Leute stehendes Pferd und suchte Schutz auf dem Rücken desselben unter dem Sattelzeuge. Aber sie fand hier die gehoffte Sicherheit nicht, denn der eine von ihren Verfolgern war ihr auf den Fersen und ließ sich ebenfalls auf dem Sattelzeuge nieder. Nun flog die Lerche zur Erde hinab unmittelbar vor die Füße des Knechtes und ließ sich ohne das geringste Widerstreben von diesem in die Hand nehmen. Nachdem der Habicht verscheucht war, wurde die Lerche wieder in Freiheit versetzt. Jubelnd schwang sie sich in die Luft; aber ihre Freude war von kurzer Dauer, denn der Habicht hatte auf der Lauer gelegen und kehrte zurück. Bald war die Jagd wieder im vollen Gange. Die Lerche, arg bedrängt, suchte ihre frühere Freistätte wieder zu gewinnen und umkreiste mehrfach das Pferd, wobei der Habicht dicht hinter ihr herflog und den Landleuten so nahe kam, daß sie ihn mit der Peitsche hätten schlagen können. Nachdem es der Lerche endlich gelungen war, den Rücken des Pferdes zu erreichen, ließ sie sich von dem Bauer ohne Widerstreben wieder in die Hand nehmen, verblieb auch ganz ruhig in derselben, obgleich ihr Befreier sie auf keine Weise zurückzuhalten suchte. Erst als dieser sie in ein benachbartes Gebüsch trug, erhob

sie die Flügel und flog mit frohem Gezwitscher in die dichten Büsche hinein. Der verscheuchte Habicht aber kehrte nach kurzer Zeit nochmals zum Wahlplatze zurück, und suchte die ihm entflohene Beute unter den Ackergeräthschaften. Als er jedoch auch seine Nachforschungen auf dem Rücken des Pferdes fortsetzen zu wollen schien, wurde er von dem Knechte mit Steinwürfen vertrieben.

Dies Beispiel beweist, mit welcher Unverschämtheit und Frechheit der Hühnerhabicht seine Beute verfolgt, und daraus erklärt es sich, daß er nicht selten in seinem blinden Eifer durch das Fenster mit derselben in die Wohnräume gelangt. Man hat beobachtet, daß ein Habicht, welcher auf Sperlinge stieß, sich dergestalt im Dorngestrüpp verwickelte, daß er ergriffen werden konnte. Wenn der Hühnerhabicht sich durch seine Mordgier zu solchen Unvorsichtigkeiten hinreißen läßt, so ist er sonst doch äußerst vorsichtig und mißtrauisch. Er weiß sehr wohl den Stock des harmlosen Wanderers von der Flinte des Jägers zu unterscheiden und ist nur schwer zum Schuß zu bringen.

Von einem Horste, in welchem sich Junge befanden, war das Weibchen abgeschossen; aber vergebens waren alle Bemühungen, auch das Männchen zu erlegen. Dasselbe war so vorsichtig, daß es bei dem geringsten Verdacht, beobachtet zu werden, den Horst nicht betrat, sondern, hoch über demselben schwebend, die Beute mit großer Sicherheit in denselben hinunterwarf. Im Frühjahr 1886 fing sich ein Hühnerhabicht erst dann in einem Habichtskorbe, nachdem er, wie man von einem Bauernhause beobachtete, volle zwei Stunden hindurch auf dessen Rande gesessen und die Taube nur sehnsüchtig betrachtet hatte. Bei einem so beutegierigen Thiere, wie der Hühnerhabicht, ist eine solche Selbstüberwindung erstaunlich, wenn sie auch diejenige jenes Fuchses nicht erreicht, welchen man vor dem lockenden Köder in der Falle verhungert aufgefunden hat.



Hühnerhabichte im Streit um die Beute.

Der Hühnerhabicht ist auch ein Feinschmecker. Tauben und Hühnerbraten liebt er sehr; jedoch zieht er ihm Rebhuhn und Fasanenbraten noch vor. In wildreichen Gegenden, besonders da, wo es viele Fasanen und Rebhühner gibt, läßt er sich mitunter im Habichtskorbe nicht fangen, wenn man als Lockvogel eine Taube einsetzt, meist aber schnell, wenn man den Habichtskorb mit einem zahmen Huhn, einem Fasan oder einem Rebhuhn ködert.

Die Mordgier des Hühnerhabichts ist so groß, daß er, auch wenn er gesättigt ist, noch jede Beute, die sich ihm darbietet, tödtet. Wenn mehrere Habichte in der Gefangenschaft in einem Käfig gehalten werden, so überfällt der stärkere den schwächeren, tödtet und zerreißt ihn. Auch in der Freiheit ist ähnliches beobachtet worden. Wenn von zwei Gatten der eine verwundet wird, so fällt der andere über den Verwundeten her und verzehrt ihn. Selbst um die Beute, ein Eichhörnchen oder Häschen, kämpfen die Gatten oft erbittert miteinander. Die Jungen sind der Eltern würdig, wie aus folgender Beobachtung hervorgeht. Von zwei Jungen, welche noch nicht flugfähig geworden, aber doch schon zu stattlicher Größe herangewachsen waren, gelang es, das Elternweibchen wegzuschießen. Das Männchen, hierdurch scheu gemacht, kehrte nur selten zum Horste mit Futter zurück. Als der Schütze von seiner Bemühung abstand, das alte Männchen ebenfalls zu erlegen, und den Baum, worauf der Horst stand, besteigen ließ, war nur das stärkere der beiden Jungen im Neste noch vorhanden, das schwächere war ihm zur Beute gefallen, wovon noch kaum nennenswerthe Ueberreste Zeugniß ablegten.

Die große Gefräßigkeit des Hühnerhabichts bedingt es, daß er immer einzeln umherstreift. Nur zur Zeit der Fortpflanzung finden sich Männchen und Weibchen zusammen. Im März beginnt die Anlage des Horstes,

welcher auf einem hohen Waldbaum, namentlich gern auf Tannen und Fichten angelegt wird und aus Nadelholzgezweig und dürren Aesten besteht. Ende April oder Anfang Mai legt das Weibchen drei bis vier grünliche, oft gelb gefleckte Eier auf eine Unterlage von Dunen. Es sitzt so fest auf den Eiern, daß es sich durch großen Lärm, ja sogar durch Klopfen an den Stamm oft nicht zum Abstreichen bewegen läßt. Wenn Junge im Neste sind und namentlich, wenn diese fast flugfähig sind, erreichen die Räubereien der Alten ihren höchsten Grad. Unermüdlich schleppen dieselben Beute herbei, um die immer hungerigen Jungen zu befriedigen. Dann können wir auch den einzigen lobenswerthen Zug im Charakter des Hühnerhabichts beobachten, die Liebe zu den Jungen. Mit Gefahr ihres Lebens vertheidigen sie dieselben gegen jeden Feind, ja, sie scheuen sich dann sogar nicht, den Menschen mit wuchtigen Flügelschlägen und starken Schnabelhieben anzufallen. Sobald jedoch die Jungen sich selbst Nahrung suchen können, zerstreut sich die Familie, ein jedes geht seinen eigenen Weg, und die Jungen existiren für die Eltern nicht mehr.

In Indien benutzt man den Habicht wie den Falken zur Jagd und schätzt ihn wegen seiner Schnelligkeit, Kühnheit und Unermüdlichkeit. Er soll sich rasch an die Menschen, die Hunde und andere Gegenstände, die ihm anfänglich Furcht einjagen, gewöhnen. Seine Gelehrigkeit wird sehr gerühmt und der eines Hundes fast gleich gestellt. Thomson erzählt, er habe so zahme und kluge Jagdhabichte besessen, daß es genügte, die Hand auszustrecken, um sie auf diese zu locken; andere konnten ungefesselt vor den Zelten sitzen, flogen beim Aufbruch der Jagdgesellschaft nach dem nächsten Baume, folgten dem Jagdzuge durch Wald und Lichtung, ohne jemals zurückzubleiben, bis ein Jagdvogel aufgestöbert war, und ihre Arbeit begann. Im

Mittelalter fand der Habicht auch in Deutschland in gleicher Weise Verwendung.

Die Jagd auf den Hühnerhabicht ist nicht leicht. Am besten gelingt sie, wenn man ihn durch einen Uhu anlockt. Der Haß gegen diesen läßt ihn alle Vorsicht vergessen. Außerdem fängt man ihn in Raubvogelfallen, Netzen und namentlich im Habichtskorbe. Wem sich die Gelegenheit bietet, einen dieser blutgierigsten und schädlichsten Raubvögel, die nicht nur der Jagd, sondern auch dem Hühnerhofe und allen gefiederten Sängern unermeßlichen Schaden zufügt, zu vernichten, der sollte sie nicht unbenutzt vorübergehen lassen.





Die Kunst der Goldschmiede.

Kulturhistorische Skizze von W. Berdrow.

Mit 14 Illustrationen.

Die Kunst des Goldschmiedes gehört zu jenen Fertigkeiten, welche im grauen Alterthum bereits von vielen Völkern geübt wurden, um dann mit dem Untergange der griechischen und römischen Kultur in ihrem Fortschritt für lange Zeiten gehemmt zu werden. Ihre ersten Spuren entdecken wir sogar schon unter den Funden aus Zeiten, welchen der Gebrauch des Eisens noch völlig fremd war; denn während sich letzteres mit verschiedenen Ausnahmen nur in inniger Verbindung mit den verschiedensten Gesteinen vorfindet, tritt das Gold, wo es überhaupt gefunden wird, stets in reinen Körnern oder Adern zu Tage und ladet in seiner Reinheit und seinem leuchtenden Glanz förmlich zur künstlerischen Verwendung ein.

Staunenswerth ist der Aufwand feinen Goldes bei dem berühmten Tempelbau des Königs Salomo. Freilich war es mehr Prunk als Kunst, mehr Vergoldung als eigentliche Goldschmiedearbeit, welche man dort ausübte; um so erstaunlicher aber war der Umfang dieser Verschwendung. Nicht allein der geweihte Schmuck, Schnitzwerk und Ranken, Tische und Altar, ja die beiden riesigen Cherubgestalten, welche das Innere des Tempels zierten, sondern auch

Thüren und Wände, Chor und Decke wurden von den Metallkünstlern, welche sich der König in Tyros geworben hatte, vollständig mit goldenen Blechen überzogen. Die Goldschmiedekunst beschränkte sich in Asien überhaupt im Wesentlichen auf diese Art der massiven Vergoldung, und auch in dem alten Egypten spielten Wände, Thorflügel oder Hausgeräth, mit Goldblechen überzogen, für den künst-



Goldgefäß aus dem Funde von Sankt Miklos.

lerischen Geschmack eine bedeutende Rolle. Indessen waren, wie einige egyptische Gräberfunde beweisen, auch goldverzierte Waffen, Diademe oder Schmucksachen nicht selten.

Auch in Griechenland wurde die Kunst der Goldverarbeitung früh mit dem feinsten künstlerischen Geschmack und bewundernswürdiger Handgeschicklichkeit geübt. Zur Zeit der Heroen und der homerischen Gesänge, als noch eiserne Waffen eine Seltenheit waren und daher von ihren Besitzern als ein Schatz gehütet wurden, muß an Gold ein wahrer Ueberfluß geherrscht haben, denn die Funde Schliemann's in Troja und Mykenä haben eine wahre

Fluth von Gold in Kränzen, Gürteln, Armbändern, Gefäßen, Masken und anderen Formen zu Tage gefördert. Den Griechen, die mit Stolz die Urheber aller Künste zu ihrem Geschlechte zählten, galt Dädalus für den ersten Goldschmied, doch mit Unrecht, denn gerade die bedeutendsten griechischen Funde aus ältester Zeit zeigen in ihren Formen ein stark an den Orient und Egypten erinnerndes Gepräge. Formen, welche dem Inhalte der mykenischen Gräber eng verwandt sind, zeigt auch das in unserer Abbildung wiedergegebene Goldgefäß, aus dem erst neuerdings gemachten wichtigen Funde



Ohrschmuck aus dem Grab einer Cerespriesterin von der Halbinsel Taman.

von Sankt Miklos. Eine feine Durchbildung der ornamentalen Einzelheiten, wie sie schon den Goldgeräthen

der alten Egypter eigen gewesen war, geht hier noch mit einem ziemlich unentwickelten Geschmack für die Schönheit des Ganzen Hand in Hand. Aber in der folgenden Blüthezeit der griechischen Kunst ward neben der Architektur und Plastik auch die Verarbeitung des Goldes, besonders als man es im Verein mit anderen werthvollen Stoffen zu gestalten lernte, mächtig gehoben. Berühmt ist der goldene Weinstock des auf Samos heimischen Künstlers Theodoros, dessen Trauben aus Edelsteinen bestanden, und der im Schatz der phrygischen Könige aufbewahrt wurde. Und wer hätte nicht von den wunderbaren Schöpfungen eines Phidias, in denen sich Bildhauer- und Goldschmiedekunst in gleicher Vollkommenheit die Wage hielten, schon gehört? Seine gewaltigen Götterbilder, aus Gold und Elfenbein zusammengesetzt, mit diamantenen Augen und von noch nie gesehener Größe, waren weit über die Grenzen Griechenlands hinaus berühmt. Zu jener Zeit zehrten die Völker auf Hunderte von Meilen in der Runde von griechischem Kunstsinn, und alle Goldfunde aus den ersten Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung tragen ein bewundernswürdig feines Gepräge. Zu den Hauptfundorten aus dieser Epoche gehören die antiken Gräber aus der Krim und der kleinen, ihr gegenüberliegenden Halbinsel Taman, deren Kunstschätze meist in den russischen Museen niedergelegt sind.



Maurisches Ohrgehänge.

Zwischen diesen Funden aus der griechisch-römischen Epoche und den ersten größeren Kunstwerken, welche uns

aus dem Mittelalter erhalten sind, liegt eine lange Zeit, ein volles Jahrtausend. Es war die wilde Zeit der Völkerwanderungen, des Sturzes alter Reiche und des Kampfes zwischen Heiden- und Christenthum, welche auf Roms Größe folgte, und in diesen Jahrhunderten blieb für die Pflege und Erhaltung friedlicher Kunst wenig Zeit und Sinn übrig. Wohl war auch unter den alten Kelten und Germanen das Kunsthandwerk nicht unbekannt, und ihre einfachen goldenen Schmuckgegenstände zeigen wenn auch rohe Formen, so doch vortreffliche und geschickte Arbeit; doch ist uns von den Werken dieser Zeit äußerst wenig erhalten. Auch aus den nächsten Jahrhunderten besitzen wir wenig und können die Entwickelung des Kunstgewerbes in dieser Epoche besser an den orientalischen, zum Beispiel den maurischen Werken verfolgen, als an den Funden europäischer Kunst. Was damals in unseren Landen für den Luxus der Reichen und Vornehmen angefertigt wurde, ist mit wenig Ausnahmen der Zerstörung anheimgefallen, denn Kriegsstürme, Geldnöthe und eine weitverbreitete Mißachtung gegen die Werke der Kunst konnten ihrer Erhaltung nicht günstig sein. Wir wissen indeß, daß an den Fürsten-



Bischofsstab.

höfen prächtige Schmucksachen, Goldbroschen, Armbänder und Ohrringe gebraucht wurden, daß silbernes und goldenes Tafelgeschirr bei festlichen Anlässen die Tische schmückte.

Alles das ist, theils des Goldwerthes halber, theils um in andere Formen umgearbeitet zu werden, eingeschmolzen.

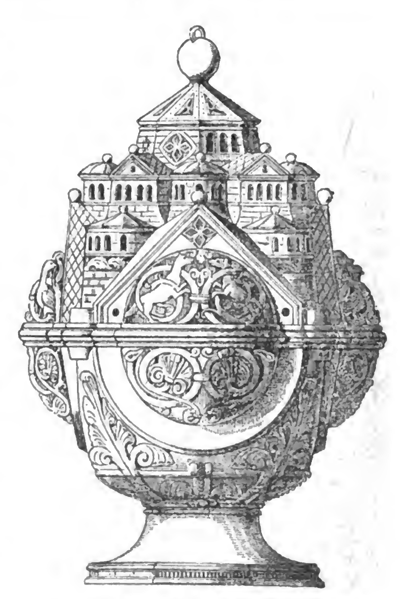


Russisches Kirchengefäß.

Wissen wir doch auch aus neuester Zeit, daß die französische Kaiserin Eugenie einige der schönsten Stücke des französischen Kronschatzes nach ihrem Geschmack und nicht eben zum Vortheil ihres Kunstwerthes hat umarbeiten lassen, wie oft mag das in den früheren Zeiten der Unbildung geschehen sein? Ja, viele Reiche legten einen Theil ihres Vermögens geradezu in Goldarbeiten an, nur um sie bei passender

Gelegenheit schnell einschmelzen und zu Gelde machen zu können.

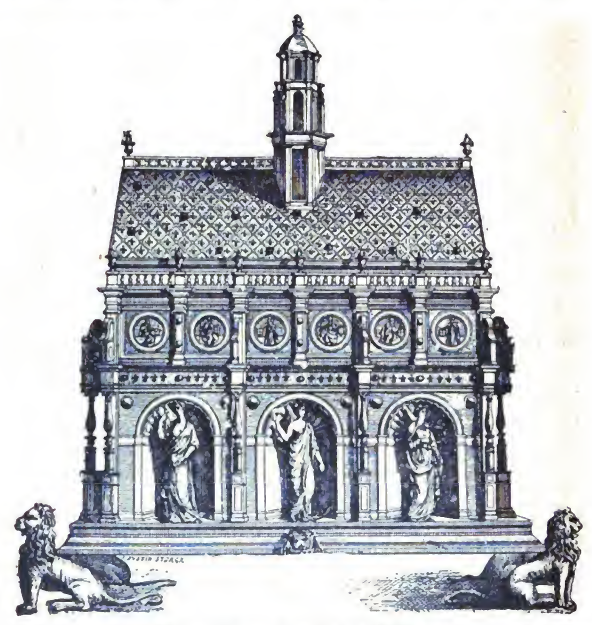
So kommt es, daß uns aus langen Jahrhunderten fast gar keine Goldschmiedearbeiten, aus anderen dagegen nur kirchliche Geräthe übrig geblieben sind. Die Kirche wußte mit ihren kostbaren Gütern besser haushalten und sie in Zeiten der Gefahr auch wohl trefflich zu verbergen. Und das Feld, auf dem sich der Goldschmied im Dienste der Kirche bethätigen konnte, war groß genug, um für Jahrhunderte den besten Künstlern zur Entfaltung ihrer Kräfte zu genügen. Da gab es Monstranzen, Rauchfässer, Hostienbehälter, Schmuck- oder Abzeichen für die kirchlichen Würdenträger, Taufbecken, Reliquienschreine und noch mancherlei zu verfertigen, und der Reichthum, den viele alte Kirchen noch heute an Gold- und Silbergeräthen bergen, läßt die Fülle früherer Zeiten nur noch ahnen.



Rauchfaß aus Trier.

Eine echt germanische oder romanische Kunst wollte sich im Norden indessen nur langsam entwickeln; die Gegenstände, die uns aus den ersten Zeiten des Mittel-

alters erhalten sind, zeigen auch jetzt noch vielfach Anklänge an orientalische Arbeiten oder sind in ihren Motiven gänzlich dem maurischen oder byzantinischen Styl entlehnt. Erst im 11. und 12. Jahrhundert begann sich eine heimische Goldschmiedekunst auch im Westen Europa's zu regen.



Reliquienschrein Ludwig's des Heiligen.

Freilich sah sich der Goldschmied in dieser Zeit noch viel zu streng als Handwerker an, um es jemals zu wagen, in seinem Fache eine selbstständige Kunstentfaltung zur Geltung zu bringen; er schloß sich dem Baustyl, der Bildhauer- und Malerkunst seines Jahrhunderts an und suchte nach ihren Motiven schlecht und recht zu wirken. So zeigt uns ein

dieser Zeit angehöriges Rauchfaß aus Trier eine vollständige Ritterburg im romanischen Styl über dem Bauch des Gefäßes.

Gleichzeitig mit ihrer Formenentfaltung offenbarte die Kunst aber auch wieder ein reicheres Gepräge. Edle Steine, im frühen Mittelalter besonders geschliffene Krystalle, Carneole, Onyxe und Topase, welche man noch als Kostbarkeiten aus der Römerzeit bewahrte, fügte man gern den goldenen Kunstwerken als Zierrath ein. Auch das Graviren und Stechen im weichen Metall mußte der Meister verstehen, um alle glatten Flächen in seinen Geräthen durch eingeschnittene Verzierungen zu beleben. Nur ein tüchtiger Künstler, der das Zeichnen und die Baukunst, den Guß und das Treiben in Blech, Erfindung und Ausführung in gleichem Maße beherrschte, konnte jetzt noch etwas Tüchtiges leisten, und so erklärt es sich, daß mit der Zeit, anfangs in Italien, dann auch in Deutschland und Frankreich, die bedeutendsten



Leigh Cup, London.
Ende des 15. Jahrhunderts.

Architekten, Bildhauer und Maler nicht selten aus der Werkstätte des Goldschmiedes hervorgingen.

Als einen besonders ausgebildeten und in Deutschland, Frankreich und Italien in gleichem Maße verbreiteten Zweig der Goldschmiedekunst müssen wir hier die Anfertigung der zahllosen Reliquienschreine hervorheben, die vom frühen Mittelalter bis zum 16. Jahrhundert in oft prachtvoller Ausführung gefertigt wurden. Unsere Abbildung zeigt das von Löwen getragene, in Architektur und Plastik gleich prächtig ausgeführte Reliquiar Ludwig's des Heiligen, welches dem 13. Jahrhundert angehört und in Paris in einer von dem frommen Könige selbst gestifteten Kapelle seinen Platz erhielt. Die gedrungenen Formen des romanischen Styls sehen wir hier schon in die durchbrochenen, feinen Weisen der eben entstehenden Gothik übergehen, welche soeben in der Baukunst die Herrschaft zu erringen begann. Man darf jedoch nicht glauben, daß dies die durchgängige Form der Reliquienbehälter gewesen sei; anstatt des haus- oder kirchenförmigen Schreines finden wir ebenso oft die Gestalten von Thürmen, Kapellen, Särgen oder Urnen vertreten; ja sogenannte Kopf- oder Fußreliquiarien, welche je die Gestalt des in ihnen enthaltenen Gliedes nachahmten, waren nicht eben selten. An Edelsteinen, Bergkrystallen, geschnittenen Steinen, Email und Malereien wurde bei diesen Werken, wie begreiflich, nicht gespart.

Die Zeit, in welcher die Goldschmiedekunst gleich den meisten anderen Künsten und Gewerben hauptsächlich im Dienst der Kirche gearbeitet hat, reicht bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Wohl ließ auch weiterhin die Kirche schöne Kunstwerke anfertigen, aber neben ihnen tritt nun eine stattliche Reihe von Meisterwerken, welche die Goldschmiede der verschiedensten Länder im Auftrage des weltlichen Reichthums schufen, in den Vordergrund. Der Platz, an dem diese Prachtstücke zu glänzen hatten, war meist die

festlich geschmückte und voll besetzte Tafel des Fürstenschlosses oder des reichen Patrizierhauses. Pokale, Trinkgefäße und Tafelaufsätze sind uns in den mannigfachsten und oft entzückendsten Formen erhalten; bald dienen ihnen erhabene Figuren, bald Emaillirungen, bald gravirte Zeichnungen zum Schmuck, oft wurden die letzteren auf der Innenseite großer Humpen oder Schalen so kunstreich eingeschnitten, daß sie beim Mahle auf den weingefüllten Gefäßen zu schwimmen schienen. Auch seltene Muscheln, Straußeneier, Kokosnüsse mußten später zu Trinkgefäßen, prächtig in Gold gefaßt, dienen, und aus Büffel- und Rhinozeroshorn ward manch' kostbares Weingefäß bereitet. Kannen und Schüsseln, Salznäpfe, Teller und sonstiges Tischzeug stand den Pokalen an Pracht nicht nach. — Von „Fugger'scher Pracht" erzählt der Zeitgenosse und Augenzeuge Hans v. Schweinichen, der mit

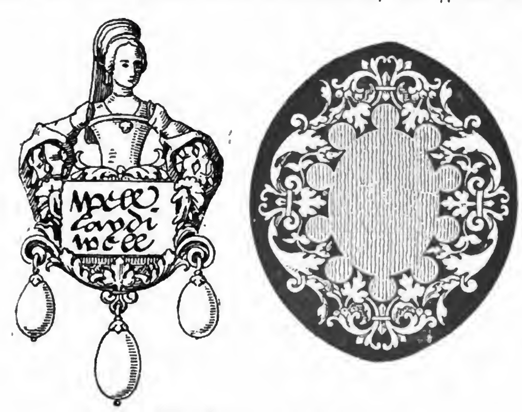


Kanne im Palast Durazzo zu Genua.

seinem Herrn, dem Herzog Heinrich von Liegnitz, von Markus Fugger zu Gast geladen war: „Ein dergleichen Bankett ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser traktiren könnte. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmor, der Kredenztisch war mit Trinkgeschirren und merkwürdig schönen venetianischen Gläsern besetzt; er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold werth sein." In einem Thurm sahen die Gäste einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen, die Herr Fugger selbst „über eine Million Gold" schätzte.

Aber nicht die Fürsten und Reichen allein, auch fast jede Stadt war im Besitze einiger absonderlicher Prachtstücke, von denen hier nur eines aus der frühesten Zeit, der noch dem 15. Jahrhundert angehörige sogenannte Leigh Cup aus London als Beispiel dienen mag. Noch verhältnißmäßig einfach in der Gestalt, weist er in seinen Details die feinste Durchführung und eine unendliche Menge von Arbeit in Gravirungen, Ornamentik und Plastik auf. Aber welch' ein Abstand dennoch, wenn wir ihn mit einem Meisterwerke der italienischen Goldschmiedekunst, wie es die prächtige Kanne aus dem Palast Durazzo in Genua darstellt, vergleichen! Phantasie und Formenreichthum entwickeln hier eine wahrhaft tropische Ueppigkeit; das ganze Kunstwerk lebt und webt von Wesen und Formen aus der Menschen-, Thier-, Pflanzen- und Fabelwelt, und die eigentliche Gestalt des Gefäßes muß unter üppig rankendem Leben fast verschwinden. Wie Malerei und Plastik in Italien unter Künstlern von Raffael's, Leonardo da Vinci's oder Michelangelo's Bedeutung schon ihre Blüthe erreicht hatte, als man im Norden erst zu lernen begann, so kam auch die höchste Ausbildung der Goldarbeit dort, auf dem klassischen Boden alter Ueberlieferungen und von südlicher

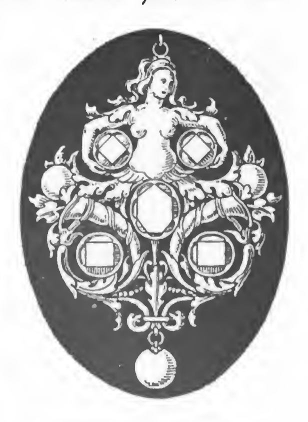
Phantasie getragen, früher zur Vollendung, als sonst irgendwo. Die Werke eines Brunellesco, der später Archi-



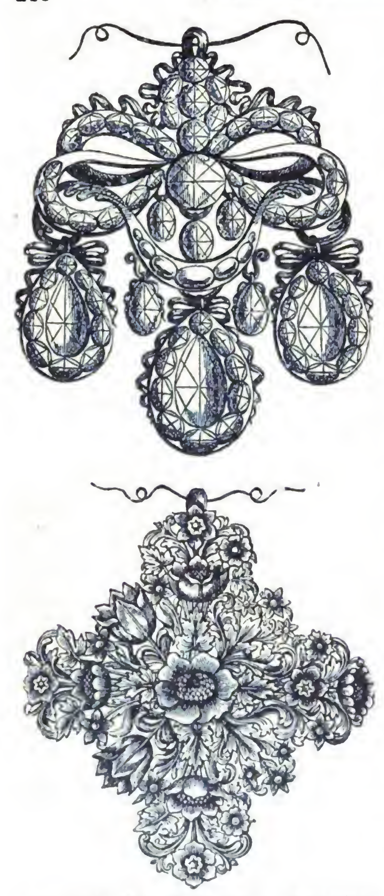
Schmuckstücke von Hans Holbein.

tekt, eines Ghiberti, der Bildhauer wurde, und vor allen Anderen eines Benvenuto Cellini haben die Bewunderung der ganzen civilisirten Welt gefunden.

Aber auch ihre Kunst drang mit den übrigen Erzeugnissen der italienischen Renaissance in den Norden, und wenn sich deutsche Künstler etwas später zur Vollendung aufschwangen, so waren ihre Werke darum nicht schlechter. Es zeugt von dem hohen Ansehen der Goldschmiedekunst in Deutschland, daß sich Künstler wie Albrecht Dürer und Hans



Schmuckstück von Hans Holbein.



Französischer Schmuck aus dem 17. Jahrhundert.

Holbein der Jüngere neben ihrer Thätigkeit als Maler auch dem Entwurf von goldenen Prunk- und Schmuckstücken gern zuwandten und sich auch selbst mit der Bearbeitung des edlen Metalles befaßten. Vielfach war Letzterer, abgesehen von seinen eigenen Ausführungen in Edelmetall, für Goldschmiede und Medailleure thätig und hinterließ in Holzschnitt und Zeichnung eine Menge von Entwürfen für Pokale, Tafelaufsätze, Dolchscheiden, Schmuck u. s. w., die eine echte Freudigkeit am Schaffen verrathen. Die Hauptepoche der deutschen Goldschmiedekunst aber brach erst nach dem Tode dieser Männer an, als die früher aus Italien übertragenen Motive in Deutschland selbstständiges Leben gewannen, und man hier Werke erzeugte, die wir den schönsten Ar-

beiten Italiens zur Seite stellen können. Künstler wie Wenzel Jamnitzer aus Nürnberg und Anton Eisenhoidt, der Silberschmied aus Warburg, die das 16. Jahrhundert beherrschten, oder wie Melchior Dinglinger von Biberach, der für August den Starken eine Menge von Kunstwerken schuf, die noch heute das „Grüne Gewölbe" in Dresden schmücken, sind bis heute unübertroffen geblieben.

Von Italien aus ward auch in Frankreich eine neue Blüthe der Goldbearbeitung wachgerufen. Cellini selbst hielt sich in Paris auf und brachte die Formen der italienischen Renaissance dort zur Herrschaft. Während uns aus dem Mittelalter wenige Erzeugnisse französischer Goldschmiedekunst aufbewahrt worden sind, ward nun in Tafel- und Toilettengeräth, Leuchtern, Uhren und anderen Dingen ein unglaublicher Luxus entfaltet; im 17. und 18. Jahrhundert leistete Frankreich in goldenen und silbernen Schmuck- und Schaustücken Großes, und zur Zeit Ludwig's XIV. wurde der französische Geschmack in dieser, wie in vielen Richtungen für ganz Europa maßgebend. Einige Schmuckstücke aus dieser französischen Periode zeigen unsere Abbildungen. In Deutschland trieben damals besonders die Höfe von München und Dresden, wo der oben erwähnte Dinglinger seine Kunst entfaltete, mit goldener Pracht nach Frankreichs Beispiel einen großen Luxus. Im 19. Jahrhundert endlich ging das ganze Kunstgewerbe mit Einschluß der Goldschmiedekunst unter dem Einfluß des steifen Zopfstyls langsam zurück, um sich erst in den letzten Jahrzehnten mühsam zu erholen; indessen sehen wir unsere Betrachtung, welche blos auf die historische Entwickelung der Goldschmiedekunst einen kurzen Ueberblick werfen sollte, an der Schwelle dieses neuerlichen Aufschwunges als beendet an.



Im Hafen.

Ein Verkehrsbild. Von **H. Myers.**

(Nachdruck verboten.)

Sobald unter dem Einfluß der Frühlingsstürme auf den Flüssen das Eis bricht, beginnt es auf den schiffbaren Wasserstraßen von Fahrzeugen zu wimmeln, welche stromauf, stromab Waaren transportiren, und die Flußschiffer, die den Winter über müßig gelegen haben, nehmen ihre Thätigkeit wieder auf. Folgen wir aber den Fahrzeugen, die gezogen von Pferden oder Menschen auf sogenannten Treidelwegen, fortgeführt von der Strömung des Flusses oder des Kanals, getrieben endlich von günstigem Wind, der ihre grauen und braunen Segel schwellt, oder fortgestoßen durch die Staken, deren Griff der Schiffer an seine eisenharte Schulter setzt, um mit aller Kraft seines Körpers sich dagegen zu stemmen und das Schiff fortzubewegen; folgen wir den Fahrzeugen, die stromabwärts durch Schleusen und Kanäle der Mündung des Flusses zustreben, so gelangen wir an einen Hafenort, wo Fluß- und Seeschifffahrt sich berühren, wo Inland und Ausland sich die Hand reichen, wo der Pulsschlag des Weltverkehrs lebhaft zu spüren ist.

Wählen wir für unsere Beobachtung nicht einen der internationalen Häfen, wie Hamburg oder Bremen, sondern einen der deutschen Häfen an der Ostsee, wie Stettin oder Danzig, so können wir gerade hier die Vereinigung von

Fluß- und Seeschifffahrt, von Eisenbahn- und Wasserstraßen, von Binnen- und Weltverkehr dem Leser am deutlichsten klar machen.

Immer breiter und mächtiger ist der Fluß geworden, auf dem die Kähne vom Binnenlande her seiner Mündung zufuhren, immer zahlreicher werden die Fahrzeuge, die dem Seehafen zusteuern, um hier ihre Ladung an die großen Schiffe abzugeben, die sie in fremde Meere und Länder tragen sollen, und wiederum die kostbare Fracht, die diese Schiffe mit sich brachten, in sich aufzunehmen und sie den Städten des inneren Landes zuzuführen. In einem besonderen Becken des großen Seehafens liegen die Flußschiffe vertaut und verankert. Mit ihren hochragenden, wenn auch verhältnißmäßig kleinen Masten bieten sie einen ganz imposanten Anblick, aber wenn auch die meisten der eingedeckten Kähne, die bis 10,000 Centner Ladung aufnehmen können, uns auf dem Fluß ganz stattlich vorkamen, wie klein sehen sie hier aus neben den Oceandampfern, die in ihrer Nähe am Quai oder Bollwerk, d. h. an der aus Steinen oder Holzverplankung hergestellten Ufereinfassung festgemacht sind. 70 bis 120 Meter lang sind diese Ungeheuer, deren Rumpf haushoch aus dem Wasser herausragt, in dem er schon 4 bis 6 Meter tief liegt. In der Mitte des Schiffes befindet sich in ungefähr doppelter Mannshöhe die Kommandobrücke, und aus seinen mächtigen Dampfschornsteinen, von denen jeder einzelne einen solchen Umfang hat, daß wohl ein lustiges Paar in ihm tanzen könnte, ohne an die Wände zu stoßen, quillt in dicken Wolken der Rauch von den Kesseln, die den Dampf für die vieltausendpferdigen Dampfmaschinen liefern.

Dampfer an Dampfer liegt hier an dieser Stelle. Das obere Drittel des Schornsteins ist gewöhnlich mehrfarbig angestrichen, und an der Form und den Farben des Anstrichs erkennt der Kundige, zu welcher Linie oder zu welcher

Rhederei der Dampfer gehört. Das weiße Kreuz im rothen Felde zeigt uns den Dampfer der dänischen Thingvaller-Linie an; dort der rothe Stern im blauen Felde eine englische Linie; eine Anzahl von schwarzen Sternen im weißen Felde eine schwedische; einige Buchstaben eine deutsche Rhederei.

An einer anderen Stelle des Bollwerks liegen die kleineren Dampfer; es sind „Reisefahrer", d. h. Küstenfahrer, welche an der Küste entlang den Verkehr zwischen den verschiedenen Hafenorten vermitteln, wohl aber auch nach dem nächstgelegenen Festlande, wie Dänemark, Schweden hinübergehen. Man empfindet etwas wie Unbehagen, wenn man daran denkt, daß man mit diesen verhältnißmäßig kleinen Dampfern, deren Bord so niedrig über der Wasserfläche liegt, über die See fahren soll, wenn sie aufgeregt ist. Aber dem Binnenländer erscheinen diese kleinen Dampfschiffe doch noch sicherer und vertrauenerweckender, als die Segelschiffe, die an einer anderen Stelle ankern. Die größten derselben, Barks und Briggs mit drei, beziehungsweise zwei Masten sind oft monatelang unterwegs, und fahren trotz ihrer verhältnißmäßigen Kleinheit bis nach Ostindien, China und Japan, trotzen allen Gefahren der chinesischen See, den Wirbelstürmen und Orkanen, und kehren meist glücklich heim.

Muth und Gewohnheit gehören freilich dazu, um sich einem solchen Schiffe anzuvertrauen. Steigt man aber einmal in den Leib eines dieser Seegelschiffe hinein, die so unansehnlich erscheinen, dann erkennt man erst, daß es doch mächtige Schiffe sind, die tief im Wasser liegen und für Hunderttausende an Mark Güter in sich aufnehmen können.

Mehr und mehr haben die Dampfschiffe die Segelschiffe verdrängt. Während es vor einigen Jahren noch ebensoviel Dampfschiffe wie Segelschiffe gab, hat sich in den letzten fünf Jahren das Verhältniß zu Ungunsten der

Segelschiffe verschoben. Segelschiffe fahren zu langsam, und auch auf See bedeutet Zeit Geld. Jeder Tag ist kostbar, jede Stunde bringt für den Rheder, Verfrachter und Empfänger Zinsverluste, und so schwinden mehr und mehr die Segelschiffe zum Bedauern aller echten Seeleute. Nicht nur die Offiziere, auch die Matrosen fahren lieber auf einem Segelschiff, als auf einem Dampfer. Sie behaupten, die Matrosen der Dampfer seien Arbeiter und weiter nichts, während nur sie eigentliche Seeleute seien, von denen man nicht nur Handarbeit, sondern auch Kenntniß, Muth und Geschicklichkeit verlange.

In der That, die ganze Romantik der See findet sich nur noch auf dem Segelschiff. Nur der Kapitän und die Besatzung eines solchen können zeigen, ob sie ihr Handwerk und die Kunst des Seefahrens verstehen. Sie haben mit Widrigkeiten zu kämpfen, die der Dampfer nicht kennt, wie Windstille, entgegengesetzte Winde u. s. w. Darum ist die Seefahrt mit Segeln poesiereicher, interessanter und abwechselnder, als mit dem Dampfschiff, aber unsere Zeit des Geschäftes, des Hastens und des Jagens kann sich auf Romantik und Poesie nicht einlassen. Für sie ist das Geldverdienen, die Raschheit und Sicherheit des Verkehrs zur See die Hauptsache, und deshalb schwindet das Segelschiff mehr und mehr, und der Dampfer tritt an seine Stelle.

In diesen Dampfern stecken gewaltige Kapitalien. Jener Koloß da drüben, der so hoch aus dem Wasser emporragt, der dänische Dampfer der Thingvaller-Linie, kostet etwa 2 Millionen Mark ohne Ladung. Das Schiff lag noch vor drei Tagen im Dock der Schiffsbaugesellschaft und wurde dort ausgebessert, weil es bei der letzten Reise Schaden gelitten hatte. Die Reparatur allein kostete 340,000 Mark. Und dieser Dampfer ist keineswegs einer der größten, die über den Ocean fahren. Die Passagier-

schiffe der deutschen Gesellschaften, die allerdings mit allem erdenkbaren Luxus ausgestattet sind, kosten 4 bis 5 Millionen Mark und mehr.

Der Dampfer der Thingvaller-Linie kann ungefähr drei lange Güterzüge voll Ladung in sich aufnehmen, d. h. Ladung im Werthe von 8 bis 10 Millionen Mark. Man denke daran, welche Summe von Werthen dieses Schiff repräsentirt, wenn es auf hoher See schwimmt. Natürlich wendet man dann Alles auf, um Ladung und Schiff unbeschädigt, aber auch möglichst schnell in den Bestimmungshafen gelangen zu lassen. Jeder Leser, welcher der Zinsrechnung kundig ist, wird es sich selbst ausrechnen können, wie viel Zinsen die 12 Millionen tragen, die Schiff und Ladung werth sind, und wie wichtig es ist, jeden Tag zu sparen. Die Schiffe aber, die hier im Hafen liegen, müssen sämmtlich Hafenabgaben zahlen, sowohl für das Liegen am Bollwerk, für die Benutzung der Hafenanlagen und der Krahne, als für Tonnen und Barken, die draußen verankert sind und dem Schiffer den Weg nach und aus dem Hafen anzeigen, für Lootsen u. s. w. Diese Abgaben werden gezahlt nach dem Tonnengehalt des Schiffes und der Liegedauer, und so bedeutet jeder Tag Aufenthalt außer dem Zinsverlust für Schiff und Ladung auch noch die Zahlung der Hafenabgaben.

Deshalb bleibt kein Kapitän eine Stunde länger im Hafen, als er muß. Sind doch die Kapitäne meist an der Ladung betheiligt und auch Miteigenthümer des Schiffes und haben so alle Veranlassung, das Interesse der Rheder wie ihr eigenes wahrzunehmen. Deshalb diese fieberhafte Thätigkeit auf und neben den Schiffen, deshalb rasseln ununterbrochen bei Tage und Nachts bei elektrischem Lichte die Dampfkrahne auf den Schiffen und die mächtigen festen und verschiebbaren Dampfkrahne, die am Quai und vor den Speichern aufgestellt sind; deshalb herrscht auf

diesen Schiffen nicht einen Augenblick Ruhe, deshalb hört man ununterbrochen das Fauchen der Dampfmaschinen, das klirrende Rasseln der Ketten, die Rufe der Mannschaften und Maschinisten, daher dieses Gedränge an dem Quai und neben den Schiffen von Maklern, von Kaufleuten, von Händlern aller Art, von Vermittlern, Arbeitern u. s. w.

Zeit ist Geld. Das lernt man erst hier im Hafen kennen. Aus dem Innern des Schiffes bringt der Dampfkrahn, der auf dem Verdeck aufgestellt ist, Faß auf Faß heraus; aber nicht etwa einzeln, sondern fünf bis zehn mächtige Fässer, mit Ketten zusammengeschnürt, auf einmal; und durch eine andere Luke ladet der auf Eisenbahnschienen laufende Krahn des Quai's direkt vom Eisenbahnwagen, der bis an ihn herangefahren ist, riesenhafte Ballen in das Innere des Schiffes ein, wo dieselben von den unten arbeitenden Schiffsladern abgenommen und verstaut werden. Man verliert fast die sonstige Schätzung von Kräften und Gewicht, wenn man da drüben einen kleinen Krahn sieht, der immer drei Pianos in hölzernen Kasten, mit mächtigen Ketten zusammengebunden, aufnimmt und mit seinem eisernen Arm herumdreht, um sie in das Innere des Schiffes hineinzulassen. Seine Leistung aber ist noch gar nichts gegen die größeren Krahne, die weiter unten stehen, von denen jeder einzelne eine vollständige Lokomotive sammt Tender auf einmal in die Höhe heben, herumführen und ein- oder ausladen kann.

Die ausgeladenen Waaren liegen in langen und hohen Stapeln am Quai. Sie werden durch andere Krahnen bis in die nahen Speicher geschafft oder durch Lastwagen fortgefahren, und wenn wir einen Gang an den Speichern entlang machen, die sich mehrere Kilometer weit an den Quais hin erstrecken, wenn wir in ihnen das Leben und Treiben sehen, wenn wir entdecken, daß sie von oben bis unten mit

Waaren gefüllt sind, dann überkommt uns eine Ahnung von dem Umfang und der Größe des Weltverkehrs, der die Schätze aller fünf Erdtheile austauscht und noch beständig im Steigen begriffen ist.

Aber nicht nur in den Speichern, auf Schiffen und Quais herrscht reges Leben, auf dem Wasser selbst wimmelt es von kleinen und großen Booten, die mit Dampf oder mit Handrudern fortbewegt werden und aneinander vorüberschießen, sich kreuzen, überholen und in ihrer Fahrtrichtung schneiden. Die kleinen Schlepper warnen mit ihren kurzen, heulenden Dampfpfeifentönen, ebenso wie die kleineren Dampfschiffe, die den Personenverkehr vermitteln, auf denen die Beamten der Hafen- und Zollbehörde im Hafen umherfahren, mit ihren gellenden Pfiffen.

Die Thätigkeit dieser kleinen Schiffe wird uns aber erst recht klar, wenn wir einen Augenblick auf ihre Namen achten. Dieser kleine Dampfer, der „Hans“ heißt, schießt an uns vorüber, als gelte es, mit dieser Nußschale noch hundert Meilen im Tage zurückzulegen. Eine Viertelstunde später aber sehen wir ihn schon wieder zurückgefahren kommen, hinter ihm aber ein Schiff, das mindestens fünfzigmal so groß ist, als er selber. Er bringt einen riesenhaften Dampfer hereingeschleppt, der nur mit Hilfe eines solchen kleinen Schleppers an den Quai herangelangen kann. Die Riesendampfer können nämlich nur steuern, wenn sie in voller Fahrt sich befinden, bei dem Gedränge im Hafen und bei der schmalen Wasserstraße können sie aber nicht mit vollem Dampf fahren; außerdem wühlen die riesenhaften Schrauben der Schiffe den Untergrund zu sehr auf und erzeugen dadurch Versandung und Verschiebung der Grundmassen, die Schiffe werden daher durch die kleinen Schlepper hereinbugsirt und ebenso wieder herausgebracht. Eine Viertelstunde später sehen wir den kleinen „Hans“ schon wieder mit einem herausgehenden

Dampfer nach der See in Fahrt, und es ist staunenswerth, was von diesen kleinen Dampfschiffen allein in einem Tage geleistet wird. Deshalb diese Geschäftigkeit, deshalb die Hast, mit der alle die kleinen Fahrzeuge durch das Wasser getrieben werden. Zeit ist Geld — Zeit ist sehr viel Geld hier im Hafen, wo kein Mensch eine Stunde länger bleibt, als er muß.

Nehmen wir unseren Weg nach der See zu, so erblicken wir lange Dämme, die in das Meer hinausgehen; es sind sogenannte Molen, dazu bestimmt, die Versandung des Hafens zu verhindern und den Schiffen eine sichere, gegen den Wellengang des Meeres geschützte Einfahrt zu verschaffen. Aus riesenhaften Quadern gebaut, zwischen denen mächtige Verbindungsstücke aus Cementguß angebracht sind, reichen diese Molen weit in das Meer hinaus. Sie sind nicht gemauert, sondern halten durch das Gewicht der eigenen Schwere zusammen. Die Wellen haben ihnen ihre Lage ein- für allemal angewiesen, und der Seegang kann wohl über sie hinwegschlagen, aber sie nicht von der Stelle rücken. 1200 bis 1600 Meter weit gehen sie in das Meer hinaus, und darauf steht der Leuchtthurm, der des Abends sein wechselndes Licht vier deutsche Meilen weit hinaus in die See sendet und die Marke ist, auf die das Schiff zusteuert. Am Ende der Molen, auf dem sogenannten Kopf, steht ein kleiner, runder Beobachtungsthurm, der Lootsenthurm, auf dem die Lootsen den ganzen Tag über hinausspähen auf die Meeresfläche, um zu sehen, ob Schiffe sich nähern, die durch Signale einen Lootsen verlangen. Draußen kreuzen allerdings auch die Lootsenkutter, aber manchmal kommen so viel Schiffe hintereinander herein, daß vom Thurm selbst, an dessen Fuß der Lootsendampfer bereit liegt, die Mannschaften nach dem Schiffe hinausgeschickt werden müssen.

Es ist gegen Abend. In kaum einer Stunde wird es

dunkel auf den Gewässern. Hier am Ende der Molen haben wir einen so lebhaften Verkehr, wie den ganzen Tag über fast nicht. Die meisten Schiffe gehen jetzt des Abends hinaus, weil sie die Nacht über freies Fahrwasser haben und des Morgens, wenn sie im Sund sind oder in die Nähe der schwedischen Küste kommen, eben bei Tageslicht ihren dann ziemlich gefährdeten Kurs fortsetzen wollen. Auch die Fischerflottille, die des Abends zum Fange hinausfährt, um die Netze zu legen und früh am Morgen mit reicher Beute wiederzukehren, steuert hinaus und verliert sich am Horizont. Große und kleine Dampfer kommen und nehmen ihren Kurs, den man deutlich erkennen und am Rauch ihrer Schornsteine verfolgen kann, nach Nordwesten, nach Norden, nach Nordosten, je nach ihren Bestimmungsorten.

Da kommt, geschleppt von einem der kleinen Dampfer, eines der riesenhaften Schiffe, die wir am Quai liegen sahen. Es ist ein Auswanderungsschiff, das ostpreußische und pommerische Auswanderer, im Ganzen gegen tausend Männer, Weiber und Kinder mit sich führt und das jetzt ebenfalls hinausgeht, um am Morgen früh im Sund, in der Nähe von Kopenhagen zu sein und bis zum Abend womöglich den Sund passirt zu haben. Wie winzig der kleine Schlepper vor dem mächtigen Schiffe aussieht, das ihm willig folgt. Jetzt sind sie hinter den Molen im freien Fahrwasser, der Schlepper löst sich von dem Schiffe und fährt schleunigst bei Seite, als habe er Angst vor dem Koloß, der sich jetzt selbstständig in Bewegung setzen wird. Mächtige Rauchwolken quellen aus den beiden Schloten des Auswanderungsdampfers, vom Deck herüber tönt noch ein schwaches Hurrah der Abfahrenden, dann sieht man den Koloß durch die Wellen schneiden und seinen Kurs nach Nordwesten nehmen. Wie viele Hoffnungen, wie viele Wünsche, wie viele Erwartungen, wie viel Freud' und

Leid trägt er mit sich, wie stolz und sicher sieht er aus! Bald ist er allein auf der Wasserfläche zu sehen, die anderen Dampfer, die immer kleiner wurden, sind verschwunden.

Aber noch immer kommen neue Schiffe heraus, die wir auf der dunkler werdenden Wasserfläche verfolgen können, bis das rothe Licht des Leuchtthurms auf die Fluthen hinüberscheint. Kehren wir aber zum Hafenquai zurück, so herrscht hier weiter das Leben wie am Tage. Elektrisches Licht glänzt überall, die Krahne fauchen und stöhnen, die Ketten rasseln, und Stimmengewirr tönt an allen Orten. Rastloser Verkehr herrscht in den Straßen unmittelbar am Hafen. In der Hafenstadt selbst aber beginnt das Treiben der Geselligkeit für die rastlos schaffenden Einwohner und Seeleute, denen man wohl nach des Tages unablässiger Hast und Arbeit eine Erholung gönnen kann.





Mannigfaltiges.

Die jüngsten und die ältesten Eheleute. — Die Heirathsfähigkeit ist auf dem ganzen Erdenrund bei civilisirten und nichtcivilisirten Völkern an eine gewisse, durch Gesetz oder Herkommen genau bestimmte untere Altersgrenze gebunden. Am niedrigsten ist dieselbe in Indien, wo Kinder im zartesten Alter mit einander verheirathet werden, so daß Brautpaare, welche zusammen noch nicht zehn Jahre zählen, keineswegs selten sind; am höchsten jedoch in einigen Kantonen der Schweiz und in Nordamerika. Früher wurden in der Union zur Heirathsfähigkeit blos 16, also genau so viel Jahre wie in Rußland gefordert, allein da nicht wenige der die Trauung Begehrenden erheblich jünger waren, und Pfarrer, Richter und Magistratspersonen nicht entscheiden konnten, ob sie das gesetzliche Alter hatten, weil in Amerika beim Eheschluß keinerlei Papiere erforderlich sind, so fand eine Hinausschiebung der Heirathsfähigkeit beim Weibe um zwei, beim Manne aber um vier Jahre statt. Er muß also derzeit 20 Jahre sein, oder, wie ein Kenner amerikanischer Verhältnisse bemerkt, wenigstens so alt zu sein scheinen. Dieses Gesetz gilt Vielen als sehr strenge, und der Tag seiner Einführung — es war der 1. Oktober 1885 — ist ein Tag des Jammers gewesen. Ganz Nordamerika beklagte sich damals über den unleidlichen Druck von oben und pries die Regierung von Pennsylvanien, welche voll Mitleid mit allen, deren Vereinigung für's Leben entweder das „Nein“ der Eltern, oder allzu große Jugend entgegen stand, jenes Gesetz auf ihrem Gebiete erst um Mittag den 3. Oktober 1885 in Kraft treten ließ.

Da dies vorher gehörig kund gemacht worden war, fand damals in Pennsylvanien ein wahres Massenheirathen solcher Personen statt, denen es an den gesetzlich erforderlichen Jahren mangelte. Das jüngste Pärchen war zusammen nur 28 Jahre alt. Der Prediger, an den sich die jungen Ehelustigen wandten, wollte anfangs von dieser Kinderheirath nichts wissen, allein auf ihre Versicherung hin nahm der würdige Mann an, daß sie das nach dem alten Gesetze erforderliche Alter von 16 Jahren besäßen. So fand die Trauung statt.

Ein Ehemann von 14 Jahren! Man wird ihn für den jüngsten halten, der jemals dagewesen. Allein gemach, es hat noch jüngere gegeben. Der Erbprinz Heinrich von Nassau-Saarbrücken z. B. wurde in seinem elften Jahre mit der sieben Jahre älteren Prinzessin Maximiliane von Montbarry verlobt, und die Vermählung am 6. Oktober 1779 wirklich vollzogen. Auch Ludwig XIV. wurde sehr frühzeitig Bräutigam und wäre, wenn er nicht entschieden widerstrebt hätte, bereits im Jahre 1649, also in seinem 11. Lebensjahre, mit der spanischen Infantin Anna, einem Kinde von 6 oder 7 Jahren, vermählt worden. Thatsächlich befand sich diese jüngste aller Bräute zur Erziehung am französischen Hofe, aber ein so gutes und reizendes Kind sie auch war, sie hatte doch das Unglück, ihrem Bräutigam zu mißfallen, und mußte endlich nach Madrid zurückgeschickt werden. Uebrigens pflegten im vorigen Jahrhunderte die Reichen und Vornehmen Frankreichs ihre in den Klosterschulen befindlichen Töchter oft schon im zarten Alter von 10 bis 12, höchstens aber mit 13 Jahren zu verheirathen und nach der Hochzeit noch ein paar Jahre im Pensionat zu belassen; ein Verfahren, welches die Romantik des Pensionats gezeitigt und nicht wenige Entführungen verschuldet hat. Heutzutage hat dergleichen Mißbräuchen das Gesetz Schranken gezogen, und es ist überall, wenn schon nicht ganz unmöglich, so doch sehr schwer, den Mangel der Heirathsfähigkeit, insofern derselbe in allzugroßer Jugend besteht, zu bemänteln. Es darf daher nicht Wunder nehmen, daß an Bräuten und Bräutigamen unter 16 Jahren der größte Mangel herrscht.

Dahingegen gibt es uralte Brautleute genug. Nach oben zu ist nämlich die Heirathsfähigkeit eine völlig unbeschränkte, und



so hat erst kürzlich Hiram Lester, ein Jüngling von 124 Sommern, Miß Mary Moseley, ein junges Ding von 81 Lenzen, geheirathet. Die Trauung fand in Atlanta, der Hauptstadt des amerikanischen Staates Georgia, statt, und zwar im Theater, welches kaum die herbeigeströmten Schaaren der Schaulustigen zu fassen vermochte. Dergleichen ist eben amerikanisch! Der Baron Longueville hinwiederum, ein Pariser Rentier, verheirathete sich von seinem 70. bis 110. Lebensjahre nicht weniger als fünfmal. Auch Herr Feodor v. Freimann, ein ehemaliger russischer Offizier, vermählte sich in seinem durch amtliche Dokumente beglaubigten Alter von 100 Jahren mit einem jungen Mädchen von 17 Jahren und lebte, durch die Geburt zweier Knaben beglückt, noch volle 15 Jahre. Noch älter als Freimann, nämlich 114 Jahre, war Hadschi Suliman aus Geridje bei Konstantinopel, als er vor 6 Jahren neuerlich in den Ehestand trat, um, wie er sagte, seinen Namen nicht aussterben zu lassen; und Suliman Saba, ein bosnischer Türke, zählte 126 Jahre, als er den Gedanken faßte, sich abermals zu verheirathen.

Nun sollte man glauben, daß die vorangeführten Männer die ältesten Freier gewesen sind, allein dem ist nicht so. John Surrington, ein Norweger, stellt sie alle in den Schatten. Er heirathete nämlich im Alter von 149 Jahren zum dritten Male, und an seinem Grabe, in das er 1797, 160 Jahre alt gesunken ist, trauerte ein 103jähriges und ein 9jähriges Söhnlein. Dieser Surrington also ist der älteste unter den Ehemännern, die älteste „junge Frau“ jedoch ist gegenwärtig die 83jährige Frau Salzer, wohnhaft zu Albernau im sächsischen Erzgebirge, welche vor Kurzem erst sich mit dem 96 Jahre alten Veteran aus den Freiheitskriegen, Salzer, vermählte. R. M.

Signor Saltarino. — Der Verfasser der im vorliegenden Bande befindlichen interessanten Erzählung „Wildes Blut“ entnimmt seine Stoffe fast ausschließlich jener bunten, glitzernden, abenteuerlich-romantischen Welt des Cirkus, in welcher er seine Jugend verlebte und in welcher er noch heute aufgeht, nachdem er wieder in der bürgerlichen Gesellschaft Boden gefaßt hat. Nur wer in der Manège, in dem grünen Wohnwagen der Vaganten

gelebt, geliebt und gelitten, versteht die Artisten so lebenswahr zu schildern und jene intimen Details so zu beobachten, wie er. Es wird unseren Lesern sicherlich willkommen sein, die nähere Bekanntschaft dieses interessanten Mannes zu machen.

Hermann Waldemar Otto, wie Signor Saltarino im bürger-



Signor Saltarino.

lichen Leben heißt, wurde geboren als Sohn eines Seidenhändlers am 14. April 1861 in Hohenstein in Sachsen, besuchte die Realschule und trat mit 16 Jahren als Volontär in eine Maschinenfabrik ein. Seinem unruhigen Naturell aber gefiel dieser bürgerliche Beruf durchaus nicht, und so brannte der junge Mann bald mit einer wandernden Komödiantentruppe nach Böhmen durch, bereiste mit einer Seiltänzergesellschaft Oesterreich-Ungarn, die Türkei und Rußland, wurde später Menageriesekretär, Clown und

Parforcereiter, „arbeitete" als solcher in den Cirkus Warga, Althoff und Blumenfeld und konnte nur durch einen schweren Sturz bewogen werden, seiner abenteuerlichen Laufbahn zu entsagen. Seit einigen Jahren lebt er als Sportschriftsteller in Düsseldorf.

Saltarino schrieb folgende ausschließlich den Cirkus behandelnde Werke: „Auf geharktem Sande" (Novellen); „Auf schwanken Bahnen" (Roman); „Cavalcada" (Roman); „Der Artist" (Drama); „Artisten-Lexikon", „Pauvres Saltimbanques", „Heidonc-En-avant!" (illustrirte Novellen); und „Circenses", in welchen er das Ganze der Cirkusarbeit zusammenfaßt. Wir hoffen unseren Lesern noch öfters Schöpfungen seiner mit so sprühender Lebenswahrheit schildernden Feder vorzuführen.

Heubäder. — Wer im Sommer so glücklich ist, das herrliche Südtirol bereisen zu können, der wird in den Städten und Dörfern längs der Etsch, also im deutschen Theile des Landes, häufig der öffentlichen Bekanntmachung begegnen, daß da und dort „das Heubad" eröffnet worden sei. Und diese Ankündigung ist nicht etwa ein Scherz, sondern voller Ernst. Das Heubad besteht in Südtirol als „Volksheilmethode" schon lange und zwar darin, daß das von den Bergen hereingebrachte, noch feuchte Heu in irgend einer Halle oder einem Schuppen aufgeschichtet und festgetreten wird. Kommt dann der nach einem Heubade Lüsterne, zieht der „Bademeister" eine tiefe Grube in das dampfend heiße, gährende Heu, und in diese Grube muß sich der Badegast hineinlegen. Nun wird er völlig mit Heu bedeckt, so zwar, daß nur sein Kopf aus der duftigen Masse hervorragt. — Bald umfängt ihn eine wohlthätige Wärme, die sich steigert und zur gewaltigen Hitze wird. Der Schweiß dringt dem Badegaste aus allen Poren und er schwitzt nun so lange er es eben aushält. — Dann wird er genau so wie in einem Dampfbade behandelt und wenn sein Rheumatismus oder ein ähnliches Gebreste der ebengeschilderten, durch 14 Tage fortgesetzten Kurmethode nicht weicht, dann ist dagegen überhaupt kein Kraut gewachsen. — Doch soll, wie behauptet wird, ein Mißerfolg dieser unbekannt von wem ersonnenen Volkskur nur höchst selten zu verzeichnen sein, und das Heubad immer wenigstens den Appetit zu einer ungeahnten Höhe steigern. E. Sch.

Tischgewohnheiten vor 1000 Jahren. — Zu Karl's des

Großen Zeiten, wenn das Mittagsmahl fertig war, wurde zuerst der Tisch in die große Speisehalle getragen: tragbare Gestelle wurden herbeigebracht, auf die man Bretter legte, und Alles ward nach beendigter Mahlzeit wieder entfernt. Auf den Tisch ward ein Tischtuch ausgebreitet, wie man solches auf alten Gemälden, mit schönen, gestickten Rändern verziert, oft abgebildet sieht. Ein altes lateinisches Räthsel aus dem 8. Jahrhundert sagt: „Ich füttere die Leute mit mancherlei Speisen; zuerst bin ich ein Vierfüßler mit einem schönen Kleide bedeckt; dann werde ich meines Zierraths beraubt und verliere dazu noch meine Beine." Die Nahrung der alten Germanen bestand zum großen Theil aus Brod, was schon aus der Thatsache hervorgeht, daß man einen Diener „Brodfresser" und die Dame des Hauses „Brodgeberin" nannte. Das Brod ward in runden, flachen Kuchen gebacken, welche der Aberglaube des Kochs mit einem Kreuze markirte, um sie vor dem Verbrennen zu bewahren. Milch, Butter und Käse wurden auch genossen, und die Hauptfleischnahrung bestand in Speck, da die damals einen großen Theil Mitteleuropa's und Englands bedeckenden Eichenwälder mit ihren Eicheln die Schweinezucht im ausgedehntesten Maße begünstigten. Unsere Vorfahren waren nicht allein starke Esser, sondern unglücklicherweise auch gewaltige Trinker. Die Trinkhörner waren anfangs buchstäblich solche und mußten in einem Zuge geleert werden; später wurden die primitiven Hörner durch Glaspokale ersetzt, die aber in ihrer Form an ihre rauhen Vorfahren lebhaft erinnerten und daher ebenfalls in einem Zuge geleert werden mußten. Jeder Gast erhielt einen Löffel, während er das Messer stets selbst in seinem Gürtel bei sich führte; an Gabeln dachte damals Niemand, da ja die Natur dem Menschen zehn Finger gegeben hatte. Es kann daher nicht befremden, daß ein Diener mit einem Wasserbecken sammt Handtuch stets vor und nach der Mahlzeit bei allen Gästen die Runde machte. Braten ward am Spieß, woran er gebraten war, herumgereicht und jeder Gast schnitt oder riß sich einen Fetzen davon herunter, sowie es ihm gerade paßte. Gekochtes Fleisch ward auf die Brodkuchen und später auf dicke Brodschnitten, „Tranchirteller" genannt, gelegt, welche Bezeichnung von einem normännischen Worte, welches „schneiden" bedeutet,

herrührt, da auf solchen das Fleisch geschnitten wurde, um das Tischtuch nicht durch das Messer zu beschädigen.

Anfangs wurden die sogenanten Tranchirteller aufgezehrt oder auf den steinernen Fußboden den Hunden, die zu den Füßen ihrer Herren kauerten, hingeworfen; später legte man sie in Körbe und gab sie den Armen, welche vor der Pforte der Behausung sich angesammelt hatten. Im späteren Mittelalter war das ansehnlichste Tischobjekt — das Salzfaß, gewöhnlich von Silber in der Form eines Schiffes. Es ward in die Mitte eines langen Tisches gestellt, woran Hausherr und Hausdame, ihre Familie und die Gäste, zugleich aber auch das Dienstpersonal Platz nahmen, und zwar Erstere am einen und Letztere am anderen Ende der Tafel, so daß die Herrschaften oberhalb und die Diener und Trabanten unterhalb des Salzfasses — das gleichsam die Scheidewand zwischen Hoch und Nieder bildete — saßen.

Auf den Landsitzen des hohen Adels wurde das Mittagsmahl mit vieler Ceremonie servirt. Um die bestimmte Stunde trat eine stattliche Prozession in die Halle, einige Musikanten voraus, gefolgt vom Haushofmeister mit seinem Dienststab und hierauf einer langen Reihe von Speisen tragenden Dienern. Viele der Lieblingsgerichte vom Mittelalter haben sich bei der teutonischen Rasse bis heute erhalten, aber man genießt sie nicht mehr mit übermüthiger Verschwendung und Völlerei wie dazumal. Die veränderten Zeiten haben den Menschen genügsamer gemacht. V. Fr.

Napoleon's Vatergefühl. — Am 5. September 1812, als am Abend vor der Schlacht von Borodino, traf der Graf v. Bausset mit dem Bilde des jungen Königs von Rom im französischen Lager ein. Der Kaiser war gerade umgeben von den Marschällen seines Heeres, die aus seinen Händen ihre Aufgaben und Befehle empfingen. Sogleich setzte Napoleon die Vorbereitungen zur Schlacht aus, ließ das Bild seines geliebten Sohnes in das Zelt tragen und betrachtete bis zur Rührung und Berauschung die Züge desselben. Dann ließ er es vor das Zelt in's Lager hinaustragen und dort auf einen Stuhl lehnen, damit alle Soldaten und Offiziere der Kaisergarde es sähen und, wie er sagte, in diesem Anblicke neuen Muth, neue Beweggründe, neue Aspirationen des Heldengeistes für die große Schlacht des kommenden Tages fänden. —d.

Leben und Tod. — In der Physiologie ist in neuerer Zeit die schon im vorigen Jahrhundert von Spallanzoni angeregte Frage wieder aufgeworfen und vielfach diskutirt worden, ob die Lebensvorgänge des thierischen Körpers zeitweilig unterbrochen und durch äußere Mittel wieder angeknüpft werden können, oder mit anderen Worten, ob es möglich ist, leblose Thiere unter gewissen Umständen wieder in's Leben zurückzurufen. Das Für und Wider wird gleichmäßig von zahlreichen Autoritäten vertreten, und die Beantwortung der Frage ist in der That sehr schwer, da selbst in anscheinend zweifellosen Fällen doch noch immer eine leise Möglichkeit bestehen bleibt, daß die wiederbelebten Thiere, wenn auch für vollkommen leblos gehalten, sich dennoch ein gewisses Maß organischer Thätigkeit während der Zeit ihres scheinbaren Todes erhalten und beim Erwachen diese Lebensthätigkeit nur wieder zu normaler Höhe gesteigert haben.

So bestritt man bis in die neueste Zeit, daß vollkommen erfrorene Thiere, Fische oder Frösche, wieder zu beleben seien, obwohl seit Langem gefrorene Hechte und Bleien auf weite Entfernungen verschickt und dann durch Aufthauen in mäßig temperirtem Wasser wieder belebt werden. Es sei, so folgerte man, in diesen Fällen das Innere der Thiere trotz der Eiskruste, die sie bedeckte, warm und thätig geblieben. Nach Versuchen indessen, die neuerdings von den Physiologen Müller-Erzbach und Knauthe angestellt wurden, ist ein solcher Erklärungsversuch kaum noch zulässig, und es bleibt schlechterdings nur die Annahme, daß entweder die behandelten Thiere eine Zählebigkeit besitzen, die auch nach dem völligen Verstummen jedweder Lebensregung noch einen Rest von Leben in gewissermaßen latentem Zustande bewahrt, oder daß in der That, so lange der Organismus selbst nicht zerstört ist, das völlig erloschene Leben sich auf mechanischem Wege wieder anfachen läßt. — Die beiden Forscher haben Frösche und Molche durch Untertauchen in Wasser und Abkühlung des letzteren zum starren Eisklumpen gefrieren lassen. Nach völligem Erfrieren blieben die Thiere dann noch stunden- bis nächtelang entweder einer natürlichen Winterkälte von — 6 bis 8° oder der Wirkung einer Gefriermischung ausgesetzt, dann erst schritt man zur Anstellung der Belebungsversuche. Am völligen Tode war bei diesen

Versuchen kaum zu zweifeln; selbst das Mikroskop ließ keine Spur von Blutzirkulation erkennen, das Herz war dick mit Eis umkrustet und völlig regungslos, die Eingeweide waren mit Eisbröckchen erfüllt und mit Eis umgeben, der ganze Körper war buchstäblich in einen harten, brüchigen Eisklotz verwandelt — und dennoch gelang es in vielen Fällen, die Thiere wieder zu beleben. Am Morgen in's warme Zimmer gebracht, wurden sie gegen Mittag wieder weich und begannen dann eine ganz leise und regelmäßige Herzbewegung. Erst fing die linke, dann die rechte Vorkammer, endlich die Herzkammer selbst an zu pulsiren, anfangs mit zwei bis drei Schlägen während 60 Sekunden, von minutenlangem Stillstand unterbrochen, dann allmälig häufiger. Die Molche führten schon mit den Füßen leise Bewegungen aus, wenn die Eingeweide noch vereist und nur die Herzwände eben aufgethaut waren.

Ebenso erwähnenswerth ist eine andere Versuchsreihe, die von dem französischen Gelehrten Devaux mit Ameisen vorgenommen wurde. Gleich einigen anderen Insekten besitzen diese Thiere eine große Abneigung gegen das Wasser und verlieren, wenn man sie untertaucht, schon nach einer bis zwei Minuten Beweglichkeit und Empfindung, scheinen also todt. Um so mehr überraschte es den Experimentator, Ameisen, welche 6 bis 8 Stunden untergetaucht gewesen waren, nach dem Trockenwerden wieder aufleben zu sehen. Ja selbst wenn die Thiere einen vollen Tag ertränkt gewesen waren, kehrten sie, auf's Trockene gebracht, nach etwa einer Stunde zu schwachen Regungen, nach drei bis vier Stunden zu munterem Leben zurück. Herr Devaux dehnte die Zeit des Untertauchens noch weiter aus, er beließ die Ameisen drei, ja vier Tage unter Wasser, wobei selbstverständlich die ganze Zeit ohne Regung, in anscheinend vollständig leblosem Zustande verbracht wurde; nach einigen Stunden Aufenthaltes in der Luft belebten sich auch jetzt noch viele. Das größte Beispiel von Zählebigkeit, wenn man unter diesen Umständen noch von einer solchen sprechen darf, bot eine Ameise, welche selbst nach fünftägigem Untertauchen wieder lebendig wurde.

Entschieden ist auch hiermit die Frage, ob eine Unterbrechung des Lebens möglich, noch nicht. Nach wie vor stehen sich die

beiden Parteien gegenüber, deren eine das Leben als bloßen Chemismus auffaßt, dessen Wirkungsprozesse zeitweilig unterbrochen und durch geeignete Vorbedingungen ebenso leicht wieder angeknüpft werden können, während die andere an der Wirksamkeit einer mehr oder weniger geheimnißvollen Lebenskraft festhält, die, einmal gebrochen, durch keine Macht der Erde wieder zu neuer Wirksamkeit zu erwecken ist. Vielleicht werfen in nicht allzuferner Zeit vermehrte Beobachtungen auch auf dieses für unsere eigene Zukunft offenbar unendlich wichtige Problem ein helleres Licht.

W. Berdrow.

Eine Königin als Kreuzfahrerin. — Die Gattin Ludwig's VII. von Frankreich, Eleonore, kam auf den romanhaften Gedanken, eine Kreuzfahrerin zu werden, und in der That setzte sie bei Ludwig ihren Willen durch. Der Abt Suger beschreibt die Vorbereitungen, welche sie zu diesem Feldzug machte, und sagt, sobald die Königin Eleonore das Kreuz angelegt hatte, machte sie alle ihre Damen beritten; sie bildeten eine leichte Schwadron, begleiteten so die Königin stets, wenn diese öffentlich erschien, und nannten sich die Leibwache der Königin. Sie trieben amazonenartige Uebungen und begingen öffentlich tausenderlei Thorheiten, um ihren Eifer als wirkliche Kreuzritterinnen zu bezeigen. Auf den Antrag ihrer jungen Königin schickten diese überspannten Frauen Spinnrocken an alle die Ritter und Adeligen, welche klug genug waren, sich von der sehr übel geleiteten Unternehmung fern zu halten. Uebrigens ist die Königin Eleonore nie nach Palästina gekommen: nach dem Tode ihres Gemahls heirathete sie den König Heinrich II. von England. W. H.

Eines Königs Ende. — Heinrich VIII. von England (1509—1547), bekannt durch seine Grausamkeit, hatte die Gewohnheit, so oft sich bei ihm das Gewissen regte, dasselbe durch Völlerei zu beruhigen. Noch auf seinem Sterbelager ließ er sich einen Pokal voll schweren Weines geben, trank ihn aus und sagte mit lallender Stimme zu den Umstehenden: „So meine Herren, nun ist Alles dahin — meine Krone, mein Leben und meine Seele.“ Damit verschied er. Dr. W.

Ein Mißverständniß. — Im siebenjährigen Kriege erhielt ein Dorfschulze die Ordre, eine Quantität Stroh und zwölf Futter-

schneider in's nahe Lager zu senden. Der Aussteller der Ordre hatte aber in der Rechtschreibung arg gefehlt und statt „Futterschneider", zwölf „Fuder Schneider" geschrieben.

Das Stroh kam am bestimmten Tage an, aber die Leute, die es zu Häcksel schneiden sollten, blieben aus. Endlich, zwei Tage nach dem Termin, kommt der Schulze in's Lager, und bringt zwei Wagen mit, die von Menschen vollgepfropft sind. Der General fragt: „Was bringt Ihr da für Kerls?"

„Ach, halten zu Gnaden, Herr General," sprach der erschrockene Schulze, „wir haben Ordre bekommen, zwölf Fuder Schneider zu liefern, aber wenn's uns auch das Leben kostet, wir haben nur diese zwei Fuder, zusammen 26 Mann, aufbringen können; wir haben Meister, Gesellen und Lehrjungen genommen, auch ein paar Pfuscher sind dabei, aber sie nähen gut."

Der General wäre gern böse geworden, wenn die Geschichte nicht zu lustig gewesen wäre. Er ließ den Schneidern zusammen eine halbe Kanne Schnaps geben, und so fuhren sie alle völlig berauscht wieder heim. C. T.

Sonderbare Bestrafung des Kleiderluxus. — König Johann III. von Schweden (1569—1592) ließ für jeden seidenen Rock, Kragen oder Mütze, welche eine Frau besaß, ihr einen Nationalsoldaten in's Haus einquartieren. Bei Einzelnen soll diese Strafe indessen keineswegs gewirkt, sondern den Luxus nur noch vermehrt haben. E. K.



Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Unsern Knaben und Mädchen gewidmet!



Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I 8 M., Jahrgang II, III, IV, V und VI à 9 M.

Der Gute Kamerad darf sich als den erklärten Liebling der deutschen Knabenwelt ansehen. Seine unendliche Reichhaltigkeit, der helle, frische Ton, in dem er zu seinen Lesern spricht, verbunden mit sittlichem, erzieherischem Ernste, haben ihm die Sympathien der Eltern und Kinder erworben, deren er sich heute erfreut.



Spemanns Illustrierte Mädchen-Zeitung.

Erscheint jährlich in 52 Nummern (pro Quartal 2 M.) und in 16 Heften (pro Heft 50 Pf.).

Die erschienenen Jahrgänge in eleganten Einbänden kosten:

Jahrgang I, II, III und IV à 9 M.

Das, was „Der Gute Kamerad“ für die Knaben-, ist „Das Kränzchen“ für unsre Mädchenwelt. Es bietet Erzählungen, Gedichte, Essays, bringt Anweisungen für Malerei-, Stickerei-, Häkel- und andre Arbeiten, giebt Rezepte für Haus, Küche und Keller u. s. w. — kurzum das „Kränzchen“ kennt und weiß die Bedürfnisse eines jungen Mädchens und trägt denselben in vollem Umfange Rechnung.

Abonnements in allen Buchhandlungen.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Für die Bibliothek des Hauses!

Ein fein in Leinwand gebundener Band

eine Mark.

Die

Collection Spemann

von der bis jetzt etwa 230 **Bände** erschienen sind und an deren Erweiterung stetig gearbeitet wird, ist in vorzüglichem Sinne für die Hausbibliothek geeignet. Die bedeutendsten und grundlegenden Werke der Kulturnationen sind in guten Uebersetzungen in der Sammlung vertreten, wodurch diese auch den weitgehendsten litterarischen Ansprüchen Genüge leisten wird. In der **Serie der Gegenwart** finden besonders die ausländischen Romane der Gegenwart ihre Veröffentlichung.

Vorrätig in allen Buchhandlungen.

Inhalts-Verzeichnis.

Bd. 62. Schwarzkoppen, ...
„ 63. Misafi, Calabresi...
„ 64. Turgenjew, Rauch...
„ 65. Schroot, Der Dampf.
„ 66. Diethoff, Unter der harten Hand.
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in seinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Andersen. Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied, übersetzt v. Werner Hahn
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Pasqué. Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fausts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d. Musikantenleben.
„ 79. 80. J. Nettelbeck, Lebensbeschreibung von ihm selbst.
„ 81. Bismarck als Redner. I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II.
„ 84. F. M. Dostojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Masoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand. Atalanta van der Hege.
„ 89. France. Sylvester Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Villinger, Benz und andere Erzählungen.
„ 94. Luise v. François, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy, Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis, Skizzen aus d. Soldatenleben.
„ 97. J. Turgenjew, Neuland.
„ 98. M. Goldschmidt, Der Rabe.
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Walther v. d. Vogelweide, Gedichte.
„ 275. R. Telmann, Gerichtet.
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289. 90. – – – XIV.
„ 292. Münchhausens Abenteuer.
„ 293. 94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd. 101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. – II. Historien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer. Ilias.
„ 105. 106. Sueton. Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, Gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos. Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos, Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I.
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die Verwandlungen. II.
„ 115. Cicero, Ausgewählte Reden.
... Aias, Elektra.
... eben.
... Chloe.
... Gut und Uebel.
„ 120. Tacitus, Annalen. I.
„ 121. Vergil. Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124. Herodots Geschichten.
„ 125. Aristophanes, Die Frösche und die Wolken.
„ 126. Platos Werke, Der Staat. I.
„ 127. – – II.
„ 128. Euripides, Alkestis. Der rasende Herakles.
„ 129. Euripides, Jon. Bacchantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Properz, Tibull.

Engländer.

Bd. 151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen.
„ 153. 154. 155. Fielding. Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Cagliostro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens, Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Eitelkeitsmarkt.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian. Gedichte.
„ 166. 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift, Märchen von der Tonne.
„ 169. 170. 171. Smollet. Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzosen.

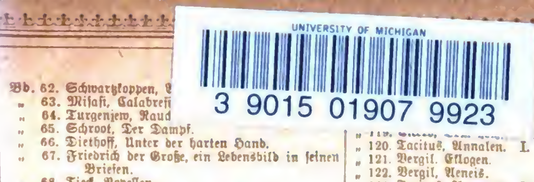
Bd. 201. 202. 203. J. J. Rousseau, Bekenntnisse.
„ 204. de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Sevigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde.
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Saintine, Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rousseau, Die neue Heloise.
„ 213. Mérimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère, Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberst Chabert.
„ 216. La Bruyère, Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus. Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd. 251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden v. J. J. C. Donner.
„ 256. Tasso. Das befreite Jerusalem.
„ 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258. Mancini, Vom Fenster aus.
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd. 301. 302. Gray, Der Dekan von Belminster.
„ 303. de Peyrebrune, Fräulein von Tremor.
„ 304. 305. Hatton. Klytie.
„ 306. 307. 308. Besant, Die gute alte Zeit.
„ 309. Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
„ 310. Ouida. Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Deutschländer, Pater Rodin. I.
„ 315. – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne. I. Band.
„ 317. – – II.
„ 318. Murray, Ga...
„ 319. Am Glück ... übersetzt vo...



Bd. 62. Schwartzkoppen, ...
„ 63. Misasi, Calabresi...
„ 64. Turgenjew, Raud...
„ 65. Schroot, Der Dampf.
„ 66. Diethoff, Unter der harten Hand.
„ 67. Friedrich der Große, ein Lebensbild in seinen Briefen.
„ 68. Tieck, Novellen.
„ 69. Andersen. Bilderbuch ohne Bilder.
„ 70. Das Nibelungenlied, übersetzt v. Werner Hahn
„ 71. Humboldt, Briefe an eine Freundin. II.
„ 72. Gontscharow, Eine alltägliche Geschichte.
„ 73. Frey, Erzählungen aus der Schweiz.
„ 74. Pasqué, Zwei Eleven Worths.
„ 75. Becker, Das alte Bild.
„ 76. Daudet, Ein Märtyrer der Liebe.
„ 77. Fausts Leben von Widmann.
„ 78. H. Ehrlich, Novellen aus d. Musikantenleben.
„ 79. 80. J. Nettelbeck. Lebensbeschreibung von ihm selbst.
„ 81. Bismarck als Redner. I.
„ 82. Töpffer, Genfer Novellen.
„ 83. Bismarck als Redner. II.
„ 84. F. M. Dostojewski, Erniedrigte u. Beleidigte.
„ 85. 86. Grimmelshausen, Simplicius Simplicissimus. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 87. Sacher-Masoch, Novellen.
„ 88. Gabr. Strand, Atalanta van der Hege.
„ 89. France, Sylvester Bonnard.
„ 90. 91. Gotthelf, Uli der Knecht. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 92. Bismarck als Redner. III.
„ 93. Villinger, Zenz und andere Erzählungen.
„ 94. Luise v. François, Das Jubiläum u. a.
„ 95. F. v. Gaudy. Ausgewählte Erzählungen.
„ 96. E. de Amicis, Skizzen aus d. Soldatenleben.
„ 97. J. Turgenjew, Neuland.
„ 98. M. Goldschmidt, Der Rabe.
„ 99. J. J. Kraszewski, Der Dichter und die Welt.
„ 100. Walther v. d. Vogelweide. Gedichte.
„ 275. R. Telmann. Gerichtet.
„ 276. 277. Bismarck als Redner. IV. 2 Bände in 1 Band gebunden.
„ 278. Heine, Buch der Lieder.
„ 279. Bismarck als Redner. V.
„ 280. – – – VI.
„ 281. – – – VII.
„ 282. Moltke als Redner.
„ 283. Bismarck als Redner. VIII.
„ 284. – – – IX.
„ 285. – – – X.
„ 286. – – – XI.
„ 287. – – – XII.
„ 288. – – – XIII.
„ 289/90. – – – XIV.
„ 292. Münchhausens Abenteuer.
„ 293/94. Bismarck als Redner. XV.
„ 295. – – – XVI.

Griechen und Römer.

Bd. 101. Tacitus I. Germania, Agricola, Redner.
„ 102. – II. Historien.
„ 103. Platos Werke. Sokrates, Krito, Phädo.
„ 104. Homer, Ilias.
„ 105. 106. Sueton, Cäsarenbilder.
„ 107. Cäsar, Bürgerkrieg.
„ 108. Cäsar, Gallischer Krieg.
„ 109. Aeschylos, Agamemnon, die Choephoren, die Eumeniden.
„ 110. Aeschylos, Die Sieben vor Theben. Die Perser. Die schutzsuchenden Mädchen. Prometheus.
„ 111. Ovid, Die Verwandlungen. I.
„ 112. Nepos, Lebensbeschreibungen.
„ 113. Sophokles, König Oedipus. Oedipus in Kolonos.
„ 114. Ovid, Die Verwandlungen. II.
„ 115. Cicero, Ausgewählte Reden.
... Aias, Elektra.
... eben.
... Chloe.
„ 119. ... Gut und Uebel.
„ 120. Tacitus, Annalen. I.
„ 121. Vergil. Eklogen.
„ 122. Vergil, Aeneis.
„ 123. Tacitus, Annalen. II.
„ 124. Herodots Geschichten.
„ 125. Aristophanes, Die Frösche und die Wolken.
„ 126. Platos Werke. Der Staat. I.
„ 127. – – – II.
„ 128. Euripides, Alkestis. Der rasende Herakles.
„ 129. Euripides, Jon. Bacchantinnen.
„ 130. Plutarchs Werke. I.
„ 131. – – II.
„ 132. Catull, Propertz, Tibull.

Engländer.

Bd. 151. Milton, Paradies.
„ 152. Rob. Burns, Lieder und Balladen.
„ 153. 154. 155. Fielding, Tom Jones.
„ 156. Carlyle I. Goethe, Schiller, Cagliostro, Das Diamantenhalsband.
„ 157. 158. 159. Dickens, Copperfield.
„ 160. 161. 162. Thackeray, Eitelkeitsmarkt.
„ 163. Goldsmith, Landprediger von Wakefield.
„ 164. 165. Ossian. Gedichte.
„ 166. 167. Scott, Waverley.
„ 168. Swift. Märchen von der Tonne.
„ 169. 170. 171. Smollet. Peregrine Pickle.
„ 172. 173. 174. 175. 176. Byrons Werke.

Franzosen.

Bd. 201. 202. 203. J. J. Rousseau, Bekenntnisse.
„ 204. de Saint Pierre, Paul und Virginie.
„ 205. Tillier, Mein Onkel Benjamin.
„ 206. Sévigné, Ausgewählte Briefe.
„ 207. 208. V. Hugo, Notre Dame v. Paris. 2 Bde.
„ 209. George Sand, Indiana.
„ 210. Saintine, Picciola.
„ 211. 212. J. J. Rousseau, Die neue Heloise.
„ 213. Merimée, Colomba, Carmen.
„ 214. La Bruyère. Die Charaktere. I.
„ 215. Balzac I. Der Oberst Chabert.
„ 216. La Bruyère, Die Charaktere. II.
„ 217. Saint Simon, Memoiren. I.
„ 218. Racine, Andromache, Britannicus, Mithridat.
„ 219. Chateaubriand, Werke I.
„ 220. Saint Simon, Memoiren. II.

Italiener und Spanier.

Bd. 251. 252. Petrarca, Gedichte.
„ 253. 254. Manzoni, Die Verlobten.
„ 255. Camoens, Die Lusiaden v. J. J. C. Donner.
„ 256. Tasso, Das befreite Jerusalem.
„ 257. Hart, Blütenlese aus spanischen Dichtern.
„ 258. Mancini. Vom Fenster aus.
„ 259. 260. 261. 262. Cervantes, Don Quijote.

Serie der Gegenwart.

Bd. 301. 302. Gray, Der Dekan von Belminster.
„ 303. de Peyrebrune. Fräulein von Tremor.
„ 304. 305. Hatton, Klytie.
„ 306. 307. 308. Besant, Die gute alte Zeit.
„ 309. Möllhausen, Das Geheimnis des Hulks.
„ 310. Ouida, Verfehlte Spekulationen.
„ 311. 312. 313. Fogazzaro, Malombra.
„ 314. Deutschländer, Pater Robin. I.
„ 315. – – – II.
„ 316. Ahlgren, Frau Marianne. I. Band.
„ 317. – – – II.
„ 318. Murray, Ga...
„ 319. Am Glück ... übersetzt vo...

